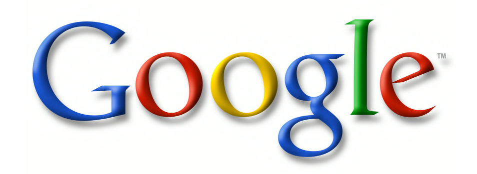
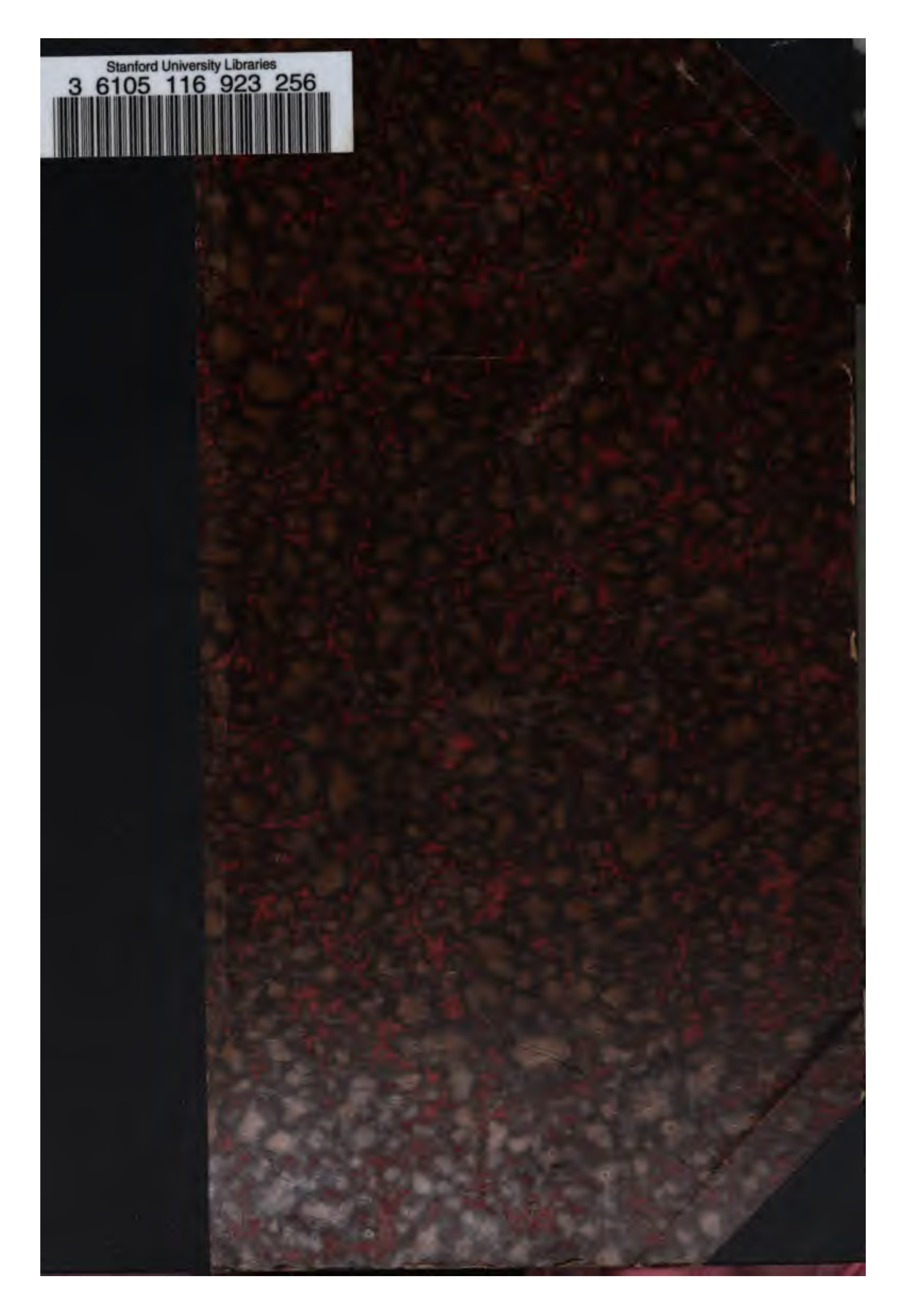
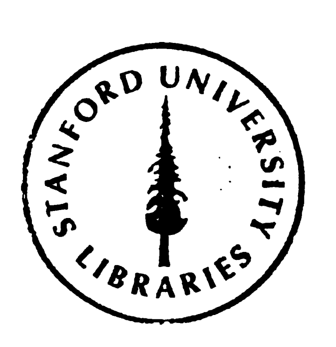

Google



Stanford University Libraries
3 6105 116 923 256





Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1900

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:
Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1900.

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1900

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1900.

Inhalts-Verzeichniß.

Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer.

Von Nanny von Escher.

Leider gehöre ich nicht zu den begnadeten Naturen, denen es vergönnt ist, die Erinnerungen, gleich einem Bilde, das nach Belieben da und dort entrollt werden kann, immer mitzutragen. Die Jahre weben stets einen Nebelschleier, aus dem mir nur das gesprochene Wort klar und deutlich entgegenschallt, während die Figuren hinter seinen Falten wie Schatten zerfließen. Aber weil Conrad Ferdinand Meyer für mich nicht bloß der Dichter des großen stillen Leuchtens war, sondern dasselbe verkörperte, wird sein heller Schein meine Erinnerungen durchdringen.

Ich sah den Dichter zum ersten Mal im Jahre 1882, als er uns an einem schönen Herbsttag in Begleitung seiner Gattin auf dem Albis besuchte. Nachdem meine Mutter mich vorgestellt hatte, frug Meyer mit freundlichem Lächeln: „Ist es wohl das Fräulein, welches für die N.'sche Hochzeitsfeier ein Festspiel geschrieben hat?“ Erröthend bejahte ich. Seit jener Hochzeit waren zwei Jahre verstrichen, Zeit genug, um ein flüchtiges Werk des Augenblickes der Vergessenheit zu überliefern; folglich schämte ich mich dieses Anknüpfungspunktes. Allein Meyer wollte mehr wissen. Er hatte sich s. Z. von jener Gelegenheitsdichtung erzählen lassen und wünschte Aufschluß über die Art ihrer Entstehung. Mit dem Bescheid: „Ich habe sie nicht aus eigenem Antrieb, nur auf Bestellung geschrieben“, hoffte ich, dem

Examen glücklich zu entrinnen. Der Dichter sah mich jedoch forschend an und sagte ernst, als gelte es einen Taufspruch: „Wäre das Talent nicht vorhanden gewesen, so hätten Sie die Bestellung nicht ausführen können; ich gratulire zu Ihrem Talent."

Darauf setzte er sich neben mich, plauderte auf's Liebenswürdigste von seinen Studienjahren in Paris und Italien, und da wir plötzlich gesprächsweise wieder an den lieben Zürichsee zurückgekehrt waren, erwähnte er seiner ersten Begegnung mit Edmund Dorer, dessen vielgerühmtes Preisgedicht über Calderon mich lebhaft interessirt hatte. Meyer freute sich, daß auch ich den einsamen Sonderling im Wangensbach persönlich kannte, die Unterhaltung gewann dadurch immer mehr Leben, und als nach Verlauf einer kurzen Besuchsstunde die Gäste von uns schieden, hatte ich das Gefühl, einen jener Momente gekostet zu haben, die man mit Göthes Wort: „Verweile doch, du bist so schön!" gerne festhalten möchte. Einige Tage später (am 25. Oktober 1882) brachte mir die Post eine Kreuzbandsendung, die in großen festen Zügen meine Adresse trug und den Namen des Absenders: Dr. C. Ferd. Meyer. Es war das brochirte Exemplar seiner damals in 1. Auflage herausgekommenen Gedichte. Beim Anblick dieser unverhofften Gabe, die durch eine Widmung auf der ersten Seite für mich einen unvergleichlichen Werth erhielt, durchzuckten mich die verschiedensten Gefühle: Stolz, Freude und Scham. Aber die Letztere siegte! Ich schämte mich, vom Dichter in dieser Weise ausgezeichnet worden zu sein, bevor ich irgend etwas gethan hatte, mich einer solchen Ehre würdig zu zeigen. Nun durfte ich nicht länger in den Tag hinein leben, sondern mußte um den Preis ringen, den ich als kostbarstes Besitzthum in meiner Hand hielt.

So griff Meyer mit seinem Buch entscheidend in mein Leben d gab ihm Inhalt und Abschluß. Während der Lehrzeit,

die für mich begann und in der mich als einziger Meister mein Wille mit seiner Peitsche vorwärts trieb, sah und hörte ich nichts von Kilchberg.

Erst nach 8 Jahren — anno 1890 — traf ich den Dichter auf der Hochzeit von gemeinsamen lieben Verwandten. Ich hatte für jenen Anlaß zu einer alten Melodie ein Liedchen geschrieben, dessen Worte ihm einleuchteten, weil — wie er mir lächelnd sagte — ein einheitlicher Gedanke darin zu finden sei, was er sonst bei Frauendichtungen oft schmerzlich vermisse. „Es wäre mir daher interessant", fügte er hinzu, „wenn wir nach dem Essen uns in einer stillen Ecke gründlich über den Beruf ausplaudern könnten." So geschah's. Meyer verschwieg mir nicht, daß er im Lauf der Jahre zuweilen von meinen dichterischen Versuchen gehört, daß er sich jedoch geflissentlich fern gehalten habe. Ein wirkliches Talent bedürfe seiner Meinung nach keiner Anregung, sondern müsse naturgemäß zu seiner Zeit an's Ziel gelangen, während ein Schein-Talent nur zu leicht durch eine verfrühte Aufmunterung in's Unglück gestürzt werde. Daher sei er allen Anfängern gegenüber grundsätzlich zurückhaltend; auch wisse er sehr wohl, daß er die höchsten Anforderungen an Form und Inhalt stelle und deßhalb ein noch tastendes Gemüth leicht verletzen könnte. Nun sei aber zwischen ihm und mir das Eis gebrochen, und ich solle ihm auf offene Fragen offen Antwort geben.

Ob ich ernstlich gewillt wäre, mich der Schriftstellerei zu widmen? Ob ich wisse, wie glatt die Bahn sei, auf die ich mich hinaus wage? Ob ich meines Ichs sicher sein könne? „Das heißt", fuhr er erklärend fort, „haben Sie einen gefestigten Charakter, auf den Sie sich getrost verlassen dürfen? Das ist eine der Grundbedingungen!" Als ich bejahte, stellte der Dichter noch eine Frage, die mir damals unverständlich war und mir erst durch die Erfahrungen gelöst wurde. „Wären Sie im Stande, etwas Schreckliches zu schreiben?"

Noch heute klingen mir jene räthselhaften Worte im Ohre nach, mit denen der Dichter mich sicherlich nicht in Absonderlichkeiten hineinzustoßen beabsichtigte. Er wollte nur ergründen, ob ich den Muth in mir fühlte, der Kunst zulieb selbst mit irgend einem alten Vorurtheil zu brechen, was in den Augen der Menschen so ziemlich das Schrecklichste bedeutet.

Weil jedoch das Gesellschaftstreiben sich allmählich auch in unseren behaglichen Schlupfwinkel verirrte, blieb mir keine Zeit, um Aufschluß zu bitten, und ich war froh und dankbar genug, als der Dichter mich nicht kurz verabschiedete, sondern im Gegentheil den Tag bestimmte, an dem ich mit meinen Heften zum Examen nach Kilchberg kommen sollte. „Denn“, so schloß er die für mich denkwürdige Unterredung, „mir liegt daran, Sie auf Ihre Seelen-Originalität hin zu prüfen.“

Von dem schönen Nachmittag im Meyer'schen Gut blieb mir verhältnißmäßig wenig im Gedächtniß haften. Der Dichter empfieng mich in seinem Studierzimmer und führte mich hernach zu Frau und Töchterchen auf die Veranda. Dort gieng's an die Arbeit. Ich packte Heft um Heft aus, und da ich je länger je mehr merkte, wie freundlich gesinnt und gestimmt mein Meister war, legte ich zuletzt auch mein ängstlich gehütetes Geheimniß vor ihn auf den Tisch und frug, ob ich lesen solle. Es war eine Dramatisirung seines Jürg Jenatsch, die ich in den Uranfängen meiner dichterischen Laufbahn als Stylprobe betrieben hatte, und zwar in der Weise, daß ich mich streng an den Meyer'schen Text hielt und — soviel ich konnte — seine Worte meinen Jamben anpaßte. Ueber mehr als ein paar Scenen war ich damals nicht hinaus gekommen; doch das Wenige interessirte ihn sichtlich. Nur sagte er: „Sie müssen warten, ehe Sie mit etwas Dramatischem vor's Publikum treten. Man muß die Leiter stufenweise erklimmen und darf nicht die oberste Sprosse zuerst nehmen. Wenn Sie einmal 100 Gedichte, wie diejenigen

sind, die Sie mir jetzt vorgelesen, beisammen haben, dann geben wir ein Bändchen heraus; aber auch die Lyrik soll nicht das Erste sein, womit Sie sich an die Oeffentlichkeit wagen. Sie müssen sich mit einer epischen Dichtung von etwa 12 Gesängen — in der Art meines Hutten — einen Namen machen." Als ich mir erlaubte, einzuschalten, es fehle mir neben der Besorgung des Haushaltes die Zeit zu Quellenstudien, sagte er begütigend: „Das werde ich besorgen. Ich gebe Ihnen gelegentlich den Stoff, den Sie zu verarbeiten haben; seien Sie unbekümmert, es wird etwas Klassisches werden, das bleibt."

Und als ich noch ein Mal mit der Frage herausrückte, ob ich nicht in der bisherigen Weise einfach für mein Privatvergnügen weiter dichten könne, entschied er: „Nein!" Die Veröffentlichung müsse mir als Ziel vorschweben, das ich langsam erreichen solle.

Von einer Umarbeitung der fertig vorliegenden Gedichtchen wollte er nichts wissen, selbst da nicht, wo er gesagt hatte, der Grundgedanke hätte mehr Ausbau verdient.

„Graben Sie bei den künftigen Sachen tiefer. Vergessen Sie endlich, daß Sie eine Dame sind und daß es Leser auf der Welt gibt; denn nur wenn Sie aus dem tiefsten Innersten schöpfen, werden Sie Ihr Bestes zu Tage fördern."

An diese Mahnung mußte ich fortan immer denken, und bei jedem späteren Zusammensein mit Conrad Ferdinand Meyer empfand ich ihre wohlthätige Wirkung. Wie oft ich noch nach Kilchberg kam, weiß ich nicht mehr. Neben dem persönlichen Verkehr bildeten die kurzen Briefchen meine Hauptfreude.

Da in ihnen die ganze Freundlichkeit des Dichters zur Geltung kommt, lasse ich sie hier folgen. Vielleicht kann ein Wort, das Meyer mir schrieb, auch einem Dritten zum Anker werden; dann haben diese Blätter ihren Zweck erfüllt!

Die Veranlassung zu dem ersten Brief, mit dem die Korrespondenz ihren Anfang nahm, ergab sich bald. Als uns Meyer

am 15. September 1890 mit seiner Gattin einen Besuch abstattete, zeigte ich ihm den seither in Bächtold's Gottfried Keller-Buch erschienenen schönen Brief Kellers.[1]) Er theilte meine Freude daran und bat mich, ihm meine Variante zu Kellers Abendlied[2]) gelegentlich abzuschreiben, was ich mir natürlich nicht zwei Mal sagen ließ. Im Uebrigen hütete ich mich, den Dichter, der von allen Seiten in Anspruch genommen war, mit Zuschriften zu belästigen. Nur wenn er ausdrücklich die Kopie eines Gedichtes verlangte, um dasselbe einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, nahm eine solche Sendung den Weg nach Kilchberg, was noch bei zwei Gedichten: „Mein Festgewand" und „Erkämpft" der Fall war. Das Letztere hatte ich auf des Dichters Wunsch geschrieben. Während eines vergnügten Plauderstündchens hatte ich Dr. Meyer den Vorgang erzählt, der auf sein Geheiß den Versen zu Grunde gelegt wurde. Ich wollte zwar Einsprache erheben, als er sagte: „Diesen Stoff müssen Sie dichterisch verwenden!" Aber es half nichts. Mit dem Bescheid: „Ein jeder Seelenkampf kann poetisch verwerthet werden", wurde ich heimgeschickt. Daß ich etwas nicht könne, mochte ich nicht auf mir ruhen lassen, daher machte ich mich endlich an die Aufgabe. — Hier muß ich noch einschalten, welche Antwort ich erhielt, als ich den Dichter eines Tages frug, was ich lesen solle, um den Geist so heranzubilden, wie es ihm passend scheine. „Nicht viel, nur Gutes, z. B. die Odyssee in der Uebersetzung von Voß, Shakespeares Dramen, Göthe und, um auch für die Geschmacksrichtung unserer Zeit nicht verständnißlos zu bleiben, die drei großen Rußen Tolstoi, Turgenjeff und Dostojewski."

Und als ich ihn einmal bat, mir zu rathen, wie ich den prägnantesten Ausdruck suchen solle, wenn der Begriff durch

---

[1]) J. Bächtold, Gottfried Kellers Leben, III. Bd., Seite 591.

[2]) Gottfried Kellers gesammelte Gedichte, I. Bd., Seite 43.

mehrere Worte gedeckt werden könne, forderte er mich auf, die französische Uebersetzung der deutschen Redeweise als sichern Maaßstab anzunehmen. Ich habe dieses Mittel in der Folge auch oft erprobt und stets im Stillen dem Dichter für den guten Rath gedankt. Noch ein anderer Meyer'scher Ausspruch ist ein Artikel meines persönlichen Glaubensbekenntnisses geworden: „Man wird erst wahr, wenn man zu dichten anfängt."

Doch nun zu den Briefen!

I. In Eile. Kilchberg, 21. Sept. 1890.[1])

Eine kurze umgehende Antwort, verehrtes Fräulein. Meine Erinnerungen an Keller erscheinen im 1. Heft der Dichtg. (1. Oct.) und ich denke sie Ihnen verschaffen zu können. Was Ihr Keller'sches Gegenstück[2]) betrifft, so glaube ich, unbeschadet der

---

[1]) Ich lasse absichtlich nur diejenigen Bemerkungen weg, die mir im Vertrauen gemacht wurden oder für Dritte unangenehm sein könnten. Alles Uebrige folgt unverändert.

[2]) **Variante zu Gottfried Kellers Abendlied.**

Durch der Augen helle Fensterlein
Fiel uns freundlich Bild um Bild herein;
Rosig glänzten ferner Berge Reih'n
In des Winters Abendsonnenschein.

Aber plötzlich sich ein Schatten legt
Auf die Bilder all', und tief bewegt
Denken wir des Dichters, der gehegt
Die Empfindung, die uns jetzt erregt.

Zu der Freude sich die Wehmuth schlich;
Doch wir flüstern leise: Tröste dich!
Ob auch deinem Aug' der Glanz entwich,
Freut ein and'rer Mensch des Schönen sich.

Gehst auf Erden du den letzten Gang,
Lauschest du der Engel Lobgesang
Und vergissest bei dem süßen Klang,
Daß man just dein Todtenglöckchen schwang!

neuern Fassung[1]), es muß bleiben, wie es Keller gelesen und beantwortet hat. Die Authenticität darf nicht vermindert werden.

Der kleine Tuchschmid war uns gestern eine angenehme Erscheinung. Wir danken für den gesendeten Hüttenbaumeister und empfehlen uns freundlichst der Mutter und Ihnen.

Ihr ergebener C. F. Meyer.

* * *

II. 11. Oct. 1890.

Verehrtes Fräulein, erst heute erhalte ich die fragl. D. Dichtg. und beeile mich, Ihnen ein Ex. zu senden, mit der Bitte, es mir aufzuheben (nicht zurücksenden, sondern gelegentlich selbst bringen!). Ich lege eine Kleinigkeit über Salis bei.

Eine Schublade öffnend, finde ich neulich ein hübsches Forget-me-not, A floral Album, das nur Ihnen gehören kann und das ich Ihnen gleichfalls aufhebe.

Beste Grüße, auch an die Mutter.

Ihr heute das 66. antretender C. F. Meyer.

* * *

III. Verehrtes Fräulein, jederzeit hier willkommen! Darf ich bitten, die Kellernummer zu senden, da dieselbe dringend verlangt wird.

Also bald kommen und die Mutter grüßen. Ich schreibe Ihnen etwas in Ihr Forget-me-not.

24. Oct. 1890. Ihr C. F. M.
guten Winter wünschend.

...nswürdigen Einladung leistete ich damals mög-
... Noch erinnere ich mich ganz genau, wie mich
... Worten empfieng: „Was haben Sie mir mit-

[1] ... sich über diesen Punkt getäuscht, es existirte
...druckte Fassung.

gebracht?" und wie ich mit dem Bescheid „Verse nach Ihrem Rezept" mein Gedicht „Festgewand" auspackte. Als ich es gelesen hatte, sagte der Dichter schmunzelnd: „Es freut mich, daß Sie sagen, diese Verse seien nach meinem Rezept; denn sie sind schön. Ich habe auch etwas für Sie geschrieben." Damit stand er auf, holte sein Heft und trug mir das Gedicht „Das bittere Trünklein"[1]) vor, später noch andere: „Fluth und Ebbe"[2]) u. s. w.

Natürlich sprachen wir eingehend über alle und als die Abschiedsstunde schlug, drückte mir Meyer mit den Worten: „Es ist doch schön, wenn man, wie wir beide, Freude an einander haben kann", herzlich die Hand.

Das Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung, welches mich damals erfüllte, bleibt die Grundstimmung für die Melodie, die bei Nennung des Namens Conrad Ferdinand Meyer in meinem Herzen widerhallt.

IV. Sylvester 1890.

Verehrtes Fräulein, Nehmen Sie, Frau Oberst und verehrtes Fräulein, unsere Wünsche!

In „Mein Festgewand"[3]) ist ein gewisser Stolz (fierté), der, nothwendig, hier oder dort beanstandet werden wird, doch rathe ich denselben, mit Maaß und Geschmack, zu bewahren.

---

[1]) Conrad Ferdinand Meyers Gedichte, IV. Auflage, Seite 50.
[2]) „ „ „ „ IV. „ „ 173.

[3]) **Mein Festgewand.**

Was ich an Liebe jemals durft' erfahren,
Und was an Träumen meine Brust einst barg —
Ach, Vieles wird gewebt in jungen Jahren
Und Manchem dient's als Decktuch für den Sarg —
Ward mir zur Schleppe an das Lebenskleid
In Lust und Leid.

Es ist eine Persönlichkeit, eine Eigenthümlichkeit! — und darauf kommt es eben an.

Auch das *sehr schöne* Motiv des Becherverkaufs[1]) müssen Sie so behandeln ohne Breite und Lehrhaftigkeit.

Freundlichst

C. F. Meyer.

* * *

V. *Nach meinem Gefühl*, verehrtes Fräulein, ist es so nun *weit* schöner als früher. Nur einige Details.

V. 1. Weh und Ach, trivial des Reimes wegen.

V. 2. *Schier*, fast 2c., alles Limitirende taugt nicht in der *Poesie, die frank und rund redet*, „liegt verschwendet“ ist gut.

V. 5. Die Frauen dürfen eine Thräne zerdrücken, die Männer müssen *zürnen*. Vielleicht etwas mehr ausführen.

V. 6. Was der Eine spricht, etwas kürzer und derber, männlicher: Potz! Das ist eine Ritterin. Etwas ganz leichten Humor hineinbringen. Alles Sentimentale weg!

Wohl schürz' ich sacht sie auf im Alltagsleben,
Sie schützend vor des Unbefugten Tritt;
Doch in der Festzeit, die mir Gott gegeben,
Darauf er Rosen streut, da wallt sie mit.
Nicht arm und schmucklos ist mein Lebenskleid
In Lust und Leid.

Nur langsam konnt' sich das Gewand entfalten
einer vollen Stoff- und Farbenpracht;
braucht' ich's eilig, mußt' ich auch veralten
ftmals näh'n in banger Schmerzensnacht,
freu' ich mich: es schleppt dahin mein Kleid
Viel Lust und Leid!

folgende Brief bezieht sich auf dieses Gedicht.

V. 7. Kleinlaut darf nicht gesagt, muß gefühlt werden.[1])

Empfehlungen an die Mutter.

Freundlichst

Ihr C. F. Meyer.

11. Febr. 1891.

---

[1]) Ich bringe das Gedicht, wie ich es auf des Dichters Wunsch geändert hatte und wie es in meine kleine Sammlung aufgenommen worden ist.

Erkämpft.

Zwei Fremde kamen. Einlaß mußt' ich geben,
Ich führte sie hinauf in unsern Saal,
In dem wir seit Jahrzehnten einsam leben,
Fernab der Welt, fernab der Stadt zumal.

Dort streift die Sonne flüchtig nur die Dächer,
Hier lacht sie grüßend in das Haus herein;
Auch heute funkelte ein gold'ner Becher
Berückend schön in ihrem gold'nen Schein.

Die beiden Fremden standen wie geblendet;
Dann rang es sich von ihren Lippen leis:
„Da liegt ein todtes Kapital verschwendet,
Wir zahlen gern den allerhöchsten Preis!"

Ihr Redeschwall ergoß sich immer weiter,
Um mich zu kirren, klang er schmeichelnd hold,
Er schilderte des Glückes Himmelsleiter
Mit starken Sprossen von gemünztem Gold.

Lang' lauscht' ich ihm; doch als ich aufwärts schaute
Zu meiner Ahnenbilder Zeugenreih'n,
Glaubt' ich zu seh'n, wie manche Thräne thaute
In Frauenaugen; ruhig sagt' ich: Nein!

Selbst die Geharnischten, mir schien, sie wollten
Herniedersteigen, falls ich zweifelnd blieb,
Die Hände ballten sich, die Augen rollten,
Ich hört' die Drohung: Thu's nicht! uns zu lieb.

VI. Verehrtes Fräulein!

Die l. Frau ist von Baden, wo sie längere Zeit mit Milly war, heimgekehrt — könnten Sie uns die Freude machen, nächsten Montag Nachmittag 3 mit uns den Kaffee zu nehmen?

Die übrige nächste Woche ist besetzt und vielleicht wäre es klug, die gute Witterung noch zu benützen.

Unsere Empfehlungen an die Mutter!

Kilchberg, 21. Febr. 1891.

ergebenst
Ihr Meyer-Ziegler.

* * *

VII. 26. Mai 1891.

Verehrtes Fräulein,

auch ich habe mich nach Ihnen gelangweilt und schlage Ihnen — kürzehalber — vor, nächsten Sonntag (31.) mit uns zu speisen (1 Uhr).

Sie fänden sehr harmlose Gesellschaft.

Was war doch das fragl. Gedicht? ich glaube Ebbe und Fluth. Wissen Sie, bald erscheint Edit. 4. Die schenke ich Ihnen und dann haben Sie alles bequem beisammen.

Also auf Wiedersehen.

Meine Empfehlungen an Frau Oberst.

* * *

Drum hielt an meinem Wort ich ohne Wanken,
Den beiden Fremden aber kam's zu Sinn,
Wer in des alten Geisterspukes Schranken
Verharre, sei wohl eine Ritterin.

Drauf zogen als Besiegte sie von dannen,
Und siegeselig legt' ich meine Hand,
Als müßt' ich alle bösen Mächte bannen,
Auf meiner Ahnen gold'nes Unterpfand.

VIII. Herzlichen Dank für das herzige Gedicht.[1]) Schade, daß Sie es nicht selbst brachten.

Ich überlasse mich, bei Vollendung meiner Novelle[2]), völlig meiner Phantasie, was einem jungen Manne nicht zu rathen wäre, einem alten aber nichts schadet.

Meine Empfehlungen an Frau Oberst.

Freundlichst . .

12. Juni 1891.

* * *

IX. Mein verehrtes Fräulein,

im Begriff nach Steinegg zu gehen, um dort meine Nov. zu vollenden, die mir unglaublich zu thun gibt, verreise ich nicht, ohne Ihnen gesagt zu haben, wie leid es mir thut, daß Ihr Ex. der Gedichte von C. F. M. noch nicht von Leipzig angelangt ist.

---

1) **Pilgrim und Wandersmann.**

Nicht jeden Pilgrim, jeden Wandersmann
Geleitete das Glück an treuer Hand
Zu der Oase, wo er rasten kann,
Weil er die reinste Freudenquelle fand;
Doch auch nicht Jeder trägt von langer Fahrt,
Was er mit Lust und Liebe aufgespart,
Die überreichen edeln Schätze heim
Und streut sie in das Land hinaus im Reim.

Du hast's gethan! Gesegnet ward der Ort,
Der unscheinbarste, den betrat dein Fuß:
Aus jeder Blume duftete ein Gruß.
Was schüchtern lallte eines Kindes Mund,
Du hörtest's, Laut für Laut, zu guter Stund',
Und wer prophetisch solches deutet dann,
Der ist kein Pilgrim und kein Wandersmann!

(Die hier abgedruckten Gedichte habe ich der anno 1895 bei J. Huber in Frauenfeld erschienenen Sammlung entnommen.)

2) Angela Borgia.

Bitte, geben Sie mir Frist bis nach meiner Wiederankunft in Kilchberg.

Stets der Ihrige

C. F. Meyer. 24. Juli 1891.

Meine Empfehlungen an Frau Oberst.

* * *

X. Mein verehrtes Fräulein,

ich bin Ihnen dankbar, daß Sie sich Kilchberg und unser so freundlich erinnern und hoffe, Sie bei Ihrem spätern Aufenthalt in Zürich zu uns einladen zu dürfen. Jetzt ist es hier ziemlich unbehaglich bei den tägl. Fremdenbesuchen während der endenden Ferien und hauptsächlich bei den vielen Stadtfahrten.

Inzwischen grüßt auf's Freundlichste, mit Empfehlungen an Frau Oberst, stets

Ihr C. F. M.

27. Sept. 1891.

* * *

XI. Der Dichterin und der noch lebensvollen Mutter unsere Wünsche! Lassen Sie uns alle heute Nacht unsere Bündel — Sorgenbündel — in kräftigem Schwunge ins neue Jahr hinüberwerfen!

Der verehrten Frau Oberst und der Fräulein, die es hoffentlich 1892 nicht bei dem Anblick der Pappeln wird bewenden lassen, alles Gute und Beste!

Jahresende 1891.

* * *

XII. Verehrtes Fräulein,

es freut mich, daß die Mutter und Sie unser freundlich gedenken und ich hoffe, wenn der Märzschnee geschmolzen ist, Sie 't den Blüthen wiederzusehen. Die Kaiserstuhlernovellen[1]) habe

[1]) C. R. Maienfisch, Drei Erzählungen, Verlag von Albert Müller,

ich mit viel Vergnügen gelesen, schon als Zürcher, und da das Buch ein Erstling ist, dürfen Sie Ihrem Freund, dem Verfasser, herzhaft zureden, noch mehr zu geben.

Die Ermordung Strozzi's[1]) ist — nach meiner Auffassung — eine That des Herzogs, nachdem Lucrezia ihren Gemahl auf die verabredete Weise wissen lassen, Strozzi verschmähe den ihm von ihr gezeigten Ausweg, der herzoglichen Rache zu entgehen, indem er sofort und für immer Ferrara räume.

Strozzi's freche Stimmung ist Reminiscenz aus der Odyssee, wo die Freier, über welchen das nahe Verderben schwebt, gleichfalls in eine unheimliche Heiterkeit ausbrechen.

Mit den Grüßen auch meiner l. Frau an Sie Beide

Ihr

C. F. Meyer.

Kilchberg, 6. März 1892.

Diesem Brief, der mir durch die vielen Korrekturen und die ungewöhnlich dünnen Schriftzüge sofort aufgefallen war, folgte keiner mehr.

Bald drang die Kunde, Dr. Meyer müsse sich aus Gesundheitsrücksichten vom Verkehr mit der Außenwelt zurückziehen, in unsere Bergeinsamkeit. Für mich bildete sie einen schweren Schlag. Ich verlor nicht nur den geistvollen Berather und väterlichen Freund, auch das Arbeitsprogramm, das er mir aufgestellt hatte, fiel jämmerlich zusammen. Der Stoff zu dem Epos, mit dem ich mir nach des Dichters Aussage in den litterarischen Kreisen einen Namen hätte machen sollen, war nie aufgespürt worden. So stand ich mit leeren Händen da und hätte in der Ueberzeugung, daß Meyers Träume sich nun doch nicht für mich

---

1) Der Dichter hatte hier die Freundlichkeit, auf meine Fragen über Angela Borgia einzugehen.

erfüllen würden, am liebsten die Schriftstellerei wieder aufgegeben. Allein meine Freunde ließen mir keine Ruh'. Die Einen munterten mich auf, getrost fortzufahren, die Andern reizten mich mit ihrem gutmüthigen Spott. Da war vor Allem Einer, dessen ehrlicher Ausspruch, ich solle Verse schreiben, so viel ich wolle, lesen werde er sie nicht, mich gegen seinen Willen anspornte. Im Herbst 1894 bat ich Prof. Bächtold, mein Manuskript zu prüfen. Und als dieser strenge Kritiker mir antwortete: „Sie erweisen sich durchgängig als feine Schülerin Ihres Meisters und Nachbars, darum frisch heraus mit dem Liederbuch!" war jener poesiefeindliche Freund der Erste, der sich mit mir freute. Ich schließe diese Erinnerungen mit dem Schlußsatz eines Briefes, den er mir am 29. Nov. 1898 schrieb, nachdem die Nachricht von Conrad Ferdinand Meyers Tod unsere Vaterstadt schmerzlich durchzittert hatte; denn wie kein Anderer wußte er, was ich an Meyer und Bächtold verloren habe:

„So gehen die lieben und guten Alten, die nächsten und die ferneren. Unten die Gräber — aber oben die Sterne, daher weiter mit Gott."

Die sogenannten Waldmannischen Spruchbriefe, ihre Beurtheilung und ihr Schicksal.

Von Prof. C. Dändliker.[1])

Als in den letzten Jahren, seit der Säkularfeier des Stäfnerhandels von 1795, durch Vorträge und Veröffentlichungen die Erinnerung an die Begebenheiten vor hundert Jahren aufgefrischt wurde, mußte öfters der sogeheißenen „Waldmannischen Spruchbriefe" gedacht werden, welche im Stäfnerhandel eine so gewichtige Rolle spielen.

Was enthalten diese Waldmannischen Spruchbriefe? Wie sind sie aufzufassen? Welche Folgen hatten sie für die staatsrechtliche Entwicklung, und was dachten die späteren Zeiten über dieselben? Ueber diese Dinge muß man sich klar werden, wenn man unsere zürcherische Verfassungsgeschichte, und nicht minder die Ereignisse jenes unglücklichen Stäfnerhandels verstehen will. Fast alle Veröffentlichungen der letzten Zeit streiften irgendwie, bald mehr, bald weniger, diese Fragen; aber eine befriedigende Antwort läßt sich nur in einer speziellen Betrachtung der Entstehungsgeschichte und des Inhalts genannter Dokumente geben.

So weit es auf eng begrenztem Raume geschehen kann, sollen diese Fragen in der folgenden Skizze zur Beantwortung kommen.

[1]) Erweiterung eines Vortrages, gehalten in der Antiquarischen Gesellschaft am 14. Januar 1899.

Um aber den geschichtlichen Zusammenhang zu gewinnen, müssen wir uns Zürichs Verhalten zur Landschaft bis zu Waldmanns Sturz in wenigen Zügen vergegenwärtigen.

In den ersten drei Jahrzehenden des XV. Jahrhunderts gewann Zürich durch Kauf und Pfandschaft — ein einziges Mal nur durch Eroberung — eine ansehnliche Reihe von Herrschaften und Vogteien, wie z. B. Küsnach, Meilen, Horgen, Grüningen, Greifensee, Kiburg, Bülach, Regensberg, Freiamt u. A. Bis zu Beginn des alten Zürichkrieges rundete es sein Territorium annähernd auf den Umfang des jetzigen Kantons ab. Weit entfernt, eine Einheit zu sein, bildeten diese Vogteien und Herrschaften (damals an Zahl etwa 20) ein buntscheckiges Konglomerat. Wie jede derselben einzeln für sich erworben worden war, so behielt sie auch zunächst die bisherigen Rechts- und Verwaltungsbräuche bei; sie dienten jede der Stadt Zürich unter denselben Verhältnissen, wie ihrer alten Herrschaft. Diese Rechts- und Verwaltungsverhältnisse beruhten noch ganz und gar auf jener mittelalterlichen Basis, wie sie in den alten Dorf- und Hofoffnungen, den Meierrodeln, den Satzungen der Grundherren, der hohen und niederen Vögte, oft patriarchalisch anmuthig sich gezeichnet findet. So fand man nicht nur von Amt zu Amt, sondern auch von Dorf zu Dorf die verschiedenartigsten Ordnungen, etwa wie heute von Kanton zu Kanton. Was in der Herrschaft Grüningen zu Recht galt, hatte nicht auch Gültigkeit in der Grafschaft Kiburg oder der Herrschaft Regensberg. Was im einen Hof Sitte war, galt nicht auch für den anderen. Friedensbruch z. B. wurde in Stammheim mit 5 ℔ gebüßt, in Kiburg mit 18 ℔.[1]) Für eine Maulschelle büßte man in Regensberg mit 5 ß, anderswo mit dem Doppelten und Dreifachen.

s dieser erworbenen Gebiete brachte von seiner früheren

Das ℔ heute zu etwa 13—15 Fr.

Herrschaft her eine Summe bestimmter, eigenartiger Anschauungen und Gewohnheiten mit. Alle diese hergebrachten Rechte und Gepflogenheiten, mit dem vielsagenden Begriff „Freiheiten" bezeichnet, wurden bei Uebernahme einer Herrschaft durch Zürich entweder stillschweigend anerkannt oder dann (wie z. B. beim Kauf von Bülach) förmlich garantirt und so in ihrem Fortbestande gesichert. In manchen Vogteien gab es unter der Hoheit von Zürich niedere Gerichtsherrn im erblichen Besitze von größeren oder geringeren Herrschaftsrechten, z. B. in der Herrschaft Grüningen zu Kempten, Greifenberg, Wetzikon; in der Herrschaft Kiburg zu Turbenthal, Teufen, Berg, Kefikon, Wülflingen u. A.

Es liegt nun klar am Tage, daß jene Voraussetzung der Fortdauer aller dieser lokalen Rechtsbräuche im Ernste nicht stetig gehalten werden konnte. Der Gedanke der Herstellung einer größeren Einheit in Recht und Verwaltung war unabweislich; er wurde durch die Praxis selbst gebieterisch gefordert. Sollte die Verwaltung prompt und bequem sein, so mußte sie sich gleichmäßiger gestalten. Diesem Ziele strebte die Stadt Zürich zu, und sie konnte es um so eher, als dem Rathe unbedingt die hohe Gerichtsbarkeit und das Appellationsrecht zustand. Denn wenn auch der Rath, sagen wir mit einem hervorragenden Kenner dieser Verhältnisse[1]), „verpflichtet war, nach Herrschaftsrecht und Landgewohnheit zu richten, so war es doch selbstverständlich, daß man der Tendenz zu ausgedehnter Anwendung einheitlichen Rechtes so viel als möglich Vorschub leistete. Hiermit gingen die Landvögte und Obervögte in ihrer Rechtsprechung Hand in Hand, und keines der Aemter vermochte sich diesem Einflusse zu entziehen". Vor diesem nach und nach sich

[1]) E. Huber, System und Geschichte des Schweizerischen Privatrechts, IV, 131.

bildenden, über ein ganzes Herrschaftsgebiet sich erstreckenden Amtsrecht traten dann die örtlichen Hof- und Dorfgerichte und deren Rechtsquellen, die Hof- und Dorfoffnungen, immer mehr zurück; sie sanken zur bloßen Form herab. Es war dies ein wohlthuender Fortschritt, der erste Uebergang zu einer Zentralisation des Rechts, die Voraussetzung der späteren Zentralisation innerhalb des Kantons, und damit der kommenden und bereits eingeleiteten Zentralisation im Bund. Besonders im Strafrecht führte dies zu Reformen (Anwendung des Banns, der Gefängnißstrafe, Bestrafung nicht eingeklagter Vergehen).

Aber das Volk selbst stemmte sich im 15. Jahrhundert gegen diese Entwicklung der Dinge. Es hing mit Vorliebe an den alterthümlichen Hof- und Dorfgerichten und lokalen Rechtssatzungen, mit denen es so eng verwachsen war. Jede noch so vortheilhafte Aenderung im Herkommen wurde von der noch ganz ungebildeten Bauerschaft mit Mißtrauen angesehen und als ein Eingriff in „alte Rechte und Freiheiten“ gebrandmarkt. Mit dem Zug zu größerer Einheit in Recht und Gericht verbanden sich noch viele andere Neuerungen.

Als unsere Städte Herrschaften übernahmen und an die Stelle der früheren geistlichen und weltlichen Herren traten, übertrugen sie die aus ihren bürgerlichen Verhältnissen herausgewachsenen städtischen Verwaltungsgrundsätze auch auf die Territorien. So im Finanzwesen. In den Städten kamen die Steuern auf, und zu diesen wurden nun nach dem Erwerb von Gebieten von Zeit zu Zeit die Landschaften auch herangezogen. Zuerst, 1417, kam in der Stadt die Gutsteuer auf, welche dann, so viel ich sehe, 1425 auch von den Herrschaftsgebieten verlangt wurde;[1]) ca. 1460 wurden Leibsteuern im ganzen Lande erhoben,[2]) zuletzt 1485 Kriegssteuern (die „Reisbüchsen“

[1]) Staatsarchiv Promptuar Tit. „Landschaft“, S. 38.

[2]) Steuerbücher Staatsarchiv, Bd. III, 287—290.

unter Waldmann). Längst früher schon bezog die Regierung zu Stadt und Land das Ungeld (eine Abgabe auf Verkauf von Wein). Mit den Steuern traten auch Monopole ins Leben (für Salz, Jagd, Fischfang).

Ebenso lag es in der Natur eines bürgerlich-städtischen Gemeinwesens, daß dasselbe seinen Haushalt durch mancherlei Verordnungen, Gebote und Verbote nach allen Richtungen hin regelte, also das, was wir Polizei nennen, begründete und darin von ganz anderen Anschauungen ausging, als die früheren adeligen Herren mit ihrem Privathaushalt. Wohlfahrtsideen mußten da in den Vordergrund treten. Die städtische Bürgerschaft wurde wie eine Familie angesehen, in welcher die Obrigkeit gleich einem Familienvater über Thun und Lassen, sittliches Wohl und Wehe, kurz die ganze Lebenshaltung, wachte und für dieselben bestimmte Vorschriften erließ. Auch für die Landschaften fing der Rath an, Kleider- und Sittenmandate zu erlassen. Alles, was ferner eine Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung veranlassen konnte, wie Waffentragen, Versammlungen und Zusammenrottungen des Volkes, später auch freies Reislaufen, wurde untersagt. Statt der „Gemeinden" (Gemeindeversammlungen) wurden Zwölfer gewählt, Ausschüsse der Gemeinden. Ueber diese Verkürzung wird schon 1443 geklagt. Nicht minder mußten sich Handel, Verkehr, die Art der Betreibung der Landwirthschaft, Forstwirthschaft und dergl. an Mandate binden. Besonders wirthschaftliche Beschränkungen kamen durch die Städte auf. Ueberall machte sich das Bestreben geltend, Handel und Gewerbe in den Städten zu konzentriren und die Landschaften auf den Ackerbau zu beschränken. Es sollten dadurch den Zünften ihre ökonomische Lebensader bewahrt und dem Landbau die nöthigen Kräfte erhalten bleiben. So wurden auch bei uns, nach dem alten Zürichkriege, als es galt, der Stadt neue Hülfsquellen zuzuführen, alle Handw

als Monopol der Stadt erklärt. Man suchte ferner einzelne Berufsarten und Einkunftsquellen auf dem Lande zu beschränken und verbot die Errichtung neuer Badstuben und ebenso neuer Oeltrotten. Man trachtete wohl, daraus „Ehehaften" (an gewissen Häusern haftende Vorrechte) zu machen.

Nehmen wir hinzu, daß nun höhere Anforderungen in der Wehrpflicht kamen, alle Ausnahmsstellungen in Recht und Staat verwischt, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit schärfer ausgeschieden und der Plan gefaßt wurde, alle niederen Gerichtsherrlichkeiten an die Stadt zu bringen, daß ferner alle Unterthanen zum Eid des Gehorsams in allen Dingen angehalten, die Wahl der Untervögte[1]) in den Gemeinden vom Rath beansprucht wurde, so ergibt sich die Tendenz der Obrigkeit als eine solche nach Herstellung einer modernen Autokratie, eines einheitlichen, mehr zentralisirten Staates. Es war eine Art Uebergang vom Mittelalter in die Neuzeit, wie er in ähnlichen und anderen Formen in den Staatsgrundsätzen der großen Nationen Europas uns entgegentritt. Der Umschwung der allgemeinen Kultur macht sich da auch im Kleinen und Einzelnen geltend.

Ueber all' diese Neuerungen und diese strengere Geltendmachung der obrigkeitlichen Gewalt entstand auf dem Lande die größte Erbitterung. Es regnete Klagen über solche ungewohnte Sachen, und hin und wieder kam es zu Unruhen und Auflehnungen, die aber alle mit Gewalt unterdrückt wurden. Hie und da gab man etwas nach und ließ man sich auf einige Zugeständnisse ein. Aber bald, wenn die Regierung sich wieder stark fühlte, kehrte sie in die alten Geleise, in die unvermeidlichen Bahnen, zurück.

---

[1]) Die Untervögte waren etwa das, was heute Präsident und Gemeindammann.

Zu rücksichtsloser Steigerung kam dies System der neuen Staatswirthschaft bei uns in der Zeit des Bürgermeisters Waldmann (1483—1489), der, wie man längst weiß, nicht Urheber dieser neuen Staatsgedanken war, sondern nur der, der einige besonders verhaßte Richtungen auf's Schärfste ausprägte.

Es muß als bekannt vorausgesetzt werden, wie dann im Frühjahr (März und April) 1489 durch das Zusammenwirken einer ganzen Menge verschiedener Ursachen, lokaler und eidgenössischer, persönlicher und allgemeiner, eine Katastrophe erfolgte, die Waldmanns Sturz und Hinrichtung herbeiführte. Waldmann fiel — allerdings nur zum Theil — als ein Opfer dieser neuen selbstmächtigen Regierungspolitik.

Das Werden der neuen Ordnung des Verhältnisses zwischen Stadt und Land nach Waldmanns Sturz, und damit die Entstehung der Waldmannischen Spruchbriefe, muß uns nun zuerst beschäftigen.

Als die Boten der VII Orte sich zu Vermittlern zwischen der Regierung und dem aufständischen Landvolk aufwarfen, und beide Parteien diesen ihre Sache anvertrauten,[1]) reichten die Seeleute und später auch die Angehörigen anderer Landestheile ihre Klagen und Anliegen ein.[2])

Die Boten der Orte trugen die Wünsche der Landschaft der Zürcher Regierung, dem allerdings auf tumultuarische Weise eingesetzten, aber von den Eidgenossen als zuständige Behörde anerkannten „hörnernen Rathe“ von 60 vor, welchem auch 12 aus dem alten Rathe beigegeben worden waren. Die Boten

---

[1]) Staatsarchiv, Stadt und Landschaft No. 3259.

[2]) Diese stammen eigentlich schon aus dem März. Aber beim zweiten Male, im April, kam man auf die bereits im März gestellten Klagen zurück. Darnach ist zu berichtigen, was ich in meiner Schrift „Hans Waldmann und die Zürcher Revolution von 1489“, S. 74, Anmerkung 127 gesagt habe.

brachten die Antworten des Rathes wieder vor das Volk und thaten dann ihren Spruch. Das Landvolk, das sich als „Gemeinde“ organisirt hatte, war bei diesen Verhandlungen durch 50 Mann („Tagherren“) aus allen Vogteien vertreten — das erste Mal, daß unsere Landschaft als Ganzes auftrat und mit der Stadt zusammen in Verfassungsfragen handelte. Die Gemeinde der Stadt und diejenige der Landschaft hatten sich nun zu vergleichen.

In einem Aktenstück, welches allem Anscheine nach den Spruchbriefen besonders zu Grunde gelegt wurde,[1]) klagten die Vertreter der Landschaft vom See über Verbot der Gemeinden (d. h. der freien Gemeindeversammlungen), über die Leib- und Kopfsteuer (genannt Plappart- und Angstergeld[2]), die Vogt- oder Faßnachthühner (eine Abgabe für den vogteilichen Schutz), das „Reisbüchsen“-(Kriegskassen-)Geld, über das Salzmonopol, die Zentralisation der Handwerke, das Verbot des freien Kaufs von Zwilch, Leinwand und Hanf, über die Einschränkung in der Wahl der Untervögte und in Besetzung der Gerichte, über Erhöhung der Bußen und die Härte beim Eintreiben derselben, über die Bestrafung mit Gefängniß und Bann, über die strenge Fischordnung, welche den Leuten das freie Fischen in Bächen verbiete, über die Einschränkung in Vergnügungen und Belustigungen (Hochzeiten und Schenkinen, d. h. öffentlichen Bewirthungen ganzer Gesellschaften), den Eid des Gehorsams in allen Dingen, über Beschränkung des freien Zugs, das Verbot des Rebeneinschlagens und des Umhauens von Särlen (jungen Tannen) zum Zwecke von Einfriedungen, das Verbot der am See zeitweise frei gewesenen Jagd und die Bannung früher frei gewesener Waldungen in Thalwil. Alles dies in 18 Klagepunkten.

---

[1]) Zitat desselben s. meine genannte Schrift, S. 74, Anmerkung 126.
[2]) Plappart eine Scheidemünze; Angster ebenfalls.

Nachdem die Schiedsrichter die Sache vor die Obrigkeit gebracht hatten, rechtfertigte diese sich entweder oder machte in einzelnen Dingen Zugeständnisse.[1] Auf die Details wollen wir hier nicht eingehen, sondern nur die Ergebnisse kurz zusammenfassen. Zu völlig rückhaltlosem Entgegenkommen konnte sich der Rath nur verstehen bezüglich der unter Waldmann eingerichteten „Reisbüchsen" (Kriegssteuer). Eine Milderung oder Nachsicht wollte er üben nur bezüglich des Verbotes der Gemeinden, der Wahl der Untervögte (daß die Gemeinden Dreiervorschläge machen), des Verbots der Handwerke, des Umhauens von Särlen, des Einschlagens von Reben, des Jagens und des freien Zuges am See, des Waldbannes zu Thalwil, bezüglich ferner der Bußen und Frevel, der Oeltrotten und Badstuben, der Hochzeiten und Schenkinen. Durchaus beizubehalten wünscht die Obrigkeit das Steuerrecht, das Salzmonopol, ferner das Verbot freien Kaufs, die Fischerordnung, den Eid des Gehorsams in allen Dingen, die Abgabe der Faßnachthühner. Es werden also festgehalten sechs Gegenstände, gemildert eilf und völlig nachgelassen nur ein Punkt. Denn wie sehr der revolutionäre Rath mit der Landschaft einig gegangen in der Feindschaft gegen Waldmann, so sehr war er doch erpicht, der Landschaft gegenüber die Vorrechte der Stadt zu wahren.

Bald stellten auch die Angehörigen anderer Aemter Beschwerden und formulirten eine ganze Anzahl positiver Forderungen, von denen sie nicht abgehen zu wollen behaupteten. Diese (freilich leider nicht ganz vollständig erhaltenen) merkwürdigen Postulate sind:[2])

---

[1]) Das diesbezügliche Aktenstück ist zitirt in meiner genannten Schrift, S. 74, Anmerkung 127. Die jetzige Bezeichnung im Staatsarchiv Zürich ist A 93. 2.

[2]) Staatsarchiv A 93. 1.

Keine Landsteuer mehr, außer in eidgenössischen Sachen.

Kein Kauf von neuen Herrschaften mehr, da die Stadt in trefflichem, Allem nutzbaren Zustand sei.

Theilung des Gewinns an Gut, Brandschatz- und Jahrgeldern mit dem Lande.

Keine neuen „Auffätze" (Mandate, Gesetze) mehr ohne der Landschaft Wissen und Willen.

Abthun aller neuen Beschwerungen; Erleichterung der Lehenzinse.

Verbot des Bezugs von Jahrgeldern in der Stadt ohne der Eidgenossen Wissen und Willen.

Erlaubniß von Besammlung von Gemeinden, um Beschwerden an die Regierung kommen lassen zu können.

Keine Veränderung in den hohen und niederen, geistlichen und weltlichen Gerichten; diese sollen bleiben wie von Alters her.

Abschaffung der beschränkenden Neuerungen im Fischereiwesen.

Durchgehen und prüfen wir diese Forderungen, so ist vor Allem höchst bemerkenswerth und erfreulich, wie sehr die Landleute in ihrem Konflikt mit der kantonalen Regierung ein eidgenössisches Bewußtsein herauskehren: nur für eidgenössische Zwecke erklären sie sich bereit, zu steuern, und das Pensionenwesen soll von der Eidgenossenschaft geregelt werden. Ohne Frage bezeichnete Letzteres einen großen und wohlthätigen Fortschritt, und längst ist ja bekannt, wie Waldmanns Sturz die Idee eines eidgenössischen Pensionenbriefs zu Tage förderte.[1]) Allein die übrigen Forderungen müssen nach den damaligen Verhältnissen fast alle als ein schwerer Rückschlag gegen eine gesunde Staatsentwicklung aufgefaßt werden.

---

[1]) Oechsli, Bausteine zur Schweizergeschichte, S. 101 f.

Durch Verwirklichung dieses Programms hätte besonders die im Sinne der öffentlichen Wohlfahrt glücklich ausgebildete Regierungsgewalt lahm gelegt werden müssen. Die Möglichkeit der Herstellung einer einheitlichen Rechtsordnung wäre für immer abgeschnitten worden. Die zentralisirende Gesetzgebung hätte durch die Verpflichtung zu Anfragen des Landvolkes bei allen Gesetzen, Mandaten und Erlassen für immer einen Stoß erlitten. Auf diesem Gebiete wäre wohl ohne Frage ein Stillstand erfolgt. Denn wir dürfen das damalige Volk nicht mit dem heutigen vergleichen, welches das obligatorische Referendum besitzt und übt. Unser Volk hat jetzt in langer, schwerer Entwicklung, besonders durch die Kämpfe und Stürme der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, eine tüchtige politische Schule durchgemacht und dadurch sich Sinn und Verständniß zugleich für öffentliche Fragen anerzogen; ebenso hat es durch Schule und Bildung einen höheren politischen Reifegrad erlangt. Das Alles müssen wir für jene Zeit uns wegdenken. Dadurch sind wir zu dem Schlusse berechtigt, daß die gänzliche Abhängigkeit des Rathes nicht nur in wichtigen Staatsfragen — was noch eher sich hätte hören lassen und ja auch später in bestimmter Form eine Zeit lang schöne und ersprießliche Praxis wurde[1]) — sondern in allen Erlassen und Mandaten überhaupt, bei der damaligen Kultur und Denkweise nur Rückschritt hätte bringen können.

Noch andere Nachtheile indes hätte die Verwirklichung dieser Volksbegehren herbeiführen müssen. Das Steuerrecht der Obrigkeit

---

[1]) S. Jahrbuch für Schweiz. Geschichte, Bd. XXI und XXIII. Dabei muß bei dieser Sitte der Volksanfragen für jene Zeit auf das persönliche Verhandeln zwischen Regierung und Volk das Hauptgewicht gelegt werden; dieses ist das Charakteristische der ganzen Einrichtung und das, was bei den damaligen patriarchalischen Staatszuständen dieser Sitte allein ihren reellen Werth gab. Man kann darin besonders den Unterschied der alten und neuen Zeit gewahr werden.

in kantonalen Angelegenheiten wäre sistirt, zum Mindesten auf's Aeußerste eingeschränkt worden, und das territoriale Wachsthum (oder sagen wir lieber, die geographische Abrundung) wäre eine Unmöglichkeit geworden. In alle Gewinnste mit den Unterthanen sich zu theilen, dazu mochte die Stadt wohl nur schwer zu bringen sein, und durch die Freigebung des Rechtes, Gemeinden zu halten, wäre der starken Neigung des Volkes zu tumultuarischem Treiben in den Zeiten nach den Burgunderkriegen mächtig Vorschub geleistet worden. Es scheint denn auch, daß diese Wünsche in ihren eingreifendsten Punkten zurückgewiesen wurden. Alle einzelnen Aemter und Vogteien machten dann neben den allgemeinen Wünschen noch solche örtlicher Art geltend; leider sind diese aber nicht mehr erhalten, was sehr zu beklagen ist.

Die eidgenössischen Schiedleute hatten große Mühe und Arbeit; es gelang ihnen, die Obrigkeit zu größerem Nachgeben zu bringen. Nach vierwöchentlichen Bemühungen (vom 6. April bis 9. Mai) kamen die so denkwürdigen Spruchbriefe der VII Orte über die Beziehungen zwischen Stadt und Landschaft zu Stande, welche in der Folge etwas mißverständlich „Waldmannische Spruchbriefe" geheißen wurden![1])

Es sind dies pergamentene Urkunden, mit den Siegeln der VII Orte versehen; die größeren und wichtigsten sind in Heftform ausgearbeitet, alle in schöner Kanzleischrift geschrieben.[2]) Sie enthalten einerseits eine Anzahl (nämlich 15) gleichlautender Zugeständnisse an die Aemter insgesammt, anderseits besondere Rechte und Verwilligungen für größere und kleinere Herrschaftskreise auf der Landschaft. Es sind sieben Hauptbriefe. Dazu

---

[1]) Es heißt einmal später: „Herrn Waldmann sel. Spruch", und 1649: „Waldmannsbrief", als ob Waldmann ihn gegeben hätte!

[2]) Staatsarchiv Stadt und Landschaft No. 1917, 2374, 2733, 2955, 3263 ꝛc.

kommen aber noch fast ebenso viele Nebenbriefe für kleinere Gebiete innerhalb der größeren Herrschaften; diese Letzteren berühren sich mit Jenen in den Hauptpunkten und weisen auf diese zurück, ohne sie wörtlich zu wiederholen. Die Hauptbriefe sind: 1) für den Zürichsee, 2) für die Grafschaft Kiburg mit Einschluß des Neuamtes (d. h. der Gegend links der Glatt, die früher zur Grafschaft Kiburg gehört hatte, um Neerach, Ober- und Niederglatt, Stadel und Weiach), 3) für die Herrschaft Grüningen, 4) Greifensee, 5) Freiamt, 6) Andelfingen, 7) Regensberg.[1] Besondere Briefe erhielten noch: Wädenswil (aus demjenigen für den See); Neuamt, Rümlang, Elgg, die von Uhwiesen und die von Dachsen (aus demjenigen von Kiburg). Gedruckt ist davon nur wenig, bloß Bruchstücke;[2] als sehr werthvolle Rechts- und Geschichtsquellen, aus denen reiche Aufschlüsse für Kultur- und Sittengeschichte zu gewinnen sind, verdienten sie einmal eine wissenschaftliche Publikation. Auf die vielfach interessanten kleinen Einzelheiten dieser ehrwürdigen Codices näher einzugehen, fehlt uns leider der Raum; nur die summarischen Resultate einer eingehenden Prüfung derselben können hier vorgelegt werden, so weit dies für die Beurtheilung des Inhaltes derselben nöthig ist.

Die Kardinalfrage dürfte dabei diejenige nach dem Verhältniß zwischen Stadt und Landschaft sein. Da ist zu sagen, daß dieses im Allgemeinen nicht geändert wurde. Die vollkommene Abhängigkeit der Landschaft von der Stadt, das ausschließliche Gesetzgebungsrecht des Rathes, bleibt nach wie vor ungeschmälert. Auch ihre Verbindungen und Eide unter einander mußten die Landleute abthun. Zwar erhielt der Eid der Unter-

---

[1]) Eglisau war noch nicht unter Zürich; über Bülach ist Einiges im Kiburgerbrief.

[2]) Helvetia von Balthasar, Bd. III, 1827.

thanen eine mildere Fassung, indem der Gehorsam nicht unbedingt „in allen Dingen“ verlangt wurde. Aber das Prinzip der Unterthänigkeit wurde festgehalten. Durchaus behauptet sodann die Obrigkeit das Steuerrecht, wenn auch augenblicklich die zwei angefochtenen Steuern: Plappart- und Angstergeld, Frohnfasten- und Büchsengeld, abgethan wurden. Alle übrigen politischen Wünsche der Landschaft (daß die Stadt kein Land und keine Leute mehr kaufe und daß nur mit der Landschaft Wissen und Willen neue Gebote erlassen werden sollen) blieben gänzlich unberücksichtigt. Wohl leuchtet hie und da das Bestreben hervor, eine größere Gleichstellung von Stadt und Land herbeizuführen; aber nicht in fundamentalen Dingen, und weit mehr in Pflichten, als in Rechten, z. B. gerade in der Steuerpflicht durch die Bestimmung, daß, wenn die Stadt steure, auch das Land zu steuern habe. Was der Landschaft in dieser Hinsicht zugestanden wurde, ist nur das, daß, wenn für die Stadt das Verbot des Reislaufens aufgehoben werde, auch die Landschaft diese Freiheit erhalte, und daß die Landschaft Antheil an Brandschatz- und Beutegeldern beanspruchen dürfe (jedoch keineswegs an Pensionen und Eroberungen, wie die Landleute verlangt hatten). In Gewährung politischer Freiheit war man nicht sehr freigebig. Zwar verzichtete die Obrigkeit auf bedingungslose Wahl der Untervögte in den Gemeinden (wobei die am See völlig freies Wahlrecht erhielten, die Uebrigen einen Dreiervorschlag machen konnten). Ebenso wurde der Landschaft am Zürichsee das Recht ertheilt, wenn sie sich bedrückt fühlten, Gemeinden zu halten zum Zwecke von Beschwerden an die Regierung[1]); den übrigen Landesgegenden jedoch nicht. Auf das Salzmonopol verzichtete die Regierung; aber andere Monopole (Jagd, Fischerei 2c.) schränkte

[1]) Zwei oder drei Kirchhören durften sich zusammenthun und Unterredung pflegen und 10 oder 20 Mann an die Regierung abordnen, um ihre Anliegen vorzubringen (eine Art Petitionsrecht).

sie nur hie und da etwas ein. Erhebliche Hoheitsrechte wurden keine preisgegeben; die Regierungsgewalt erlitt im Ganzen keine sehr wesentliche Schmälerung.

Am meisten überwiegen in den Spruchbriefen Gegenstände ökonomischer Natur, und in dieser Hinsicht hat der Auflauf von 1489 eine auffallende Aehnlichkeit mit den Bauernunruhen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, von denen einige analoge vor und nach diesem Auflauf an verschiedenen Orten Deutschlands um ähnlicher Ursachen willen eintraten.

So ist vor Allem von Lehensverhältnissen, Vogtrechten und Feudallasten die Rede. Diese bleiben im Prinzip; nur so weit es innerhalb des Bestehenden möglich ist, werden Erleichterungen gestattet. Die Abgabe der Vogt- und Faßnachthühner bleibt, außer am See, wo sie erst nach dem alten Zürichkriege eingeführt worden. Auch das Recht des „Falls“ wird behauptet; doch sollen St. Galler Gotteshausleute in der Grafschaft Kiburg keinen Fall an Zürich bezahlen. Frohnden und Tagwen werden in Grüningen etwas eingeschränkt, in Neu-Regensberg aufgehoben, dafür das hier bestrittene Vogtheu in Anspruch genommen. Kurz: die Lehensverfassung, die sich noch in wirthschaftlichen Dingen erhalten hatte, sowie Leibeigenschaft und Hörigkeit, bleiben.

Durchweg ferner macht sich das Bestreben geltend, in Abgaben von geringerer Tragweite eine Milderung, überhaupt in ökonomischen Dingen einige Erleichterung, in Nutzungsrechten mehr Freiheit eintreten zu lassen (z. B. Ermäßigung der Bußen). Waldnutzungen werden soweit möglich am See gestattet, hier auch Jagd- und Fischrecht freigegeben, während anderswo beide beschränkt sind. Aber die Zölle werden behauptet, ebenso, mit geringer Einschränkung, das Recht zum Umgeldbezug, wie wir noch hören werden. Das Tavernenrecht wird in der Herrschaft Andelfingen freigegeben, in Rümlang dafür bloß ein-

Abgabe von 5 ß verlangt. Die Kosten für Hinrichtungen in der Grafschaft Kiburg und diejenigen für Auf- und Abzug der Landvögte in Andelfingen und Regensberg werden auf ein Minimum beschränkt. Den Leuten am See wird für den Fall von Hagelschlag oder Seegefrörne eine genauer bestimmte Entschädigung für den Ausfall an Weinertrag durch die Lehenherrn in Aussicht gestellt,[1]) und Bülach und Neuamt müssen nur noch eine kleinere Anzahl, nämlich 16, Eichen an die Regierung abliefern, während früher diese frei darüber verfügt hatte. Aber das ist in dieser Richtung nun auch so ziemlich Alles.

Erheblicher waren die Zugeständnisse der Regierung in anderen Dingen. So bezüglich der Handwerks- und Verkehrsverhältnisse. Da wird zunächst Kauf und Verkauf von eigenen Produkten, auch solchen der allerdings noch ganz primitiven Hausindustrie (Zwilch u. dgl.) freigegeben; nur der „Fürkauf", d. h. Verkauf aus zweiter oder dritter Hand, verboten. Auch den eigenen Wein darf Jedermann ohne Beschränkung feil halten (resp. über die Gasse verkaufen). Allerdings Verkauf von Wein nach Außen oder Kauf von fremdem Wein mußte Umgeld bezahlen. Die Handwerke auf dem Lande wurden gestattet. Von Industrie auf dem Lande freilich, von Einkauf von Rohprodukten u. dgl. konnte zu jener Zeit noch keine Rede sein. Die Baumwollenindustrie und die Leineweberei waren auf dem Lande noch durchaus Hausindustrie; man fabrizirte nur für den eigenen Bedarf. Wie freier Handel in den genannten Dingen, so wurde auch freier Wegzug gestattet.

In sehr nachdrücklicher Weise wird ferner die polizeiliche Maaßregelung eingeschränkt durch Befreiung der Landwirthschaft von allen regelnden Mandaten, durch Gestattung des Umhauens von Särlen, so weit es dringendes Bedürfniß

---

[1]) Helvetia, Bd. III, S. 510.

war, des Anlegens von Reben, durch Zulassung der bereits bestehenden Oeltrotten und Badstuben, endlich durch Aufhebung jener lästigen Einschränkung geselliger Zusammenkünfte.

Am empfindlichsten wohl für die bisherigen Bestrebungen der Obrigkeit waren die Zugeständnisse, die sie im Rechtswesen und der Rechtspflege machen mußte. Der Versuch einer einheitlicheren Gestaltung des Rechts mußte preisgegeben werden. Nur Bußen bei ganz leichteren Vergehen sollten überall gleich sein; sonst mußten allenthalben Frevel und Bußen nach dem alten Herkommen, wie es in den Dorf- und Hofrechten bestimmt war, sich richten. Ausdrücklich ist bei Dübendorf, Grüningen, Freiamt und Regensberg von den alten Gewohnheiten, Hofrodeln und Hofrechten, zum Theil auch von den alten Dingstätten in dem Sinne die Rede, daß sie bleiben sollen. Das Streben, die Gerichte einheitlich zu gestalten und die niederen Gerichte an den Staat zu bringen, wurde zurückgewiesen, und den Seeleuten speziell mußte positiv versprochen werden, daß die Gerichte, hohe und niedere, Geistlicher und Weltlicher, Edler und Unedler nach Herkommen bleiben sollen. Dem entspricht auch, daß dem Freiamt die Herstellung seines alten Freigerichtes gewährt wird und daß im Brief für Bubikon die kleinen Gerichte dieses Stiftes (freilich bloß mit Strafkompetenz bis zu 9 ℔) anerkannt werden. Die Rechtsverhältnisse Grüningens sollten sich an den Vertrag von 1441, diejenigen von Wädensweil an den Berner Spruch von 1468 binden. Im Strafwesen sollte für geringere Vergehen nicht mehr die neu aufgekommene Gefängnißstrafe zur Anwendung kommen. In erbrechtlichen Gewohnheiten und Pfändung wird im Freiamt auf lokale Ueberlieferung Rücksicht genommen.

Hier begegnen wir einem der wichtigsten Gegenstände in den Waldmannischen Spruchbriefen. Eben im Rechtswesen zeig[en] sich prinzipielle Gegensätze: auf der einen Seite das althergebra[chte]

lokalisirte Recht, aus dem Geiste des Volkes selbst erwachsen; auf der anderen Seite das neue, nach Einheit und Gleichförmigkeit strebende Recht, das aus der Gesetzgebungsgewalt und Gerichtshoheit des Rathes herfloß. Hier stießen alte und neue Zeit, mittelalterliches und modernes Recht zusammen, und es bezeichnen die Waldmannischen Spruchbriefe in dieser Hinsicht einen Sieg des Mittelalters.

Und noch in anderer Hinsicht machen sich in diesen Spruchbriefen mittelalterliche Anschauungen geltend: in der verschiedenartigen Behandlung, welche die einzelnen Landschaften erfuhren. Zum ersten Mal hatte die ganze Landschaft bei dieser Erhebung gegen verhaßten Zwang sich als Einheit gefühlt und gemeinsam gehandelt. Aber die Regierung fand für gut, sie getrennt zu halten und neben den allgemeinen Bestimmungen jede Landschaft wieder anders zu behandeln, und so kam man wieder zu einem buntscheckigen Verwaltungsorganismus. Dabei mußten den Seeleuten, welche Führer bei dieser Bewegung gewesen, und welche, weil seit Alters zum Schuldengericht der Stadt gehörig, dieser näher standen als andere Unterthanen, ganz besondere Vergünstigungen ertheilt werden. Mit Recht hat Bluntschli bemerkt[1]), man ersehe hieraus die Schwierigkeiten, mit denen die Einführung der neuen Staatsansichten, welche die folgenden Jahrhunderte beherrschten, zu kämpfen hatte. Nicht minder aber dürfte daraus auch ersichtlich sein, daß diese „Revolution" von 1489 überwiegend eine solche konservativer Natur war, eine Reaktion gegen mannigfaltige rechtshistorische und politische Fortschritte.

Blicken wir zurück und vergleichen wir das, was in den Waldmannischen Spruchbriefen gewährt war, mit dem, was das Landvolk sich eigentlich gewünscht hatte, so müssen wir sagen, daß

---

[1]) Geschichte der Republik Zürich, Bd. II, S. 92.

Jenes doch ziemlich hinter Letzterem zurückblieb. Wohl waren die alten Anschauungen im Rechtswesen entschieden zum Siege gelangt; wohl gewährte die Obrigkeit durch die Boten der VII Orte die einen und anderen Erleichterungen, namentlich ökonomische; wohl dämpfte sie ihren Gesetzgebungs- und Reglementirungseifer; aber der Hauptsache nach behauptete sie sich in ihrem Recht, gab keines ihrer Vorrechte preis, band sich nicht an den Willen der Landschaft bei Gesetzen, behauptete das Steuerrecht, das Recht zu Landerwerb, zum ausschließlichen Besitz von Eroberungen, zum alleinigen Bezug von Jahrgeldern, erlaubte der übrigen Landschaft außer der Seegegend keine Gemeinden &c.

Daß die Waldmannischen Spruchbriefe nicht einen durchgreifenden Sieg der Volkswünsche bezeichnen, gab sich auch deutlich darin kund, daß nach dem Verlesen derselben in verschiedenen Gegenden große Enttäuschung sich zeigte und Widerstand sich geltend machte. Vom See her kam jetzt am 31. Mai, als der Treuschwur geleistet werden sollte, sichtlich von äußerster Verbitterung diktirt, die Forderung nach einem Artikel, daß hinfort keine neuen „Auffätze" (Erlasse, Gesetze), wie sie auch lauten mögen, weder ihnen noch ihren Nachkommen auferlegt werden sollen[1]). Sie hatten schon vorher gesagt, daß nur, wenn die Spruchbriefe so lauten, wie sie wünschen, sie schwören wollten. Und jetzt stellten sie noch diese Bedingung, deren Erfüllung so viel hieß, wie alle neuen Gesetze überhaupt zu verunmöglichen, die ganze Gesetzgebung zu sistiren. Wir sehen da deutlich das Extrem, bis zu welchem die blinden Stürmer auf dem Lande zu gehen trachteten; es offenbart sich darin aber auch ein Hauptmotiv der ganzen Bewegung: der Widerwille gegen den legislatorischen Eifer der Zürcher Regierung. Erst das drohende

---

[1]) Höngger Bericht (Stadtbibliothek, Mscr. [illegible] und Berner Bericht (Archiv für Schweizergeschichte, Bd. IX, [illegible]

Auftreten der eidgenössischen Boten und die bestimmte Erklärung derselben, daß den Briefen kein Buchstabe weder zu- noch weggethan werden dürfe, vermochte zu wirken. Im Freiamt nahm man Anstoß an der Forderung des Umgeldes, und hier leistete man am längsten Widerstand. Der Streit über Sinn und Wortlaut der Spruchbriefe zog sich bis in den Juni hinaus. Nur mit Mühe gelang es den Boten der VII Orte, die Erregung auf dem Lande zu beschwichtigen.

Damit traten die Spruchbriefe in's Leben. Oefters in der Folge ist von ihnen öffentlich die Rede. So oft Streitigkeiten entstanden zwischen Stadt und Land über die obrigkeitliche Gewalt, wurden die Spruchbriefe verhört und dem Entscheide zu Grunde gelegt. Bald rief die Obrigkeit sie an; bald schützten die Unterthanen sie vor. Denn die Spruchbriefe konnten beiden Parteien dienen; sie gewährten nicht nur den Unterthanen gewisse Zugeständnisse der Regierung; sie sicherten auch der letzteren grundlegende Ansprüche und Befugnisse. Sehr natürlich war es dabei, daß die Unterthanen mitunter mehr Rechte ableiten wollten, als sie durften. So meinten sie 1490—1492, gestützt auf dieselben, von dem, was Zürich im St. Gallerhandel gewonnen[1]), einen Theil beanspruchen zu können. Allein der Rath stützte sich darauf, daß das Eingenommene bloß Entschädigung und Strafgeld gewesen, was man nach den Spruchbriefen nicht zu theilen verpflichtet war wie Beutegelder. Häufig berief sich die Obrigkeit selbst auf diese Briefe, so 1493, als sie Küsnach gegenüber daran festhielt, daß ein Untervogt im Amt bleibe, so lange er sich ehrlich und redlich halte[2]). Ebenso 1516, als in der Stadt Pensionen bezogen worden waren und diese behauptete, sie sei frei in diesen Dingen, und im selben Jahre, als

---

[1]) Eine Geldsumme und einige Höfe, die dann der Abt kaufte.
[2]) Rathsmanual im Staatsarchiv.

es galt, den Salzkauf zu regeln, und namentlich später bei der Bauernbewegung von 1525, wo die Regierung auf verschiedene Punkte unter den Forderungen der Bauern die Antwort gab, es solle bei den „Sprüchen" bleiben, und der Landschaft vorwarf, daß sie durch ihre Versammlungen und Zusammenrottungen wider „die Sprüche" gehandelt hätte. Damals wurde denen vom Zürichsee das zu Meilen im Frohnaltar der Kirche aufbewahrt gewesene und vermoderte Exemplar des Spruchbriefes auf deren Bitten selbst erneuert und von nun an in Küsnach deponirt. 1528 beim Grüningerhandel berief man sich wieder auf die Sprüche von 1489. Im Jahre 1549 hatten Horgener in Privatgütern einen Hirsch geschossen, den aber die Obrigkeit sofort einzog zum großen Verdruß der Horgener. Die Letzteren verlangten, daß die Waldmannischen Spruchbriefe verlesen werden, was auch geschah. Als nachher die Gemeinde bat, daß man ihnen die Urkunde acht Tage lasse, weil nicht Jedermann sie habe verstehen können, wurde dies abgeschlagen, da der Brief nicht nur für sie, sondern für die ganze Landschaft diene. Im Spruchbrief ist das Jagen erlaubt, außer Sihlwald, Forst und Albis. Aber die Herren Verordneten behaupteten, es sei selbstverständlich, daß Hochwild zu jagen nicht erlaubt sei, wenngleich davon im Spruchbrief Nichts stehe[1]). Weitere Wünsche wurden abgelehnt. 1552 wurden die Sprüche wieder angerufen zum Verbot des „Fürkaufs" von Salz.

Allein bald hört nun dies auf. Es machte sich eine andere Strömung geltend, wie man ja auch mehr und mehr von der Sitte der Volksanfragen abzugehen anfing. Schon das genannte Beispiel wegen Horgen 1549 zeigt, daß die Obrigkeit diese Briefe nicht mehr gerne den Unterthanen überließ. Sie mußte, wie

---

[1]) Strickler, Geschichte von Horgen, S. 126. Helvetia, Bd. I S. 541, 542.

wir noch sehen werden, fürchten, daß Manches zu Mißverständnissen führe. Aber auch abgesehen hievon, ist in Betracht zu ziehen, daß im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts mannigfaltige Aenderungen und durchgreifende Wandlungen in der Staatsverwaltung eintraten, die dem Sinn und Geist der Spruchbriefe zuwiderliefen.

Schon bald nach dem Auflauf von 1489 begann ein weiterer Ausbau der obrigkeitlichen Gewalt. So oft es sich z. B. um Kompetenzbestimmungen der niederen gegenüber der hohen Gerichtsbarkeit handelte, und dabei, den Waldmannischen Spruchbriefen entsprechend, von den Unterthanen oder den Gerichtsherren das alte Herkommen angerufen wurde, so mußten dafür bestimmte urkundliche Beweise geliefert werden; wenn nicht, so galt einfach die Verfügung des Rathes. Die Rathsbücher liefern davon eine Reihe von Beweisen. Wo die Obrigkeit es irgend konnte, hielt sie mit Nachdruck ihre Gewalt fest. Dies geschah auch namentlich in Bezug auf die Regalien, bei denen sie sich nicht zu ängstlich an die Sprüche hielt. Trotz der Freiheiten, die sie im Jagen gewährt hatte, beschloß sie doch 1493, das Jagen zu verbieten bis auf eine neue Ordnung, und 1549 wurde die Jagd in Horgen beschränkt, ebenso 1516 und 1566 für Grüningen ganz verboten. Bezüglich des Salzhandels schwankte man hin und her. Zuerst wurde er freigegeben; 1496 erging der Beschluß, doch auch von Staatswegen Salzhandel zu betreiben, aber ohne Monopol. Indes, im 17. Jahrhundert (1622 und 1623) ging man doch zum Monopol über.[1]) Ebenso kamen im Fischen bis in's 17. Jahrhundert immer größere Einschränkungen und strengere Ordnungen auf. Auch das Versprechen, nicht zu thürmen (gefangen zu legen), wenn Einer Kaution leisten könne, scheint zu Ende des 16. Jahrhunderts

---

[1]) Staatsarchiv, Prompt. S. 17.

wieder vergessen worden zu sein. Im Handwerk blieb es bei dem, was 1489 versprochen worden: die unentbehrlichen Handwerke konnten in den Dörfern ausgeübt werden. Bezüglich Kauf und Verkauf, worüber gesagt worden, daß Jedermann das Seine zu Markt führen, kaufen und verkaufen möge, trat mit der Zeit eine Aenderung ein, als aus der einfachen Hausindustrie des 15. Jahrhunderts nach und nach eigentliche Fabrikation, Gewerbe und Handel sich entwickelten. Da, im 17. Jahrhundert, als die Obrigkeit sich bemühte, dem Handel einen neuen Aufschwung zu geben und schlechte, betrügerisch fabrizirte Waaren vom Markt zu verdrängen, erging 1662 die Verfügung, daß „Tüchli" (baumwollene Kopftücher) und Zwilch in die Stadt auf freien Markt gebracht werden sollen, und zwar die „Tüchli" rauh und ungebleicht nach der Qualität und dem Maaße, wie die Verordneten vorgeschrieben hätten[1]).

Von da an kamen nun jene Belästigungen und Einschränkungen auf, die zunehmende Klagen auf dem Lande veranlaßten, die aber allenthalben, wo das Zunftwesen herrschte, zur Geltung kamen und Ausfluß der Anschauungen waren, die man „Merkantilismus" nennt. Sie waren ursprünglich durchaus gut gemeint und verfolgten einen das Gewerbe fördernden Zweck. Die Bestimmung im Spruchbrief konnte nicht mehr passen, weil die Voraussetzungen andere geworden waren.

Abgesehen von diesen nothwendig gewordenen Aenderungen, brachte die ganze Richtung der Staatsentwicklung einen neuen Geist. Schon das 16. Jahrhundert erweiterte gewaltig die Staatsaufgaben, sowohl vor, wie besonders während der Reformation. Der Staat gewann durch die kirchliche Umgestaltung erheblich an Ansehen und Macht und dehnte seine Polizeigewalt

---

[1]) Bürkli-Meyer, Zürcherische Fabrikgesetzgebung vom Beginn des 14. Jahrhunderts bis 1798. Zürich 1884. S. 12.

bald auf alle Sitten, Vergnügungen und Gewohnheiten aus, in einer Art, die den stärksten Rückschlag gegen Sinn und Absichten der Bewegung von 1489 bezeichnet. Die lokalen Bauernunruhen von 1525 sind ein Symptom von herrschender Gährung und knüpfen, zum Theil wenigstens, an die Waldmannischen Unruhen an, indem sie Forderungen derselben erneuern (über Jagd und Fischfang, Erleichterungen im Verkehr, Kauf und Verkauf, im Lehenrecht und Gerichtswesen). Die Regierung aber wußte schon in den Jahrzehenden vor und dann besonders während der Reformation, durch humane Haltung und Rücksicht[1]), durch wirthschaftliche Reformen, Nachgeben in einigen Punkten, namentlich aber durch die Sitte der Volksanfragen beruhigend und beschwichtigend zu wirken, weit mehr als im 15. Jahrhundert. Sie gab auch hin und wieder Bitten der Ihrigen am See und in anderen Aemtern in kluger Weise nach (so bezüglich glimpflicher Behandlung ungehorsamer „Reiser" [d. h. Reisläufer]).

Nicht minder wichtig für die Veränderung der Sachlage wurde die Entwicklung der Rechtsordnung. Von etwa 1534 an bis in's 17. Jahrhundert hinein wurden nach einander die Amts- und Herrschaftsrechte codifizirt, wobei sich, wie Eugen Huber in seiner Geschichte des Schweizerischen Privatrechts nachweist[2]), ein starker Einfluß des Stadtrechts auf die Landschaft geltend zu machen beginnt. Damit traten die örtlichen Rechtsüberlieferungen der Dorf- und Hofrechte, welche in den Spruchbriefen wieder in bestimmtester Weise anerkannt worden waren, mehr in den Hintergrund.

So kam es denn dahin, daß die Spruchbriefe in mancher Hinsicht für veraltet angesehen werden mußten und daß sie

---

[1]) Z. B. Schutz der Leibeigenen 1505, Bewilligung von Einzugsgeldern (Gebühren für Einzug in eine Gemeinde), Eingehen auf Klagen über Noth — Alles in den Manualen auf dem Staatsarchiv.

[2]) Bd. IV, S. 129—132.

als Hemmschuh einer neuen Entwicklung sich erwiesen. Auch die ungleiche Behandlung der einzelnen Landschaften war nicht den erstarkenden Ideen der Staatseinheit im 16. und 17. Jahrhundert entsprechend. Und um so eher mußte die Regierung das Andenken und Anklammern an diese Spruchbriefe zu tilgen und zu verhindern suchen, als bei den Unterthanen oft Mißverständnisse höchst unangenehmer Art sich bildeten. Wenn Streitigkeiten über Bußen und Frevel, über Strafgewalt und Strafmittel sich erhoben, oder Irrungen über Auslegung eines Artikels entstanden, dann griff die Regierung in ihrer Verlegenheit etwa dazu, daß sie, nach erfolgter Belehrung über den Einzelfall, die Unterthanen selbst veranlaßte, diese Spruchbriefe ihr einzuhändigen. So zuerst schon 1568 beim Dachsener Brief. Bei Anlaß eines Schlaghandels wurde die vom Vogt verhängte Buße als zu hoch beanstandet, und die Leute beriefen sich auf die Spruchbriefe von 1489[1]). Allein die Regierung wies nach, daß eine spätere Vereinbarung von 1521 die Buße so festgestellt hatte. Darauf wurde, wie der offizielle Schreiber sagt, von denen von Dachsen selbst begehrt, daß man den Spruchbrief „von minder Irrung und künftigen Spänen wegen kraftlos und nichtig machen solle". Der Kiburger Brief wurde 1643 zurückgestellt[2]). Am meisten bemerkenswerth ist das Schicksal des Wädenswiler Briefes. Die unrichtige Auslegung desselben führte zu einem ernstlichen Konflikt. Die Herrschaft Wädenswil war ursprünglich durch ein Burgrecht in Beziehungen zu Zürich gekommen; die Herrschaftsinsaßen galten daher nach und nach als Verburgrechtete Zürichs, als „Burger" in dem weiteren Sinne

[1]) Rathsmanual 1568, Bd. I, S. 37, 38.

[2]) Wohl bei Anlaß eines Streites mit Winterthur wegen Ausburgern. Von Auslieferung sagt das Manual selbst Nichts. Aber zu dem Exemplar im Staatsarchiv (Stadt und Landschaft 3262 b) ist notirt: „Dieser Brief ist von Herr Vogt Escher zu Kyburg zu[illegible]"

von Ausburgern, Schutzbefohlenen. Im Spruchbrief war in Hinsicht auf das Gerichtswesen gesagt, daß die Wädenswiler „wie eingesessene Burger" vor dem Rath belangt werden sollen (in Schuldsachen). Da nun auch im Steuerwesen eine Gleichstellung mit den Burgern ausgesprochen war[1]), so nahmen die Wädenswiler die Rechte von Stadtburgern in Anspruch, obgleich sie seit 1549 Unterthanen waren. Auch verweigerten sie eine geforderte Steuer. Da erfolgte bekanntlich die militärische Besetzung der Herrschaft, und nun ließ sich der Rath durch die Unterthanen in Wädenswil diese Spruchbriefe, die ihnen, wie es hieß, nur zum Unheil gedient hätten, einhändigen, ja die Wädenswiler baten nach dem Berichte eines Augenzeugen in ihrer Zerknirschung, daß man diese Briefe ihnen wegnehme, da dieselben Ursprung ihres großen Unglücks gewesen[2]).

Alle Augenblicke hatte man zu fürchten, daß, wenn das Volk hinter diese Briefe komme, durch falsche Beziehungen und Mißverständnisse oder durch Anwendung veralteter Bestimmungen derartige Irrungen entstehen könnten, und daher wurden die übrigen Briefe nach Zürich zurückgeliefert. So der Spruch für Uhwiesen 1649 bei Anlaß eines Streites wegen einer Wirthschaft[3]), derjenige für Grüningen 1659[4]), und nach und nach

---

[1]) Glättli, Geschichte der Unruhen auf der Landschaft Zürich in den Jahren 1645 und 1646. Zürich 1898. S. 70.

[2]) Helvetia, Bd. III, S. 487. Glättli a. a. O., S. 134.

[3]) Die Gemeinde und ein Privatmann wollten die Wirthschaft kaufen. Erstere wünschte Wirthschaft und Gemeindehaus zusammenzuziehen und aus dem Gemeindehaus ein Schulhaus zu rüsten, um das Schulwesen zu fördern. Darum und weil der Waldmannische Spruch bestimmte, daß nur ein Wirthshaus zu Uhwiesen sei, so wird der Gemeinde Recht gegeben. „Daß dann ein Gmeind jren Waldmannsbrief zu gemeiner Statt Handen zu gebührender Undertenigkeit überantworten lassen, hat manns jn gnaden zu Gefallen uffgenommen." Manual 1649, Bd. I, S. 12, 13.

[4]) Es lieferte Grüningen damals bei Anlaß eines Streites seine Offnungen und Briefe ab, wobei es heißt: „und ist ihnen ihr Offnungen

alle, außer dem Spruchbrief für den See in der Erneuerung von 1525, im Archive zu Küsnach, und einer Kopie desjenigen für Horgen an letzterem Orte. Daß solche Gelegenheiten, sich unliebsamer Schranken zu entledigen, der Stadt Zürich nicht unwillkommen waren, soll darum keineswegs geleugnet werden; Luzern z. B. hatte ja schon 1525 schriftliche Zugeständnisse, die es 1513 der Landschaft gemacht hatte, zurückgezogen[1]).

Vom Standpunkte der modernen Zeit, von den Anschauungen über heutige Volksrechte ausgehend, würde man wohl geneigt sein, es vorwurfsvoll zu tadeln, daß dem Volke sogenannte „Freiheiten“ entzogen worden seien. Aber was sind denn das für „Freiheiten“? Wenn wir absehen von Vorrechten der Seeleute allein, die wir eben als solche doch unmöglich als einer gesunden Staatsordnung entsprechend ansehen können, schrumpft alles andere Politische auf ein Minimum zusammen oder ist mittelalterliches Ueberbleibsel, das mit modernem Staatsrecht sich nicht verträgt. Seien wir daher muthig und erklären wir das Abgehen von den Waldmannischen Spruchbriefen in der Form, wie sie lauteten (wenn man dieselben nicht revidiren wollte, was für jene Zeit nicht denkbar war), als etwas durchaus Nothwendiges, für die Fortschritte der damaligen Verwaltung Unentbehrliches[2]). Damit soll natürlich über das sonstige Verhalten der Regierung zum Volke durchaus nicht etwa eine

---

zu durchgehen und auf Gefallen M. Gn. HH. zu verbessern gewilliget.“ (Manual 1659, Bd. II, S. 37.) Es ist dort auf einen Bericht darüber verwiesen, der aber leider nicht mehr gefunden werden konnte. Ueber die Grüningischen Beschwerden von 1653 (Helvetia, Bd. III, S. 542) konnte ich auch Nichts finden. Wahrscheinlich ist das Jahr unrichtig.

[1]) Segesser, Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern, Bd. III, S. 281.

[2]) Das Richtigere wäre unserer Ansicht nach eine Revision derselben gewesen; aber dies lag nicht im Geiste der Staatsauf[illegible] jener

Billigung ausgesprochen werden; man bekommt das Gefühl, daß Manches sich da besser hätte gestalten sollen.

Begreifen wir so zum Theil ganz wohl, wie man dazu kam, diese Briefe zurückzuziehen, so ist dagegen die Art des Vorgehens der Regierung in dieser Angelegenheit ein tadelnswerthes und unglückliches gewesen. Niemals entschloß sie sich dazu, dem Volke klaren und offenen, ehrlichen und überzeugenden Aufschluß zu geben, welche Bewandtniß es mit diesen Briefen habe, inwiefern und warum sie werthlos geworden seien. Darum blieb es der Obrigkeit auch nicht erspart, daß, als die Unterthanen erwachten und über politische Dinge zu denken und zu forschen anfingen, sie im Stäfnerhandel von 1795 wieder auf die Waldmannischen Spruchbriefe zurückkamen und deren Andenken auffrischten.

Die von Küsnach waren es zuerst, welche sich bemühten, in den Besitz eines Originals des Waldmannischen Spruchbriefes zu kommen. Alte Leute erinnerten sich, daß in der Schule vom Schulmeister ein altes Pergament gebraucht worden sei als Probe, alte Schriften zu lesen. Nach den einen Nachrichten hätte der Schulmeister von Küsnach einem ihm anverwandten Kollegen in Bülach dasselbe zu gleichem Gebrauche geliehen; nach anderen wäre durch Verheirathung eines Küsnachers nach Bülach das Dokument dorthin gekommen[1]). Man erhielt dasselbe zurück, und siehe, es war die obrigkeitliche Abschrift des Spruchbriefes vom See vom Jahre 1525. Welche Genugthuung für die Unterthanen, daß sie nun dieses kostbare „Palladium" der Frei=

Zeit. Eine Revision des geschworenen Briefes in Zürich (1652) war der Hauptsache nach nur Kopie; eine Revision der eidgenössischen Bünde mißlang 1655 bekanntlich sehr kläglich.

[1]) Zeitgenössische Darstellungen der Unruhen in der Landschaft Zürich 1794—1798. Herausgegeben von Dr. O. Hunziker (Quellen zur Schweizergeschichte, Bd. XVII, S. 57 f.).

heit in den Händen hatten! Es war diese Urkunde wohl wie heute noch ohne Staatssiegel; aber die weiß-blaue Seidenschnur bezeugte das einstige Vorhandensein dieser Bekräftigung. Vom Inhalt wurde zwar auch jetzt Einiges wieder falsch verstanden, so die Bestimmung über die Freiheit von Kauf und Verkauf, und über die Handwerke, die nicht auf die Hausindustrie des 15. Jahrhunderts, sondern ganz unrichtig auf die fabrikmäßige Industrie des 18. Jahrhunderts bezogen wurde. Aber auch jetzt gab die Obrigkeit nicht einmal sofort ruhig Aufschluß und Belehrung. Es hieß halt noch wie im 17. Jahrhundert: „Gehorchen und nicht fragen soll das Volk.“ Der damalige Rath wußte selbst nichts mehr von diesen Briefen, sondern mußte erst Geschichts- und Archivforscher befragen. So wenig hatte man genauere Kenntniß von denselben, daß der in vaterländischer Geschichte wohl bewanderte Füßli 1780 in seinem Buch über Waldmann behaupten konnte, daß die Waldmannischen Sprüche, sobald beide Theile wieder nüchtern geworden, „in ihr verdientes Nichts zurückgefallen“ seien[1]). In der Stadt wähnte man eben vielfach, daß diese Sprüche niemals Gültigkeit gehabt hätten. Empört darüber, daß die Unterthanen sich erkühnten, darnach zu fragen, trat der Rath so polternd auf[2]), daß die Seeleute natürlicherweise viel mehr hinter den Briefen suchten, als in That und Wahrheit war. Da blieb die bekannte Katastrophe unvermeidlich. Erst nach der Besetzung und Bestrafung Stäfa's, das die Angelegenheit wegen der Briefe am weitesten getrieben hatte, gab die Regierung in einer Proklamation öffentlich Aufschluß über die Waldmannischen Spruchbriefe. Anstatt indes, wie der historische Bericht von Füßli und Schinz zu Handen des Großen Rathes that, alle Punkte einzeln zu beleuchten, ihren ursprünglichen Sinn

---

[1]) Füßli. Joh. Waldmann, S. 235.

[2]) „Zeitgenössische Darstellungen 2c.“ a. a. O., S. 280 (Beilage V).

und ihre spätere Veraltung nachzuweisen, ihre Anwendung im 16. und ihre Rücknahme im 17. Jahrhundert darzulegen[1]), steifte sie sich nach leidenschaftlichen Auslassungen über Schwindelgeist, Vermessenheit, Uebermuth und Umsturzgeist der Stäfner wegwerfend auf das Argument allein, welches unter vielen anderen in jener historischen Beleuchtung ebenfalls aufgeführt war: daß nämlich diese Sprüche „das Werk einer ungesetzmäßigen Regierung und einer unordentlichen Gewalt" gewesen seien, so daß man sich später „gescheut habe, das Andenken an jene Zeiten aufzufrischen"[2]). Als ob nicht die Abgeordneten der VII Orte die durch Waldmanns Sturz aufgekommene Regierung als gesetzlich anerkannt hätten und als ob die Regierung von 1525, die den Spruchbrief für den See erneuert hatte, nicht unzweifelhaft eine gesetzliche gewesen wäre! Und auch abgesehen hievon hätte die Stadt nach den Ergebnissen unserer Betrachtung den Inhalt der Spruchbriefe schon darum nicht so sehr fürchten müssen[3]), da darin so ziemlich alle wesentlichen Hoheitsrechte festgehalten waren. Wohl hätten die Unterthanen einiger Gegenden das Eine und Andere, ihren Auffassungen Günstige, daraus ableiten können bezüglich Jagd, Fischfang, Salzhandel, Rechtswesen, und bezüglich Gestattung von Volksversammlungen am See; aber weitaus die Mehrzahl der Bestimmungen handelte von zu jener Zeit unverständlichen, langweiligen, für das 18. Jahrhundert unbrauchbaren Dingen, so daß beim Vorlesen der Briefe die Landleute sich hie und da enttäuscht zeigten und meinten, es sei nicht werth gewesen, um dieser Briefe willen solches Aufsehen zu machen[4]). Natürlich handelte es sich auch nicht in erster Linie um diese Briefe als

[1]) A. a. O., S. 300 ff. (Beilage XIII).

[2]) A. a. O., S. 308 f. (Beilage XIV).

[3]) Dies ist mit Recht schon betont worden von O. Hunziker, Der Memorial- und der Stäfnerhandel, 1895, S. 21—23.

[4]) Hunziker, a. a. O., S. 22.

solche, sondern um etwas Höheres, das man aus diesen ableiten oder durch diese gesetzlich erweisen zu können hoffte: um Freiheiten des Volkes.

Mit dem Akt von 1795 war das Andenken an die Spruchbriefe geächtet. Aber von diesem Jahre 1795 führen die Fäden unmittelbar zu 1798, dem Jahr des Umsturzes der alten Ordnung hinüber, und von der helvetischen Revolution von 1798 an kam mit der Gleichstellung von Stadt und Land und der Garantie bestimmter individueller Rechte und Freiheiten eine immer mehr demokratische Gestaltung der Verfassungsverhältnisse, so daß unser Volk im Streben nach freier Bewegung nicht mehr genöthigt war, sich auf mehrhundertjährige, größtentheils unpassend und werthlos gewordene, in's Mittelalter zurückführende Urkunden zu berufen.

Seckelmeister Hans Caspar Hirzels Deportation nach Basel im Jahr 1799.

Die nachstehenden Aufzeichnungen bilden den Schluß eines Büchleins von zirka 160 enggeschriebenen Seiten, das Seckelmeister Hans Caspar Hirzel zum Rech, 1746—1827 (vgl. C. Keller-Escher, Die Familie Hirzel von Zürich 1899; ebenso G. Meyer von Knonau, Aus den Aufzeichnungen eines zürch. Landvogts der gemeinen Herrschaft Baden, im Zürcher Taschenbuch 1897, S. 190 ff.) im Jahr 1820 niederschrieb und dem er den Titel „Rhapsodien über die Begebenheiten während der letzten dreißig Jahren, vornehmlich in Bezug auf die Schweiz" vorsetzte.

Hirzel hatte als Seckelmeister der alten Regierung und dann wieder ganz besonders im Jahre 1802 als Mitglied des sogenannten Reding'schen Senates und Haupt der provisorischen Regierung in Zürich im Herbst des genannten Jahres thätigen Antheil an der politischen Entwicklung genommen, sich dann aber mit dem Beginn der Mediationszeit von den Staatsgeschäften zurückgezogen, um sich seinen Privatstudien und der Erziehung seiner Enkel zu widmen. Im Alter von 74 Jahren unternahm er es, seine Eindrücke über die welterschütternde, von Frankreich ausgegangene Bewegung in einer gedrängten Betrachtung und Würdigung zusammenzufassen, die er an seinen 1819 und 1820

in Karlsruhe als Gesandter der Eidgenossenschaft weilenden Sohn, Staatsrath Hans Jakob Hirzel, richtete.

Mit einer überaus bemerkenswerthen Mäßigung und Weisheit spricht sich Hirzel über die Vorgänge aus, die auch die Schweiz von Grund aus neu gestaltet hatten. Interessante Streiflichter, wie nur ein Mithandelnder sie geben kann, durchdringen diese Darlegungen, deren Inhalt und Ton ebenso sehr für die Charakterfestigkeit des Mannes, wie für sein Streben nach Vorurteilslosigkeit sprechen.

Im Anhang erzählt Hirzel unter dem Titel „Ueber Deportationen, nebst Bruchstücken aus der Geschichte von dem in der Schweiz Vorgegangenen" seine Erlebnisse vom März bis zum September des Jahres 1819. Im Zürcher Taschenbuch des Jahres 1880 hat Aloys v. Orelli eine Darstellung jener Deportation gegeben, auf die die Leser der nachfolgenden Seiten ein für allemal verwiesen seien. Hirzels Aufzeichnungen bringen im Wesentlichen nichts Neues, verfehlen aber doch durch die Anschaulichkeit, mit der die persönlichen Erlebnisse geschildert werden, auch nach Orellis Darlegungen ihres Reizes nicht. Die Erinnerungen an den 25. und 26. September bilden einen kleinen Nachtrag zu H. Zeller-Werdmüllers Aus zeitgenössischen Aufzeichnungen und Briefen (in: Vor hundert Jahren) 1899.

Die Originalschrift sammt den in den Anmerkungen beigezogenen handschriftlichen Stücken befindet sich im Archiv der Familie Hirzel, von der uns der Abdruck freundlichst verstattet wurde.

Die Redaktion.

* *
*

Frühe schon waren Deportationen in England üblich, wo man die Versetzung von Meuterern und Verbrechern in andere Erdgegenden darunter verstand und die sich von Verbannungen aus dem Geburtsland dadurch unterschieden, daß den Abgeführten ein

bestimmter Aufenthaltsort, von dem sie sich nicht entfernen durften, angewiesen wurde. Meistens aber wurden dieselben erst verhängt, wenn eine gerichtliche Untersuchung vorgegangen war, welche das angeschuldigte Vergehen konstatirt hatte: alsdann ward sie durch ein förmliches Urtheil ausgesprochen.

Nicht auf diese Weise verfuhr man während der französischen Staatsumwälzung. So ist wohl die furchtbare politische Gährung zu bezeichnen, die nun seit 30 Jahren in Frankreich statt hat und jetzt noch kein Ende findet. Immer schnappte eine Partie um die andere nach der Regierungsgewalt, und die verschmitztere verdrängte die andere. Anfänglich mußten die Besiegten unter dem Henkerbeil bluten: das geschah während dem Schreckenssystem. Nach der Hand und unter der Direktorial-Regierung affektirte man mehr Humanität und ließ die Gegner nach Guyana abführen: was für ein Elend ihrer aber dort wartete, ist allgemein bekannt. Inzwischen war dabei von keinem richterlichen Verhör und von keiner Konstatirung des Vergehens die Rede; sondern ein Machtspruch der Regierung, die, obwohl sie Partei war, sich doch zu gleicher Zeit das Richteramt eingreifend anmaßte, entschied allein über das Loos der unter ihre Gewalt gefallenen Opfer.

Diesem Beispiel folgte nun die helvetische Regierung anno 1799 insofern, daß sie in Bern, Zürich, Schwyz, Glarus, Appenzell jeden ihr verdächtigen Mann aus der alten Magistratur anhalten, seine Schriften versiegelt nach Luzern senden und dann nach Basel, Aarburg oder gar ins Elsaß und die Bündner, die ich bald vergessen hätte, in das ehemalige Burgund abführen ließ. Wäre sie offen mit der Erklärung hervorgetreten, daß dieser Gewaltschritt um deßwillen geschehe, damit diese Männer bei der Annäherung der österreichischen Heere deren Fortgang nicht befördern und nicht gegen die bestehende Ordnung wirken könnten, zumal auch zu einer Art Bürgschaft für die Personen und das Eigenthum der Regierung selbst dienen sollten, so würde der Vorgang ein weniger grelles Aufsehen erweckt, zumal auch sie

selbst minder kompromittirt haben. Allein sie bezichtigte wenigstens die von Zürich Deportirten als Männer, die mit dem Feind einverstanden und als ehemalige Aristokraten demselben behilflich seien, um wieder zu ihren ehvorigen Stellen zu gelangen: das machte dann die Miliz am Zürichsee desto feindseliger gegen dieselben und desto mehr geneigt, sie an ihren Verbannungsort zu eskortiren, und bereitete ihnen auch beim Durchpaß zu Aarau einen pöbelhaft schnöden Empfang. Aber einmal an Ort und Stelle war die Sache lange nicht so bedenklich wie im Nachbarland: denn zu Basel war man im Gasthof zum Wildenmann anständig einquartiert und bewirthet, wofür man freilich auch seinen Theil bezahlen mußte, damit die guten Wirthsleute nicht möchten zu Schaden kommen.

Es ist, wie Lavater sagt, jemandem, der sich nichts Strafbares bewußt ist, in einer solchen Lage so zu Muth, daß er sich ohne Furcht darein fügt; nur plagt die Entfernung von den Seinigen, und besonders in dem Zeitpunkt, wie der war, wo man sie verlassen mußte; übrigens thut's dann doch wohl, wann statt der bald scheuen, bald finstern und mißtrauischen Blicke, womit man begafft wird, hin und wieder ein theilnehmendes Auge sich auf den Verbannten wendet. Dazu ist das andere Geschlecht weit mehr geeignet als das männliche. So waren Frau Burgermeister Burckhardt und Frau Rathsherr Vischer die allerersten Personen, welche die Eingesperrten heimsuchten.

Die Basler schienen im Ganzen genommen sehr erschüchtert. Die Auktoritäten daselbst mögen daran Schuld gewesen sein. Sie nahmen einen desto höheren Ton an, von je weiter unten sie hinaufgestiegen waren. Schmid war Präfekt, und — so sehr Lavater ihn rühmt — betrug er sich doch ohne allen Takt gegen die Abgeführten. Frey gar; als Platzkommandant hatte er spezielle Aufsicht über sie und da äfft er die Concierges zu Paris während dem Schreckenssystem nach; er läßt bei der Visitation alle zu-

sammenrufen, sich in einer Reihe der Wand nach stellen, und übersieht, indem er nach ihrem Namen frägt, nach der Liste, ob auch keiner fehle. Doch dem lächerlichen Spiel ward ein Ende gemacht, bevor wir späteren ankamen.

Freund Vischer wirkte hier wesentlich ein. Er scheute anfänglich vor den Deportirten — keineswegs aus Furcht vor der Regierung —, sondern weil er bei der Revolution zu Basel gewaltig figurirt hatte und sich in seinen rosenfarbenen Erwartungen jetzt so getäuscht fand. Einmal bei uns eingeführt, that er zu unserer Erleichterung, was immer in seiner Macht war. Ihm dankten wir's, daß wir nach einer monatlichen Haft spazieren gehen durften, doch mußte er sich für unsere Personen verbürgen: das that er gern, weil es ihm das Recht gab, uns zu begleiten. So lang' ich noch lebe, vergeß' ich das herrliche Gefühl nicht, wie's beim Anblick des eben hervorsprossenden Grüns mir durch die Seele drang; es rührte mich bis zu Thränen, was mir sonst selten begegnet: nie schlief ich sanfter, und mein Blutspeien blieb von nun an aus; es war freilich die sanfte Bewegung, der Lufthauch des Frühlings, der heitere Abend und die Empfindung, jetzt nicht eingebannt zu sein, die insgesammt diese Wirkung hervorbrachten.

Späterhin erstreckte Herr Vischer seine Sorge auch auf die Deportirten aus anderen Ständen, die sie noch mehr bedurften als wir, da man sie schnöder behandelte; von Bekannten fanden sich unter ihnen Herr Landammann Zweifel von Glarus und Herr Statthalter Rehsteiner aus'm Speicher. Man hatte sie in eine Mansarde im Marggräflichen Palast zusammengepackt, dürftig genug mit Mobilien und Bettzeug versehen und ließ sie dafür sorgen, woher sie das Essen bekämen. Die untern Geschoße dienten zu einem Hospital, von wo verpestete Gerüche zu ihnen heraufstiegen. Es dauerte lange, bis sie sich in einem Privathause besser einrichten durften, und obwohl sie in Wohnung und

Nahrung nicht köstlich gehalten waren, klagten sie wegen Uebertheurung. Sie und ihre Leidensgefährten waren doch angesehene Männer in der Heimat und mochten schonendere Behandlung erwarten, aber Parteieifer und Eigennutz verscheuchen die Humanität.

Noch bedauerlicher war freilich die Lage einiger unserer Landsleute von Neftenbach, an deren Spitze der Sohn Tauenstein vom steinernen Erker sich befand. Diese hatten bei der Annäherung der Oesterreicher die Waffen ergriffen, um mit ihnen gegen die Franzosen zu fechten: darauf war aber die Todesstrafe gesetzt. Sie wurden eingefangen und gefesselt nach Basel gebracht; dort kamen sie in eigentliche Gefängnisse. Freund Vischer, als Präsident vom Kantonsgericht, erhielt davon Kunde, und weit entfernt, dem helvetischen Kommissar, Apotheker Huber in Basel, nachzuahmen, der Solothurner Bauern nur darum, weil sie dem Aufgebot der helvetischen Regierung nicht Folge leisten wollten, sogleich füsiliren ließ, verwendete er sich für sie bei den französischen Militärbehörden und bewirkte immerfort Aufschub, daß, wie die Sachen anders kamen, — wenn nicht alle — doch unter ihnen auch Tauenstein am Ende freigegeben wurden. Mittlerweile gab ihnen Herr Falkeisen, Bruder vom Kupferstecher, nicht nur geistlichen Trost, sondern sammelte auch für sie Kollekten.

Unsere Gesellschaft bestand meistens aus Personen von angestiegenem Alter, Geschäftsmännern, die an ein thätiges Leben gewohnt waren. Man richtete es ein, daß nach dem Frühstück jeder mit Lesen oder Schreiben beschäftigt blieb; um ein Uhr nahm man das Mittagessen gemeinschaftlich ein, bei dem das Gespräch so unterhaltend war, daß unsere Baslerfreunde diese Mahlzeiten mit den Symposien der Alten verglichen. Wir vermieden gern, von der Gegenwart zu sprechen, da sie eben keinen erfreulichen Stoff darbot, sondern eher auf widerstreitende Ge=

danken führte, die das Wohlvernehmen stören konnten. Nach dem Kaffee begab man sich auf seine Zimmer und versammelte sich erst gegen 6 Uhr wieder zum Thee, und spielte zur Erholung Wisgh, Tarok und Triktrak bis zum gemeinsamen Nachtessen, das auch eine angenehme Unterhaltung würzte.

Die Baslerfreunde versahen uns mit Büchern. Man schrieb Briefe gen Zürich und empfing dergleichen von dort; posttäglich, so lange die Franzosen die Stadt inne hatten; viel seltener nachher, weil die Briefe einen Umweg, oft über Frankfurt, machen mußten und von da einem Baslerfreund adressirt wurden. Hier leistete der Kunsthändler Mechel gute Dienste. Bei der direkten Korrespondenz fand die Unbequemlichkeit statt, daß der Statthalter die abgehenden und ankommenden Briefe durchnüsterte: ein Umstand, der alles Vertrauen hemmte.

Mehr und mehr kam in dies Leben erfreuliche Abwechslung, wie man sich außer das Haus begeben und die Baslerfreunde uns besuchen durften. Ueberraschend war Lavaters Deportation. Die Regierung beging dabei einen groben Schnitzer; sie machte sich bei vielen verhaßt und bei anderen lächerlich; es dauerte eine Weile, bis wir ungehindert zusammentreffen konnten; und wie Lavater einmal freien Gang in der Stadt hatte, mußte er sich seinen zahlreichen Baslerfreunden hingeben.

Allmählig löste sich das Kränzchen. Escher, Hirzel Sohn, Meiß, Ott, Römer wurden noch vor Abzug der Franzosen gen Zürich zurückgelassen. Ihnen folgte Lavater. Nicht lange darnach erhielten Pestalozzi und ich Erlaubniß, nach Hause zu kehren [1]). Indem der Statthalter uns solche ankündigte, übergab er uns — unter Einschärfung genauer Diskretion — ein von dem Direktor Laharpe unterzeichnetes Schreiben, worin er uns an-

---

[1]) Dekret des Vollziehungsdirektoriums vom 13. Juni 1799; Kopie im Hirzel-Archiv.

zeigte, die Befreiung werde uns ertheilt, indem die Regierung nicht zweifle, daß wir uns (aus Dankbarkeit vermuthlich) werden angelegen sein lassen, sie von den Vorgängen in und um Zürich zu benachrichtigen. Wir konnten nichts anderes daraus schließen, als daß die Regierung uns als Mittelmänner wollte gebrauchen, um zu Gunsten ihrer persönlichen Sicherheit zu wirken. Wie's kam, weiß ich nicht; aber keinem von beiden stieg zu Sinn, darauf zu antworten. Höflich war es allerdings nicht, und vielleicht mag der empfindliche Mann es übel genommen haben; jedoch glaub' ich, daß es uns in Verlegenheit gesetzt hätte, eine schickliche Antwort zu verfassen. Denn zu dem aufgeforderten Dienst fanden wir uns eben nicht geneigt.

Bei aller Freude, zu den Unsrigen wieder zu gelangen, machte es uns gleichwohl Mühe, unsere Schicksalsgefährten zu verlassen. Einmal aber auf der Straße, eilten wir, nach Baden zu kommen. Aber da fanden wir einen Schlagbaum, der uns das Weiterkommen versperrte. Die Limmat trennte die Franzosen und Oesterreicher. Weder die dortige helvetische Zivilbehörde noch der französische Militärkommandant wollte den Uebergang gestatten. Freund Baldinger sagte, es wäre Lavater auch so gegangen, und da sei er nach Bremgarten ins Hauptquartier; ob er dort Bewilligung erhalten, sei ihm unbewußt. Das stimmte nun freilich unsere Erwartungen gewaltig herab. Wir entschlossen uns jedoch, Lavaters Beispiel zu folgen. Morndeß trafen wir an einem heißen Sommermorgen um Mittag zu Bremgarten ein. Ermüdet sahen wir uns nach Erfrischung und Quartier um, wurden aber aller Orten abgewiesen, da das Städtchen vom Militär vollgestopft war. Glücklicherweise dachte ich sogleich an Herrn Weißenbach, dessen Wohnung dem Wirthshaus gegenüber lag. Zum Trost nahm er uns liebreich in seinem Staatszimmer auf, das er vor zwei Offizirs vom Generalstab, die er aufnehmen mußte, sonst verschlossen gehalten hatte: die erste[illegible]

man uns das Essen dahin und wir schliefen auf ein paar Matrazen. Bald aber nahmen wir das Anerbieten an, mit unserem Hauswirthe den fremden Gästen bei der Tafel Gesellschaft zu leisten. Wir ersparten ihnen die Mühe, uns besonders zu verköstigen, und entlasteten sie der Sorge, die Offizirs zu unterhalten: hinwieder verschafften diese uns Gehör beim General Massena.

Es war in einer Morgenstunde, wo wir bei ihm vortreten konnten. Der Empfang war höflich, der Abschlag bestimmt. La raison de guerre ne le permet pas. Umsonst berührte ich die Saite, daß mein Gefährte Vater von einer zahlreichen, unerzogenen Familie sei; umsonst bezeugten wir beide, vom Militär nichts zu verstehen und also auch nichts verrathen zu können: Je suis faché, antwortete er, de ne pouvoir pas vous contenter; mon devoir s'y oppose. Der Ton war nicht unfreundlich, so wenig wie die Miene; aber in seinem schlichten, grauen Ueberrock imponirte er uns mit seiner gebieterischen Haltung so, daß wir ohne weitere Instanzen Abschied nahmen. Da Herr Weißenbach uns gerne bei sich hatte, blieben wir zu Bremgarten und lustwandelten in seinem Geleit bald da, bald dorthin.

Eines Tages führte der Gang auf die Höhe vor der Stadt. Wir erblickten ein Lager und näherten uns demselben, als uns ein Mann von 50 Jahren entgegentrat; er trug Rock, Weste und Beinkleider von blauem Manchester, war untersetzter Statur, braun von Angesicht, und in seiner Miene lag ein gesetzter Ernst, der jedoch durch einen freundlichen Blick gemildert wurde. Er sprach uns an, rieth uns, nicht weiter zu gehen; darauf setzte man sich ins Gras; ein Wort gab das andere, kurz, man gerieth ins Alterthum; der Krieger sprach von Celten, als einem allgemeinen Völkerstamm, von Forschungen, die er deßhalb vorgenommen und in Druck gegeben habe: dies war nun niemand ander als le citoyen de la Tour d'Auvergne, premier Gre-

nadier de l'armée. Aus einem erlauchten Geschlecht entsprossen, hatte er wirklich eine gelehrte Erziehung genossen, aber seine Jugendjahre, wie die meisten Edelleute, im Dienst verlebt. Beim Ausbruch der Revolution zog er sich zurück und widmete sich den Studien; vergebens bot man ihm militärische Ehrenstellen an; da jedoch sein Widerstreben verdächtig auffiel, nahm er als gemeiner Grenadier bei alten Waffengefährten Dienste und starb ca. 1800 auf'm Feld der Ehre in Deutschland [1]).

Hier war's auch, wo wir ein paar Tage hernach durch eine Hecke der sonderbaren Feier zusahen, wo die Militärs von allen Waffenarten in Folge des Dekrets von der französischen Direktorial-Regierung Rache schwören mußten für die Ermordung der französischen Gesandten, die auf der Heimkehr von Rastatt begriffen waren. Der Schwur tönte eigentlich wie ein Nachgeheul und erweckte eine widrige Empfindung.

In einer Lage wie die, in welcher wir uns befanden, lebt man in ungewisser, traumhafter Erwartung, was für ein Zufall das Hinderniß heben werde, das sich dem Heimweg entgegensetzte; so ging's auch uns. Aber bald wurden wir aus diesem stumpfen Hingeben aufgeschreckt. Kurz vor Massenas Abzug von Bremgarten — denn nur die obberührte Feier hatte selbigen verzögert — setzten unsere beiden Adjutanten sich mit grimmigen Gesichtern zur Mittagstafel, schmissen die Bürkli'sche Zeitung hervor und donnerten über deren Inhalt los. Vergebens waren alle Vorstellungen, daß sie uns das Zeitungsgeschmier nicht ent-

---

[1]) Théophile Malo Cornet de La Tour d'A., ein wilder Sprößling des Geschlechts, war eben in dem Jahre 1799 als Stellvertreter für den Sohn eines Freundes in das Regiment eingetreten. Napoleon gab ihm hernach den Titel eines premier grenadier des armées de la République und befahl, daß sein Name auf den Listen seines Truppenkörpers fortgeführt werde. 1792 hatte C. eine Schrift herausgegeben, betitelt Recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Bretons.

gelten lassen sollen. Denn nun hörten wir, daß vom Uto aus man die Zürcher Schönen mit den österreichischen Offizirs im Platz habe tanzen sehen, derweilen man ihnen nie das Vergnügen gegönnt; man wisse wohl, daß wir Zürcher Franzosenfeinde seien, allein bald würden sie wieder die Stadt einnehmen und dann einen geschmeidigeren Ton einführen. Wir brachen das Gespräch ab. Nicht so bald hatten Massena und daher auch diese Herren in seinem Gefolg sich von Bremgarten entfernt, als zum Nachgeschmack von ihrem Zorn der Unterstatthalter uns im Namen des Generals ansagen ließ, wir müßten uns 15 Stunden weit hinter die Armee zurückbegeben[1]). Fünfzehn Stunden hinter die Heerslinie — dachte ich — das geht ins Berner-Oberland, da wären wir in Ruhe; ob den Schönheiten der Gebirgsnatur würde das Heimweh sich mildern. Allein meinem lieben Gefährten war's zu ferne von Gattin und Kindern; immer noch hoffte er, die Waffenlinie zu durchdringen: gerne willfahrte ich ihm. Mit eins hören wir, Lavater sei zu Knonau im Schloß bei seinem Neffen Fäsi. „Dahin, dahin laßt uns ziehen, aber insgeheim, und früh Morgens auf den Weg, sonst wird uns auch das verwehrt; denn das ist viel zu nah an der Heerslinie.“ Das Geheimniß konnte jedoch dem Unterstatthalter nicht verborgen bleiben; wir mußten ja eine Kutsche von Bremgarten nehmen; ihm genügte es, daß wir sein Städtchen verließen. Zu Knonau quartierten wir uns im Wirthshaus ein; der kleine Salon, wo muthwillige Zürcher und Luzerner sich vor Jahren herumbalgten, diente uns zum Speis- und Besuchzimmer, und eine Kammer im oberen Stock zum Schlafgemach. Wir waren von Bremgarten mit Hrn. Winniger von St. Gallen abgereist; damals war er Voyageur vom Hause Schärer. Wie Lavater uns erzählte, daß General Chabran, Befehls-

---

[1]) Verfügung des Generalstabschef vom 2. Messidor (20. Juni); vom Distriktsstatthalter Konrad vidimirte Kopie.

haber zu Zug, ihm zwar gute Worte, aber keine Erlaubniß zum Durchpaß gegeben, faßte der St. Galler es ins Ohr und begab sich unverzüglich hin; er witschte glücklich durch: die Handelsleute wußten immer den rechten Schlüssel zu gebrauchen.

Zu Knonau führten wir nun das behagliche Leben, wie's Lavater beschreibt [1]). Vom Pfarrhaus im Hirzel gelangten an den trefflichen Mann zuweilen Berichte von Hause, und durch eben den Kanal konnten wir den Unsrigen melden, wohin wir wären verschlagen worden. In diesen Momenten des Abgangs und Empfangs von Nachrichten brüteten wir immer Pläne zum Durchflug; aber nicht mit dem Eifer, wie eine gute Gluckerin über ihre Eier. Zwar kam einmal der Bannwart Baumann nach Knonau; der sollte uns durch den Sihlwald forthelfen. Wie er aber das Wagniß schilderte, dachten wir, weder einem Pfarrer noch zwei alten Räthen gezieme es wohl, als Verdächtige angehalten und vielleicht mißhandelt zu werden, nur damit wir ein paar Wochen früher nach Hause kommen; der Uebergewalt setze ein Vernünftiger weder Trug noch Trutz entgegen, und dabei ließen wir's bewenden.

Gegenseitige Besuche von und bei Herrn Fäsi im Schloß, dem Herrn Pfarrer Fäsi zu Rifferswеil, Herrn Irminger zu Mettmenstetten, Herrn Maurer zu Affoltern brachten Abwechslung in unsern geselligen Kreis. Herr Brennwald, Pfarrer zu Maschwanden, nachheriger Kanonikus, war unser beinahe täglicher Gesellschafter. Einmal führte er uns nach Cham zu einem Stelldich-ein mit Dekan Boßhard von Zug, Fr. Obrist Uttiger und Hr. Grand-juge Kayser. Es war ein heißer Sommernachmittag. Allein bald gelabet, genoß man nun doppelt das Vergnügen der Unterhaltung und der herrlichen Aussicht. Der Berg, an dessen

---

[1]) Lavater, Freimüthige Briefe über das Deportationswesen und seine eigene Deportation nach Basel 1801, Bd. II, p. 243 ff.

Fuß Zug liegt, der See in seiner ganzen Länge, an dessen südlichem Ende der Rigi seinen Kulm emporhebt, standen in der Glut der Abendsonne. Es lebte sich schon wohl mitten in den weit auseinander liegenden reinlichen Wohnungen, deren Inhaber — wie uns Hr. Brennwald beim Heimgehen erzählte — ganze Säcke voll Neuthaler in ihren Gänterlinen zusammengelegt hatten, aber leider gewaltsam von ihnen getrennt wurden, als nach der Zerstaubung des Haufens, so Andermatt im Frühjahr 1798 den Franzosen entgegenführte, die entzügelten Banden der Schwarzen auf Cham herbrausten.

Ein andermal genossen wir in seinem Geleit die Hospitalität im Kloster Frauenthal; es liegt in einem vertieften Wiesengrund, durch den sich ein Bach schlängelt und den Buchenwäldchen einschließen. Beim Mittagessen war die uns aufnehmende Tafel noch durch das Sprachgitter geschieden; aber beim Kaffee wurde es geöffnet, und die Geselligkeit erhielt ihr volles Recht.

Hinwieder machten wir auch wieder die Wirthe. Bei einem Mittagessen, das Herr Dekan Boßhard mit seiner Gegenwart erfreute, ging es gar munter her.

Auch spiesen wir drei Deportirte bei Herrn Landschreiber Heidegger eines Tags zu Mittag. Bei der Tafel erschienen als ein Erbstück von demselben geschliffene Gläser nach alter Form: Lavater fand so viel Gefallen daran, daß er nach einem gelüstete und jugendliche Freude empfand, wie der freundliche Wirth den Gelust sogleich befriedigte.

Ein paar Mal predigte Lavater an den Sonntagen, weil Herr Pfarrer kränkelte [1]). Seine Predigten wurden fleißig von den wackern Einwohnern des Orts besucht und erweckten ihm viel Ver-

[1]) Lavater am angeführten Orte II., pag. 251: Der dortige Pfarrer Holzhalb, dessen Predigten wir besuchten, ward einmal auf der Kanzel von einer Art Schlag oder Lähmung überfallen. Er wiederholte stammelnd dasselbe Wort zehnmal, ohne vom Flecke kommen zu können.

ehrer, die ihn dann herzlich zu sich baten. Wir begleiteten den Freund bei einem Besuch, der dem Eigenthümer eines großen — gegen Kappel zu liegenden — Hofes galt. Ein furchtbarer Hund kam mit schrecklichem Gebell uns mehrere hundert Schritte schon entgegen gesprungen und schreckte die Ankommenden fast weg: die Tochter vom Hause bemerkte die Noth und rief das Thier ab. So einsam, wie das Haus lag, mitten an einer wohl 40 Juchart großen, haldigen, zu beiden Seiten der Länge nach mit Holz von Tannen und Buchen eingegrenzten Matte, war ein solcher Wächter nicht überflüssig. Die Familie lebte in dieser Einsamkeit ganz patriarchalisch. Vieh- und Baumzucht und mehrere Morgen Land, mit Halmfrüchten bebaut, beschäftigten sie die Woche hindurch während der Sommer-, und Hanfgespunst zur Winterszeit, so daß sie nie ins Dorf kam, als Sonntags zur Kirche: Häuser sah man ringsum keine, und durch die Thalschlucht herab den Rigiberg. Man lebte eigentlich da nur in und mit der hehren Natur; darum waren die Leute auch ganz treuherzig, Milch, Brod, frische Butter und Honig und Birnenmost, die einfachen Erfrischungen, die man uns vorsetzte und die unser Freund mit ermunternden Reden vergalt. Man entließ uns mit Einladungen, die Besuche zu wiederholen, von denen man empfand, daß sie ernstgemeint waren.

Man führte ihn von der Kanzel herab. Ich wollte ihn mit nach Hause begleiten. Ein vernünftiger Landmann, der ihn im Tenn hielt, sagte unter der Thüre noch zu mir: „Lieber Pfarrer, wir wollen zu unserm Herrn Pfarrer schon Sorge tragen; gehen Sie doch, damit keine Verwirrung entstehe, zurück und beschließen Sie den Gottesdienst." Ich fand dieß sehr vernünftig, eilte zurück, betrat in meinem grauen Kleide die Kanzel, setzte die Predigt, von der Seligkeit des Gerechten mit Anwendung auf den gegenwärtigen Vorfall fort und ward mit Aufmerksamkeit und Rührung angehört und kündigte dann der Gemeinde an, daß ich von nun Kinderlehre, Hausunterricht und alle Predigergeschäfte übernehmen wolle, welches ich auch, so lange ich in Knonau war, mit Freuden that. Es war für mich eine rechte Wohlthat, mich gewissermaßen wieder in meinen Beruf zurückgesetzt zu sehen.

Allein dazu wurde uns keine Zeit gelassen. Es befanden sich Leute zu Knonau, ärger als arge Revolutionärs, denen unser harmloses Wandeln unter ihnen mißfiel. Mochten sie's hinter den damals zu Baden residirenden Statthalter Pfenninger gesteckt haben oder bekam derselbe vom französischen Militär den Wink, uns nicht so nahe bei der französischen Heerlinie zu dulden? Kurz, er ließ uns von Knonau wegbieten. Wir mußten Lavater recht krank glauben, da wir ihn den Abend vorher mit schmerzhaften Hämorrhoidalkrämpfen ringend verlassen hatten. Wir verfügten uns sogleich zu ihm; kaum eröffneten wir ihm den empfangenen Befehl, als ein edler Unwille sich seines ganzen Wesens bemächtigte. Mit eins kamen ihm die Kräfte wieder, und zugleich faßte er den unentweglichen Entschluß, mit uns fortzugehen: Aber wohin? Gen Basel, rief er; denn soeben erhalte ich von Mecheln einen Brief, worin er mich einladet, dorthin zu kommen, wo es am wenigsten schwer halte, über die Grenzen zu gelangen. Wir schlugen ein; und — wer urplötzlich Knonau verließ, das waren wir[1]). Ein Bernerwägelchen führte uns von dannen. Die Gesellschaft unseres Freundes war uns desto lieber, da sein Uebel durch die Bewegung im Freien sichtbar abnahm; zugleich aber verschaffte uns die Celebrität seines Namens ein Unterkommen im Wilden Mann zu Aarau, das der Wirth uns anfänglich verweigerte, aber auf meine Andeutung, daß wir mit Lavater reisen, uns ohne Weiteres aufnahm.

Mit sichtbarer Bestürzung wurden wir von unseren Schicksalsgefährten zu Basel empfangen: Man stellte Mecheln ordentlich zu Rede, wie er Wort halten und uns über die Grenze helfen wolle? Das war mehr, als er wußte. Stotternd blieb er in

---

[1]) Schon unterm 18. Juni hatte Mechel Hirzel und Pestalozzi zur Rückkehr nach Basel eingeladen und ihnen sichere und baldige Heimkunft in Aussicht gestellt. Nach zweimaliger, dringender Wiederholung entschlossen sich unsere Freunde ihr zu folgen.

der Entschuldigung stecken. Mit gleich freundschaftlichem Ernst bestanden sie darauf: wir müssen nicht bei ihnen im Gasthof verweilen, denn sonst könnte man uns in die gleiche Kategorie setzen wollen. Mir half sogleich Freund Vischer aus der Klemme; er nahm mich mit sich heim, und von nun an war ich sein Hauskind. Die Trennung that Pestalozzi und mir weh; aber wie sich morndeß noch kein schickliches Unterkommen für ihn zeigte, war mein lieber Gevatter ebenso bereit, uns unter seinem Dach wieder zusammen zu bringen. Für Lavater durfte uns nicht bange sein; um den hätten sich Hunderte für Einen gezankt, wer ihn aufnähme.

Uns war in dem häuslichen Kreise von Vischer seelenwohl. Jeder lebte nach seiner Phantasie; Lesen, Schreiben, Spaziergänge, Tischgespräche, Besuche füllten die Zeit so aus, daß keine Lücke und andere Sorge, als die, so viel weiter auf's neue von den Unsrigen in Zürich entfenrt zu sein, Raum fand. Auch die Freunde beim Wilden Mann genossen mehr Freiheit, sowie die anderen eidgenössischen Deportirten. Man sah nicht nur sich wechselweise, sondern besuchte, bald gemeinschaftlich, bald getrennt, Abendgesellschaften, ja glänzende Soirées im Forcard'schen Garten, wo Franzosen, Militärs, Feldärzte, Kommissärs und andere Fremde in buntem Gemisch mit Schweizern zusammentrafen.

Mir erregte der Anblick von jedem Franzosen damals noch immer eine bittere Empfindung. Das Unheil, das sie als Staat überall verbreiteten, machte sie mir verhaßt, und die Einzelnen wurden mir verächtlich als blinde Werkzeuge, die sich aus Leichtsinn und gänzlichem Mangel an sittlichem Gefühl und Grundsätzen zu jedem Unfug gebrauchen ließen. Noch tönt mir die Antwort in die Ohren, die sie kurzweg auf den Vorwurf ihrer niederträchtigen Geschmeidigkeit gaben: le militaire ne doit pas raisonner; als wenn ein rechtschaffener Mann nicht
Dienst verlassen, als sich einem ungerechten Befehl unterz

Zu der Zeit stand uns das Kränzchen von Frau Burckhardt offen. Auch der alte Herr Sarrasin vergaß seine Vorliebe für Zürich nicht: er trieb es so lange, bis alle Zürcher ein Nachtessen bei ihm einzunehmen versprachen, wo optische und phantasmagorische Darstellungen die Abendstunden bis dahin verkürzten.

Die Sonntage über ging man regelmäßig zur Kirche. Da traf es sich, daß, wie Lavater an einem Samstag bei Vischers zu Mittag spies, ihm der französische Pfarrer auf morndeß die Abendpredigt antragen ließ. „Ich weiß nicht, ob ich zusagen soll,“ sagte er zu uns, „denn ich hab' mich schon zu Haltung der Morgen- und Mittagspredigt in zwei verschiedenen Kirchen verpflichtet. Doch,“ fügte er hinzu, „ich ehre jeden Ruf; mir wird es wohl nicht schaden, wann ich auch dem folge; vielleicht kann es nützen“. Er übernahm's also und wandte sich daraufhin an mich, ihm einen Text zu wählen. Ich gab ihm einen sehr reichhaltigen aus St. Paulus Briefen an. Abends sprachen wir davon beim Wilden Mann. Alle fanden sich bei der Predigt ein und kehrten erbaut daraus weg.

Wie stutzten wir aber eines Tags, als es hieß: „Freund Lavater sei über die Grenzen [1].“ Gevatter Vischer bemerkte den Eindruck, so diese Nachricht auf Pestalozzi machte, wie sehr sich derselbe auf eine ähnliche Befreiung sehnte. Wir beide waren, wie Lavater, von der helvetischen Regierung frei gegeben; es war nur die französische Militärgewalt, die uns festhielt. Hatte der eine dieser entfliehen gekonnt, warum nicht die anderen beiden auch? [2]) Vischer ruhte daher nicht, sich zu erkundigen, wie die

---

[1]) Vgl. Lavater, am angeführten Ort pag. 287 ff.

[2]) Unterm 2. August reichten Hirzel und Pestalozzi dem helvetischen Vollziehungsdirektorium eine Beschwerde ein, worin sie vom Direktorium verlangten, dieses möchte den Verlegenheiten, die ihnen aus dem ungewiss[illegible] erwachsen, endlich ein Ende bereiten. Die Antwort L[illegible]ir im Wortlaut folgen: Citoyens! J'ai mis sous les

Sache zugegangen sei; und Lavaters Freunde zeigten sich erbötig, auch uns dabei Hilfe zu leisten. Da das Wagstück eingeleitet war, nahmen wir eines Nachmittags herzlichen Abschied von unseren Gastfreunden, fuhren in Vischers Begleit über Lörrach hinaus, und am Grenzposten suchte man um Licenz nach, über die Grenzen spazieren zu fahren. Ein mit uns gekommenes Frauenzimmer erhielt sie unbedenklich. Die Schildwache ließ uns auf ihre Vorzeige durch. In einiger Entfernung wartete uns ein Leiterwagen. Wir gaben unserem Hausfreund den Abschiedskuß und so viele Segenswünsche auf den Rückweg, als er uns auf die Heimfahrt. Es fiel Regen, aber wir achteten nicht darauf; denn wir waren frei. Es gab kräftige Stöße; allein die brachten uns heimwärts. Beim Einbrechen der Nacht erreichten wir die Papiermühle von Herrn Kolb, wo wir erwartet waren und liebreich empfangen wurden: noch jetzt drückt es mich, daß ich den Liebesdienst nicht vergolten; Entfernung und das Dazwischengekommene ist Schuld daran, aber wer von den Meinigen den Kolbischen (es sind Abstämmlinge von dem anno 1792 gekannten Herrn Oberstlieutenant Kolb) ihnen etwas Liebes erweisen kann, unterlasse es ja nicht.

Wir staunten über die Nachsicht des wachthabenden französischen Offiziers. Die Grenzwache mußte ihm doch die Meldung thun, daß nicht so viele Personen zurückgekehrt seien, als hinweg-

---

yeux du directoire exécutif la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser. Je me charge de vous faire connaître qu'il est étranger aux obstacles, mis à votre retour momentané à Zurich, mais qu'il espère les voir s'évanouir bientôt. Loin de nous, Citoyens, toutes vues de rancune. S'il ne tenait qu'à nous, l'Helvétie réunie, ne renfermerait que des concitoyens et ne serait pas exposée aux réactions, devenues peut-être inévitables par les fautes de quelques hommes passionnés. Agréez, Citoyens, mes remerciements pour la confiance que vous avez bien voulu me témoigner et mes salutations fraternelles. Berne le 10 août 1799.

gefahren; und doch machte er davon kein Aufhebens. Wahr ist's, man hielt uns von einem Tag zum anderen hin, bis vermuthlich der Offizier an den Posten kam, der auch schon Lavater durchgeholfen hatte. Den mag Anneigung für seine Hauswirthe, ein Trieb der Humanität, eigenes erfahrenes Unglück nachsichtig gemacht haben. Aber verzeihen kann ich mir's nicht, die gute Basler-Seele nicht einmal zu kennen, die das Alles bewirkt hat.

Bei den Regenschauern, die morndeß fielen, stand der Schwarzwald eigentlich in der düstern Farbe, die ihm den Namen gibt. Bald kamen wir in Werth an und erhielten von dem dort kommandirenden österreichischen Offizier die Nachricht, daß Lavater hier durchpassirt sei. Abends gab uns General Kienmayer zu Waldshut auf der Straße Audienz und — von General Hoze benachrichtigt, daß wir vermuthlich Lavater folgen werden — bewilligte er sogleich den Uebergang über den Rhein. Die kleine Statur von Kienmayer vergaß man leicht über seiner geistreichen und sanften Miene, die aus einem wohlgebildeten Gesicht spielte.

Einmal über dem Rhein, glaubten wir uns schon bei Hause. Doch über Klingnau hinaus, bei Döttingen, fielen uns niederschlagende Szenen ins Auge: denn Tags vorher hatten Oesterreicher und Russen die Stille verlassen, da sie nicht über die Aare setzen konnten, und darum sah es grausig rings herum aus. Wir hielten im Letten, bei des lieben Schwagers kurz an und eilten von da den Unserigen zu.

Wohl hatte uns bei unserer Abführung kein so schlimmes Schicksal verfolgt, wie die Deportationen der Berner und die des wackern Herren Merian von Basel, die als Nachtrag in Lavaters Geschichte erscheint. Aber der Direktor Ochs hatte gegen uns keinen Privatgroll zu stillen.

Was uns Beiden zum Trost gereichte, war, daß unsere Mitabgeführten von Zürich in ein paar Wochen nachfolgten.

Leider nur, damit ein Theil von ihnen bald in Deutschland einen Zufluchtsort gegen neue Bedrückungen, die man besorgte, suchen mußte.

Nie wird mir Mittwoch der 25. Sept. 1799 aus dem Gedächtnis kommen. Am Morgen lockte das Kriegsgetön auf die Promenaden, wo man das Gefecht bei Wollishofen deutlich sehen konnte. Gutmüthig freute sich die Menge — und ich mit ihr — über die Fortschritte der russischen Jäger. Doch bald verschwand die Täuschung; da galt's nur einen Scheinangriff: denn mit Erstaunen bemerkte man französische Truppen im Wipkingerberg; kaum traute man seinen Augen; gleichwohl war's so. Man lieset sonst in den Kriegsgeschichten der neueren Jahre von ganzen Dörfern und einzelnen Wohnungen, welche das Geschütz in Brand gesteckt oder die Wuth der Streiter den Flammen geopfert hat. Bei der Schlacht um Zürich war nichts von diesem Jammer zu sehen. Von ferne betrachtet, schien sie ein Schauspiel zur Uebung. Erst Nachmittags bekam ich einen Vorgeschmack von den Kriegsgreueln. Ich wollte nach unseren Geschwistern im Letten sehen, und Jk. Reinhard nach den seinigen im Beckenhof; und so trafen wir auf einander bei der Niederdörfer Pforte. Kaum erreichten wir aber die hohe Farb, so tönte vom weißen Haus her uns das Geschütz entgegen. Wir sahen Kriegsgefangene einbringen und Kosaken und Grenadiere sie kaltblütig niederstechen, wann sie Miene machten, zu entfliehen. Der Anblick empörte uns so, daß wir in die Stadt zurückkehrten. Auf der Schanze beim Schinhut stieß Herr Zunftmeister Frieß zu uns; von da aus übersah man im Sihlfeld die beiden Heere in der Schlachtlinie, wie sie einander kanonirten. Die Franzosen drangen da nicht weiter vor: sie begnügten sich, die Russen in der rechten Flanke und im Rücken festzufassen, wohl ahnend, daß sie sich dann zu Zürich nicht halten würden. Wirklich waren ihre Leute

schon bis zu General Steiners Gut vorgedrungen: ab dem Wallgang, wo Frieß und ich standen, zielten Bachmänner [1]) dahin, und bald darauf hörten wir en risposte Kugeln neben uns vorbeipfeifen. Ich nahm Herrn Frieß bei der Hand und führte ihn mit den Worten weg: „Hier verwundet oder gar getötet zu werden, ist nicht unser Beruf". Er sollte unsere Abendgesellschaften empfangen; aber es hatte niemand Lust, von Hause zu gehen, und so kehrte ich zu meiner lieben Tochter heim, konnte ihr aber keine tröstlichen Berichte bringen.

Beim Anbruch der Nacht sammelte sich die russische Armee in der Stadt. Die Straßen waren mit Kriegsvolk angefüllt, auch die unserige. Es zog sich die Steingaß hinauf; und, da mein Mithauspatron [2]) mir das Beispiel gab, die Müdlinge zu erfrischen, begab ich mich auch zur Hausthür gegen den Neumarkt und ließ Wein und Brod zutragen: dankbar nahm Jeder sein Glas und Stück Brod in Eile; und als der Vorrath alle war, schloß man die Thüre, ohne daß Jemand nur daran pochte, geschweige sie öffnen wollte.

Diese Nacht nahm ich denn doch in dem Schlafzimmer meiner Tochter [3]), auf einer im Boden gespreiteten Matratze, gekleidet, das Lager und schlief — Gott sei Dank — bis am Morgen. Da begab ich mich auf die Zinne beim Waldreis und bemerkte ringsum Gefechte; nur die Südseite, das was von der Kronen- bis zur Stadelhöfler-Pforte die Stadt umgab, der Theil Land war noch offen: diesen Ausweg nahm ein großer Theil

---

1) Vermuthlich ein kleines Detachement des in englischem Solde stehenden Schweizerregiments Bachmann. (Vgl. hiezu: Wilh. Meyer, die 2. Schlacht bei Zürich [Neudruck in: Vor hundert Jahren 1899] p. 24 und 29.)

2) Direktor Leonhard Schultheß.

3) [illegible] (Hirzels jüngste Tochter) gebrauchte eine Kur auf'm La[illegible] Verf.)

des russischen Heers. Gegen 11 Uhr hörte der Kanonendonner ganz auf. In der Stadt schien Alles wie erstorben. Jetzt sprengte ein einzelner Reuter durch den Neumarkt zur Krone hin und blies ein gewaltig mißtönendes Horn. Erst Nachmittag kamen Haufen von Soldaten in unsere Straße. Auf das Pochen an den Hausthüren mußte man öffnen; sonst verdoppelten sich die Schläge mit den Flintenkolben. Zum Glück bekam Herr Schultheß Guide-Offiziers ins Quartier. Wie wir ein paar Schaaren sattsam erquickt hatten und eine dritte sich nicht entfernen wollte, nahmen wir die Zuflucht zu einem von ihnen; er mußte ihnen aber recht gute Worte geben, ehe sie den Fleck räumten. Nun schien es mir, ich dürfe jetzt doch im Letten nachsehen, wie es den Geschwistern gehe. Mein Kind, dem für dieselben so gut, wie mir, bange war, ließ mich willig ziehen. Hätte ich gewußt, was für Zudringlichkeiten seiner warteten, so wär' ich bei Hause geblieben.

Der Weg in den Letten war wie ein Schlachtfeld bezeichnet; denn hin und wieder stieß man auf zerbrochenes Kriegsgeräth und Leichen russischer Krieger; die der ihrigen schafften die Franzosen zuerst unter den Boden. Die Geschwister wohlerhalten zu treffen, gewährte mir großen Trost; zumal da Kanonenkugeln durch's Haus gefahren und das Gefecht bei und neben vorging. In allem Jammer hatten sie die Wittwe Irminger und ihr Töchterchen aufgenommen, deren Mann und Vater von einem Russen durch einen Bajonettstich getödtet wurde, weil der den Blaugekleideten für einen Franzosen hielt, der aus dem Hause sich wegflüchten wollte[1]). Ich anerbot mich, sie nach der Stadt zurück zu geleiten. Noch hatte sie den Muth, im Vorbeigang ihr Landhaus zu betreten. Was für ein kränkender und herzzerschneidender Anblick zeigte sich da! Französischer Marketender-Troß plünderte eben

[1]) Zunftmeister Jakob Irminger war als Anhänger der alten Regierung ebenfalls nach Basel deportirt worden.

noch den Keller aus und hatte des Gatten Leiche nackend auf der leeren Bettstelle liegen lassen. Mit Müh' vermochte ich die Tieftrauernde von der Stelle zu bringen. Ich übergab sie ihrem Gegenschweher, Herrn Hauptmann Schinz.

Im Heimgehen vernahm ich noch Lavaters Verwundung. Noch fehlte dieser Schreck, um das Trauergefühl über die mitangesehene Jammerszene vollständig zu machen [1]).

Der gute Lavater mußte noch über ein Jahr leiden, ehe der Todesengel ihn befreite. Fast sollte ich mir Vorwürfe machen, daß ich ihn nicht häufiger besucht. Ich that's vornehmlich aus Diskretion: ein steter Zudrang — hieß es — ließ ihn nie frei. Nun verscheuen mich viele Leute, wenn Mitleid mein Herz erfüllt, und weil ich damit prunken weder kann noch mag, so macht mich das befangen und verlegen. Lieb und höchst achtenswerth war mir der verklärte Freund dennoch.

---

[1]) Hirzel an Frau Vischer 1. Oktober . . . . Kaum war morndeß die Stadt übergegangen, so begab ich mich in das Landhaus meines Schwagers. Es war allerdings schauerlich, schon innert den Stadtmauern, noch mehr aber außerhalb derselben die Straßen mit todten Menschen und Pferden belegt zu sehen; sonst aber begegnete mir gar nichts Widriges. Sie können denken, was für eine außerordentliche Freude mich ergriff, als ich meine lieben Geschwister im besten Wohlsein traf. Ihre Erhaltung war ein wahres Wunder, da die Franken bei der Wohnung eine Batterie errichtet hatten, auf die dann hinwieder vom russischen Geschütz gespielt wurde. Wirklich schmetterte eine Kugel Laden und Fenster in dem Wohnzimmer zusammen, drang hinter dem Ofen in die Feuermauer und fiel in der Höhle des Kamins ins Plainpied herunter. Daß sie übrigens weder Mißhandlung noch Plünderung erlitten, mußte dem zugeschrieben werden, daß sich ein fränkischer Vorposten da etablirte, dessen Offiziere die beste Mannszucht hielten, so daß die Schwester, die wohl 50 durstigen Franzosen zum Weinabzapfen zündete, nur kein Unwort von ihnen bekam . . . .

Die Quellen- und Entwicklungsgeschichte der Ballade C. F. Meyers: „Der Pilger und die Sarazenin".

Von Priv.-Doc. Dr. H. Kraeger (Zürich).

Unter den 1870 veröffentlichten ersten Gedichten Conr. Ferd. Meyers [1]), den „Romanzen und Bildern", befand sich eine größere Ballade, „der Liebeszauber", hinter deren Ueberschrift der Dichter in Klammern noch seine Quelle beigefügt hatte: „Aus Tausend und einer Nacht." In der 1882, also 12 Jahre später, herausgegebenen 1. Auflage der „Gedichte" kehrt aber diese Ballade in völlig veränderter, verbesserter Gestalt unter dem andern Titel „Der Pilger und die Sarazenin" wieder. Eine literarhistorische Untersuchung hätte daher festzustellen, wie sich die alte und neue Fassung der Ballade jeweilen zur Quelle verhalten und wie sie selber sich hinwieder voneinander in der künstlerischen Bearbeitung des Stoffes unterscheiden.

Dem Dichter lag die deutsche [2]) Uebersetzung der orientalischen Märchen vor: „1001 Nacht. Arabische Erzählungen. Zum ersten Male aus dem Urtext treu übersetzt von Dr. Gustav Weil. I—IV. Pforzheim 1841."

---

[1]) „Romanzen und Bilder" von C. Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1870. — Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1882.

[2]) In der französischen Ausgabe fehlt merkwürdigerweise die Vorlage der Ballade. «Les Mille et une Nuit». Traduit en Français. Par Mr. Galland. 12 Bände. A la Haye. 1731.

Im 2. Teil der 757. und zu Anfang der 758. Nacht (Bd. IV, p. 92—97) fährt dort Scehersad, nachdem sie die Geschichte von dem „bekehrten König“ beendet hat, fort, dem Sultan Scherberban ein neues Märchen, oder besser eine islamitische Legende zu erzählen: die Bekehrung einer Christin zum Mohamedanismus. Sie wird Abu Bekr, dem Sohne Mohammeds, in den Mund gelegt, der aber für die eigentliche Geschichte erst weit ausholt, weil er sie als frommer Augenzeuge nicht selber miterlebte, sondern sie nur von andern hörte. Dazu werden zwei Reisen nöthig, die Abu Bekr im Laufe eines Jahres nach verschiedenen Plätzen unternommen haben will, nach Griechenland und nach dem Heiligthum seiner Religion, Mekka, wo er beide Male ein und derselben Person begegnet, die inzwischen ihren Glauben gewechselt hat und aus dem Christenthum zum Islam übergetreten ist. Es heißt in 1001 Nacht:

— „Abu Bekr, der Sohn Mohammeds, erzählte: Ich reiste einst von Anbar nach Griechenland und stieg daselbst vor einem Kloster, das am Wege lag, ab. Der Prior des Klosters, welcher Diener des Messias hieß, kam mir entgegen und führte mich in das Kloster, das 40 Klosterbrüder enthielt, und ich ward von ihnen sehr gastfreundlich bewirthet; auch sah ich bei ihnen eine Frömmigkeit, die ich noch nie gefunden. Nachdem ich meine Geschäfte in Griechenland versehen hatte, kehrte ich wieder nach Anbar zurück. Ein Jahr darauf pilgerte ich nach Mekka, und als ich am Festtage den Kreis um den Tempel machte, sah ich den Prior, Diener des Messias, auch um den Tempel ziehen mit fünf seiner Klosterbrüder. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß er es war, ging ich auf ihn zu und fragte ihn: ‚Bist du nicht der Prior, Diener des Messias?‘ Er antwortete: ‚Nein, ich heiße jetzt Diener Gottes, der Einsiedler.‘ Da küßte ich seinen Bart und weinte. Dann ergriff ich seine Hand und bat ihn, mir zu sagen, *warum* er Muselmann geworden.“ —

Nun kommt der Hauptabschnitt der Erzählung, nämlich der Bericht des Priors, der durch eine merkwürdige Begebenheit, die in seiner Nähe spielte, und an der er kraft seines Amtes theilnahm, vom christlichen Messias weg zu Allah geführt wurde. Es ist eine in ihrer Kürze um so ergreifendere, leidenschaftliche Liebesgeschichte, die er dem Abu Bekr zur Antwort gibt, und die, wie wir später sehen werden, auch den modernen Bearbeiter C. F. Meyer am meisten gefesselt hat.

— „Er antwortete: ‚Die Ursache meiner Bekehrung ist wunderbar. Einst reisten nämlich einige fromme Muselmänner durch den Flecken, neben welchem unser Kloster liegt, und schickten einen Jüngling, der bei ihnen war, aus, um Speisen einzukaufen. Da sah der Jüngling eine junge Christin auf dem Markte, welche Brod verkaufte, und fand sie so schön, daß er sich in sie verliebte und vor heftiger Leidenschaft ohnmächtig dahinsank. Als er wieder zur Besinnung kam, ging er zu seinen Reisegefährten und erzählte ihnen, was ihm begegnet, und sagte: ‚Reiset ihr nur weiter, ich werde nicht mit euch gehen.‘ Sie wiesen ihn zurecht und predigten ihm, aber er hörte sie nicht an und ließ sie fortreisen. Er kehrte dann in den Flecken zurück, setzte sich vor die Thüre des Ladens jener Christin, und als sie ihn fragte. was er wolle, gestand er ihr seine Liebe. Sie wendete sich von ihm weg, er aber blieb drei Tage vor der Thür sitzen, ohne etwas zu essen, noch zu trinken und sah immer der Christin ins Gesicht. Als sie sah, daß sie den Fremden nicht los werden konnte, ging sie zu ihren Leuten und erzählte es ihnen. Diese hetzten die Jungen des Fleckens gegen ihn; sie warfen mit Steinen nach ihm, die ihm fast die Rippen zerschlugen, aber dennoch wich der Fremde nicht von der Stelle.“ —

Die Geschichte ist nun bei einer wichtigen Wendung angekommen und verlangt einen «deus ex machina» wenn sie nicht allzu schnell verlaufen soll. Der Prior mischt sich also

hinein, ohne doch den Jüngling von der Krankheit seines Herzens zu heilen, der kaum genesen, auch das schöne Bäckermädchen wieder aufsucht:

— „Schon hatten die Einwohner des Fleckens beschlossen, ihn zu tödten, als mir Kunde davon ward. Ich ging sogleich zu ihm und fand ihn auf der Erde hingestreckt; ich wischte das Blut von seinem Gesichte ab, trug ihn in's Kloster und pflegte seine Wunden 14 Tage lang. Sobald er dann wieder im Stande war, zu gehen, verließ er das Kloster und setzte sich wieder vor die Thüre des Bäckerladens, um die schöne Christin anzusehen. Als sie ihn wieder bemerkte, ging sie zu ihm und sagte: ‚Bei Gott, du hast mich berührt; willst du meinen Glauben annehmen, so heirathe ich dich'." — Jetzt will die Handlung ein gutes Ende nehmen, — als die von der Christin gestellte besondere Bedingung den Jüngling in den tragischen Konflikt der Neigung mit der Pflicht und der Liebe mit der Religion bringen, aus der er als guter Gläubiger keinen Ausweg weiß. Der Gegensatz der beiden Konfessionen ist in der orientalischen Erzählung natürlich einseitig zugespitzt; der Jüngling antwortet:

— „‚Bewahre mich Gott, daß ich den Monotheismus mit dem Polytheismus vertausche!' Da sagte sie: ‚Komm' mit mir in mein Haus, umarme mich und ziehe dann weiter mit deinem Glauben'. Aber der Jüngling antwortete: ‚Ich kann nicht 12 Jahre der Tugend und Enthaltsamkeit für die Lust eines Augenblicks hingeben'. ‚So verlasse mich denn', versetzte die Christin. ‚Das vermag mein Herz nicht'." —

Nun wiederholen sich in der nicht sonderlich gut disponirten Erzählung die Vorgänge; zum zweiten Male wird der Fremde gelyncht und zum zweiten Male erscheint der Prior, wenn auch vergeblich, zur Intervention. — „Die Christin wendete sich wieder von ihm weg, und die Jungen des Fleckens kamen und warfen ihn mit Steinen, daß er auf sein Gesicht fiel und rief: ‚Gott,

der den Koran vom Himmel gesandt, ist mein Herr, er läßt den Frommen nicht ohne Lohn'. Als ich den Lärm hörte, lief ich wieder aus dem Kloster zu dem Jünglinge, jagte die Buben fort und hob ihn von der Erde auf. Da hörte ich, wie er sagte: ‚O Gott, vereinige mich mit ihr im Paradiese!' Ich wollte ihn dann in's Kloster tragen lassen, aber er starb, ehe er es erreichte. Da ließ ich vor dem Flecken ein Grab bauen und beerdigte ihn dort." — Allah aber, von dem Sterbenden, der seinen Glauben nicht verleugnen und ihm bis in den Tod getreu sein wollte, hat kaum den Wunsch gehört, als er ihn auch erfüllt. Er schickt dem widerspenstigen Mädchen, zu dem sich die Erzählung zurückwendet, nachdem die eine der Hauptpersonen abgeschieden ist, einen Traum:

— „Um Mitternacht hörte man auf einmal die Christin so laut schreien in ihrem Bette, daß alle Bewohner des Fleckens sich zu ihr drängten, um zu hören, was ihr zugekommen. Da erzählte sie: ‚Als ich schlief, kam der Muselmann zu mir, der heute gestorben ist, und faßte meine Hand und führte mich in's Paradies; als ich aber an die Pforte des Paradieses kam, ließ mich der Wächter nicht hinein, indem er sagte: das Paradies bleibt den Abtrünnigen verschlossen. Da bekehrte ich mich vor ihm zum Islamismus und ging mit ihm hinein; hier sah ich Paläste und Gärten, so schön, daß ich sie euch nicht beschreiben kann. Endlich führte er mich in einen großen Palast und sagte: Dieser Palast von Edelsteinen ist für uns bestimmt, ich werde nicht eher hineingehen, bis du bei mir bist, und so Gott will, wird dies in fünf Tagen geschehen. Dann streckte er die Hand nach einem Baume aus, der vor der Thüre des Palastes stand, pflückte zwei Aepfel von demselben und sagte: Iß den einen und bewahre den andern für den Prior des Klosters auf. Ich aß den einen und fand ihn so schmackhaft, wie ich noch keinen genossen. Sodann ergriff er wieder meine Hand und führte mich in meine Wohnung'." —

Nun setzt das Wunder ein, denn die Christin bringt wirklich von dem Baum zwei Aepfel mit und damit hat sich die Liebesgeschichte in eine Legende aufgelöst, die in majorem dei gloriam schließlich doch nur um Proselyten unter den Ungläubigen werben soll:

— „Ich nahm dann — so fuhr der Diener Gottes fort — den einen Apfel aus ihrer Tasche, und er leuchtete in der dunkeln Nacht wie ein Stern, es war eine Frucht, wie man keine ähnliche auf dieser Welt sieht. Ich nahm ein Messer und zerschnitt ihn in so viele Theile, daß jeder meiner Gefährten im Kloster ein Stück davon bekam, und wir haben nie einen feineren Geschmack, noch einen edlern Geruch gefunden, als dieser Apfel hatte; wir dachten: das ist gewiß Satans Werk, der sie von ihrem Glauben abtrünnig machen will. Die Verwandten der Christin führten sie dann nach Hause, aber sie wollte weder Speise noch Trank zu sich nehmen, bis in der fünften Nacht, da stand sie auf, ging auf das Grab des Jünglings, warf sich dort hin und starb, ohne daß ihre Leute etwas davon wußten.“ —

Dem ersten Wunder, das noch nicht kräftig genug gewirkt und ein negatives Ergebnis gehabt und mehr Angst vor altem „Satanswerk“ als Ehrfurcht vor dem neuen Gott erregt hat, — schließt sich ein zweites an. Die Erzählung, die so menschlich einfach anhob, verliert sich in das Ueberirdische. Die zwei Liebenden werden aber durch die gleichgültige Menge derer, die hier nachdrängen, fast ganz aus unserm Interesse gestoßen. Ueber der Leiche des Mädchens entspinnt sich ein Streit. Muselmänner kommen, um in der eben gestorbenen Christin ihre neue Heilige zu verehren, von der auf räthselhafte Weise ihnen die Kenntnis geworden sein mag: — Schehersad erzählte mit des Priors Worten in der nächsten Nacht weiter:

„Am folgenden Morgen kamen zwei alte Muselmänner in den Flecken mit härenen Kleidern, auch zwei alte Frauen waren bei ihnen, ebenso gekleidet, und sagten: ‚O ihr Bewohner dieses

Fleckens! Gott der Erhabene hat eine seiner Heiligen unter euch als Muselmännin sterben lassen, wir kommen, um sie als solche zu beerdigen'. Aber die Bewohner des Fleckens, welche nach langem Suchen endlich die Christin todt auf dem Grabe des Muselmannes fanden, sagten: ‚Die gehört uns, sie ist in unserm Glauben gestorben, und wir wollen sie beerdigen'. Die Alten behaupteten hingegen, sie sei als Muselmännin gestorben." — Ein Gottesurteil soll den Zwist entscheiden, und damit hat der zweite, der religiöse Theil der Erzählung, seinen Höhepunkt erreicht. Gott erklärt sich für die Muselmänner und auf dieses sichtbare Zeichen bekehren sich die christlichen Mönche und die Bewohner des Dorfes zum Islam:

— „Nach langem Streit sagte endlich einer der Alten: ‚Wollt ihr euch überzeugen, daß sie als Muselmännin gestorben, so lasset alle 40 Priester aus dem Kloster kommen, um sie vom Grabe wegzubringen; vermögen sie es, nun, so gebe ich zu, daß sie als Christin beerdigt werde. Bringen sie sie aber nicht von der Stelle, dann möge einer von uns es versuchen, sie wegzuziehen, und gelingt es ihm, so diene es als Beweis, daß sie als Muselmännin gestorben.' Die Bewohner des Fleckens waren mit dieser Probe zufrieden und ließen sogleich die 40 Klosterbrüder kommen, um sie wegzutragen, aber sie konnten es nicht. Zwar nahmen sie ein sehr starkes Seil und banden es um ihren Körper und zogen mit aller Kraft daran, zuletzt halfen sogar noch alle Bewohner des Fleckens, aber dennoch brachten sie sie nicht von der Stelle. Endlich sagten sie einem der Alten: ‚Nun versuche du es, sie wegzutragen'. Er näherte sich ihr, faßte ihren Oberrock und sagte: ‚Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Allmilden,' nahm sie auf den Arm und trug sie in eine Höhle dort in der Nähe; die zwei alten Frauen wuschen sie und hüllten sie in ein Todtengewand und beerdigten sie neben dem Grabe des Jünglinc
‚Wir alle' — fuhr der Diener Gottes fort — ‚sahen dies mit un

Augen. Als wir daher allein unter einander waren, sagte Einer zum Andern: ‚Es ist unsere Pflicht, die Wahrheit anzuerkennen, die sich uns so klar geoffenbart hat. Wie können wir einen sicherern Beweis für die Echtheit des islamitischen Glaubens fordern, als den, den wir mit unsern eigenen Augen gesehen?‘ Ich bekehrte mich daher zum Islamismus mit allen Priestern des Klosters und allen Einwohnern des Fleckens. Wir schickten dann zum Könige von Algier und ließen ihn um einen frommen Lehrer bitten, der uns mit den Grundsätzen des Islams und der Art und Weise des Gottesdienstes bekannt machte, und so leben wir nun im schönsten Segen. Gott sei gelobt und gepriesen!‘“ —

Der dualistische Charakter dieser Erzählung, die ihren Stoff zwei Mal wechselt, fällt sehr unangenehm auf. Poetisch wirkt nur der mittlere, von keiner Tendenz entstellte Theil, der auch in seiner Schlichtheit unsern modernen Dichter zumeist ergriffen und zur Wiedererzählung des alten Märchens veranlaßt hat. Das Ganze ist ja im Einzelnen überaus ungeschickt vertheilt; die Vorgänge kehren mit leichten Veränderungen wieder: es gibt 2 Akte der Volksjustiz, 2 Einsprachen des Priesters und 2 Wunder, von denen das letzte sogar die Züge einer ungewollten Komik trägt. Das Personal des Romans ist groß, außer dem Helden und der Heldin noch der Erzähler Abu Bekr, dann der Prior mit seinen 40 Klosterbrüdern, die 2 Muselmänner mit den beiden alten Frauen, und zuletzt gar der Hinweis auf den König von Algier. Es war schwer, diese an keine Einheit gebundene Erzählung einem neuen Empfinden anzupassen, und ein Dichter, der sich einem so ausgedehnten Stoff gegenübersah, mußte vorsichtig prüfen und wählen, um dann das Beste für sich zu behalten.

Conr. Ferd. Meyer's erste Ballade besteht nun aus 18 Strophen zu 8, kreuzweis gereimten Zeilen, in denen allemal auf [illegible] 4füßigen Trochäus mit stumpfem Ausgang ein 3füßiger

mit klingendem folgt. Schon der Titel „Liebeszauber“ deutet darauf hin, wo das Schwergewicht der neuen Dichtung liegen sollte, nämlich auf dem mittleren Theil der Erzählung und mehr auf der Neigung der beiden Menschen, als auf den religiösen Zuthaten der Legende. Conr. Ferd. Meyer hat zwar auch das Mirakel nicht ganz verdeckt, aber das Verhältniß zu der Herzensgeschichte ist umgekehrt und von 3 : 1 in 1001 Nacht jetzt etwa gleich 1 : 3 geworden. Die Reisen des Abu Bekr werden ebenso wie dieser selbst sammt dem Prior von Conr. Ferd. Meyer getilgt, der eine viel allgemeinere Einleitung wählt und die Erzählung ohne weiteres durch die Scheherazade dem Sultan berichten läßt:

1. „Mächtger Sultan Scheherban,
Thu mir eine Gnade,
Höre mich geduldig an!“
Sagt Scheherezade.
„Was ich heut erzählen will,
Funkelt nicht von Scherzen,
Eine Märe warm und still
Ist's für gläub'ge Herzen.“

Nun setzt auch sofort die „Märe“ selber ein, aber mit stark verändertem Kolorit des Ortes und der Person: statt im Bäckerladen befindet sich die „junge Christin“ jetzt als die jüngste und schönste unter den Frauen am Brunnen, um Wasser zu schöpfen, eine Stellung und Handlung, die, oft von den Mädchen des Orients erwähnt, poetische Vorstellungen aus dem alten Testament und aus der Geschichte von Jesus und der Samariterin verstohlen anklingen läßt:

2. Vor der alten Christenstadt
Stehn am Bronn die Frauen,
Moslem pilgern reisematt
Ohne hinzuschauen,

Und die Jüngste schöpft zuletzt,
Wartete bescheiden,
Hebt den Krug zu Haupte jetzt,
Will die Fremden meiden.

3. Doch ein Moslem blickt sie stumm
An, als möcht' er trinken,
Sacht im Arme wiederum
Läßt den Krug sie sinken,
Hält den schweren Krug im Arm
Lehnend an den Bronnen,
Augen lächeln braun und warm,
Jung und unbesonnen.

Das frühere Hin- und Herlaufen des Jünglings von seinem Gefährten weg in die Stadt und dann wieder hinaus zu ihnen, denen er von seiner Liebe erzählt, — diese ewige Unruhe wird jetzt bei dem stummberedten Spiel der Augen ganz vermieden. Etwas Träges, schwerfällig Gemessenes liegt auf allen Bewegungen, bei den „reisematten" Genossen und beim Mädchen, das „bescheiden" wartet und „sachte" den „schweren" Krug auf die Bitte hin wieder sinken läßt. Die erste Begegnung spielt nun nicht mehr in, sondern vor der Stadt, wo sich die Lebensbahnen der zwei Liebenden zufällig geheimnißvoll gekreuzt haben. Das macht dann später die Tragik ihres Schicksals viel ergreifender.

Die nächsten 5 Strophen sind auch stofflich ganz Conr. Ferd. Meyer's Eigenthum. Im Ton der Chronik hatte „1001 Nacht" von der plötzlich entstandenen Neigung des Jünglings berichtet, ohne zu melden, was die beiden schon miteinander gesprochen hatten; erst am 3. Tage, „als sie ihn fragte, was er wolle, gestand er ihr seine Liebe." Und 14 Tage später reden die Zwei endlich noch über Glaubenssachen miteinander.

Conr. Ferd. Meyer drängte das alles zusammmen: er läßt gleich bei der ersten Begegnung am Abend das Mädchen ein paar Worte sagen und das entscheidende Zwiegespräch schon am nächsten Morgen stattfinden:

4. Wie der Abend purpurn sinkt,
Brennt des Sod's Gemäuer,
Wasser, das der Jüngling trinkt,
Wird zu lauter Feuer,
Und sie lispelt: „Pilgerim!"
Glühend übergossen,
Zeigt das Thor und deutet ihm:
„Nun wird gleich geschlossen."

5. Wandert heim das Thor hinein,
Schreitet durch die Gassen,
Und er folgt im Dämmerschein,
Kann nicht von ihr lassen.
Vor der Schönsten Thüre wacht
Er auf harter Schwelle;
Zagend tritt sie nach der Nacht
In die Morgenhelle.

6. „Willst du hier gesehen sein!"
Schilt sie sanft und leise,
„Hole deine Brüder ein
Auf der Pilgerreise!
Wirst du nicht von hinnen gehn,
Muß dir Leid begegnen,
Die sich nimmer wiedersehn
Dürfen noch sich segnen."

7. — „Wanderziel und Reisezeit
Treibt mich nicht von hinnen,
Nur auf deine Lieblichkeit
Kann ich mich besinnen.

Sage mir, wie lebt' ich fern
Deiner Augen Strahle?
Liebe, o du bittrer Kern
In der süßen Schale!"

8. „Nimm ein Kleid, das besser steht!
Werd' ein andrer Beter!"
— „Nie verleugn' ich das Gebet
Meiner edlen Väter!"
„Trotzgen Lippen einen Kuß!
Fleuch! Es wächst die Helle!"
— „Nimmer! Wenn ich sterben muß,
Sei's auf deiner Schwelle!"

9. In das Haus zurückgeflohn,
Muß sie bitter weinen,
Und die Nachbarn nahn und drohn,
Werfen ihn mit Steinen,
Baden ihn in seinem Blut:
Stirb, Hund, oder weiche!
Schleppen in des Abends Hut
Fort die junge Leiche.

In der Erzählung kehrte der Jüngling einfach in den Flecken zurück; in dem Gedichte, das psychologisch ein Gegenstück zu Kleist's Drama, dem „Käthchen von Heilbronn" bildet, folgt er dem Mädchen, wie ein Hund an seinen Herrn gebannt; und sie nimmt nun natürlich auch Notiz von dem Fremden und will ihn dringlicher am andern Morgen gehen heißen. Der Dialog ist sehr kunstvoll gegliedert: erst ihre längere Rede und seine längere Entgegnung, die auf beiden Seiten mit einer freilich nicht allzu glücklichen Wendung sententiös schließt — „die sich nimmer wiederseh'n .." „Liebe, o du bittrer Kern .." —, und dann in der späteren Erregung die hitzig in dramatischer Stichomythie

einander folgenden Vorschläge und Erwiderungen der 8. Strophe. Endlich kommen in dem Gedichte nicht bloß die „Jungen" des Dorfs, sondern die „Nachbarn", die ihn mit Steinen werfen, so daß der Pilger am Abend des zweiten Tages schon verschieden ist, ohne jene frommen Wünsche, wie sein Vorgänger aus 1001 Nacht ausgesprochen zu haben. Die Duplizität der Fälle, die wir vorher in der unbeholfenen alten Erzählung feststellten, ist somit beseitigt; jedes Ereignis, weil es nur einmal passirt, ist eben dadurch auch wirksamer gemacht, und das allen Wiederholungen eigene Odium der langen Weile ausgetrieben worden. Die Verhandlung aber zwischen der Christin und dem Muselmann durfte natürlich nicht in der Stimmung des orientalischen Märchens durchgeführt werden; von „Poly- und Monotheismus" mußte das Gedicht schweigen; und das letzte verzweifelte Angebot der Christin, die sich dem Jüngling, auch ohne daß er seinen Glauben wechselt, hingeben will, — wurde von Conr. Ferd. Meyer gänzlich überhört, der nun im Gegentheil den Mann zum Werber macht, den das Mädchen mit den Worten: „Trotz'gen Lippen einen Kuß!" abwehrt.

Die Handlung eilt rascher weiter; man achte wohl, wie alles Nebensächliche auch nebensächlich vom Dichter behandelt wird, dem es darauf ankommt, die zwei Personen ganz allein in den Vordergrund zu schieben, und jede Umgebung, welche die Aufmerksamkeit ablenkt, fernzuhalten. Mit dem Tode des Muselmanns am Schluß der 9. Strophe, die äußerlich die Mitte bezeichnet, ist der Höhepunkt der Ballade erreicht, die sich nun in zwei Abschnitten, erst bis zum Tod des Mädchens in der 13. und dann mit ihrer Verklärung in der 18. Strophe dem Ende zusenkt:

10. Auf dem Lager träumt sie schwer,
Träumt mit heißer Wange,
Schreitet im Gebirg einher
An des Abgrunds Hange;

Plötzlich durch ein Felsenthor
Schaut sie Baum und Quelle,
Und ein Pilgrim hebt empor
Sich von lichter Schwelle.

11. „Pilgerim, was harrst du da
Vor dem schönsten Garten?“
— „In den Garten tret' ich ja
Nur mit der Erharrten!
Manche zärtliche Gestalt
Winkt mir dort vergebens;
Deiner harr' ich, komme bald,
Hälfte meines Lebens!“

12. „Nimmer darf ich!“ stöhnt sie bang,
Da erschallt ein Rufen
Durch das Thor: „Beeilt den Gang,
Pilger aller Stufen!“
Aus dem Schlummer fährt sie bleich,
Da zum andern Male,
Schallt's ihr nach: „Beeilet euch,
Pilger in dem Thale!“

13. Sie erwacht und eilt hinab,
Schaut die öde Schwelle,
Blutbenetzt ein leeres Grab,
In der Morgenhelle,
Kniet, umarmt die Schwelle hart,
Ob sie nicht erwarme,
Und das junge Herz erstarrt
Ihr in wildem Harme.

Während in der arabischen Quelle die Christin ihren wunderbaren Traum den Nachbarn verkündet, — vermittelt hier der Dichter selber den Bericht. Die Vision wird lebhafter ge=

staltet: erst liegt es wie ein Alpdruck auf der Schlummernden, die sich schwindelnd in einem Gebirge zu befinden glaubt, bis sie plötzlich in den Garten kommt. Dadurch ist eine Steigerung erzielt, von der das Original gar nichts wußte, wo sie nach dem Einschlafen direkt im Traume von dem Muselmann in das Paradies eingeführt wurde. Aus der gleichmäßigen Wanderung hat Conr. Ferd. Meyer eine abwechslungsvollere Fahrt gemacht, die erst nach vielen Aengsten in die Nähe des heiligen Gartens führt. Während in der Vorlage nur der Muselmann zum Mädchen sprach, ohne daß sie antwortet, — fängt sie diesmal das Gespräch mit einer Frage an, die er beantwortet, woraufhin sie dann wiederum ihr Leid klagt. Die Szene vor dem Thore des Gartens ist lebhafter gemacht, die Erregung wird noch fieberhaft durch das geheimnißvolle „Rufen“: sich zu beeilen erhöht.

Conr. Ferd. Meyer macht auch seine Heldin nicht zur Missionarin, die nach dem Erwachen mit einem Zauberapfel spielt und ihre Landsleute für Allah gewinnen soll. Während sie im Märchen, um auf dem Grabe des Geliebten zu sterben, nach dem Traum vor die Stadt eilt, bleibt sie in der Ballade gleich auf der Schwelle selber liegen, wo er sein Leben verhauchte und an einem Ort, der ihr durch seinen Tod theuer geworden sein mußte. —

Endlich im letzten Theil der Ballade kommt das religiöse Element noch in die Höhe, das so stark im orientalischen Märchen vorgeherrscht hatte:

14. Mönche kommen, neu zu weihn
Haus und Stufen eben,
Wo der Moslem unter Pein
Hat verhaucht das Leben,
Sehn, wie sie den Stein umfaßt,
Denken an den Bösen
Und bekreuzen sich mit Hast,
Argen Bann zu lösen.

15. Keiner, wie er hebt und rafft,
Bringt sie von der Stelle.
Eitle Müh'! Mit Zauberkraft
Fesselt sie die Schwelle.
Nichts geschafft, so viel sie sind,
Und mit irren Blicken
Knüpfen sie ein Seil geschwind
Sich aus ihren Stricken.

16. Leise wandelnd naht ein Greis
In dem Derwischkleide:
„Mönche, löset euern Kreis,
Thut ihr nichts zu Leide!
Nimmer, Mönche, blöd und blind,
Werdet ihr sie rauben,
Denn es starb das fromme Kind
Nicht in euerm Glauben."

17. Und sie sehn ihn knien zu ihr
Und sie sanft umfassen:
„Gruft sei diese Schwelle dir,
Kannst du nicht sie lassen!
Allbarmherz'ger, öffn' ihr mild
Deine grünen Hallen,
Aber hier des Todes Bild
Laß in Staub zerfallen!"

18. Von dem grausen Bann befreit,
Fällt der Leib in Asche,
Froh in lichtem Himmelskleid
Eilt davon die Rasche;
Cymbelspieles Silberton
Klingt auf ihren Spuren
Und die Beiden treten schon
In die ew'gen Fluren.

Während „1001 Nacht“ in dieser Schlußszene drei Vorgänge unterscheidet und erst die Muselmänner, dann die Christin reden und endlich die Muselmänner doch in dem Streite siegen läßt, erhalten in der Ballade zuerst die Christen das Wort: statt der 40 sind es aber nur 2 Mönche, die den Leichnam vergeblich zu heben suchen; und ihnen folgt dann bloß ein Derwisch, dessen fromme Erklärung den Handel ohne alle Ausschreitungen schlichtet. Den früheren wilden und viel zu sehr erregten Kampf der Gläubigen beider Parteien hat Conr. Ferd. Meyer ausgelassen. Die Kraftprobe der Christen, die, alle an den Stricken ziehend, doch ein lächerliches Bild stellen, wird zur rechten Zeit abgebrochen. Um sie aber von der Macht des Allah zu überzeugen, — schiebt Conr. Ferd. Meyer zum Schluß eigenmächtig ein neues Wunder ein; er nimmt dem Moslemiten zwar die Fähigkeit, sie fortzutragen, aber er läßt auf sein Gebet hin den Leib des Mädchens plötzlich in Asche zerfallen. — Die letzte Strophe bringt dann das fromme Ende: die Auferstehung der zur Huri gewordenen Christin, die an der Seite ihres Geliebten jetzt auf ewig die Freuden des Paradieses theilen wird.

Diese Ballade vom „Liebeszauber“ aus dem Jahre 1870 erschien nun 1882 in der Sammlung der „Gedichte“, die neben vielen neuen auch manche alte Dichtungen von Conr. Ferd. Meyer wieder brachte, in einer ganz andern Gestalt. Die Strophenform war in 5füßige, reimlose Trochäen mit weiblichem Ausgang übergeführt und somit dem Märchen der liederartig-lyrische Charakter genommen und das alte chronikalische Gepräge zurückgegeben. Auch die Ueberschrift „Der Pilger und die Sarazenin“ weist auf große Umwälzungen hin, die im Innern vorgegangen sein müssen, denn früher war ja gerade umgekehrt über einen „Muselmann“ und eine „Christin“ verhandelt worden. Die Erzählung wird, als hätte Conr. Ferd. Meyer sich inzwischen wieder näher das alte Märchenbuch angesehen, jetzt nach

dem Muster des ausführlich vorbereitenden Berichts in 1001 Nacht neu eingekleidet:

Jüngst am Libanon in einem Kloster,
Drin ich eine kurze Reiserast hielt,
Langsam durch die kühlen Hallen wandelnd,
Blieb ich stehn vor einem alten Bilde,
Wohlbewahrt in eigener Kapelle.
Es berührte mich mit leisem Zauber
Trotz der byzantinischen Gestalten,
Denn darüber lag ein Glanz der Liebe:
Durch das Thor des Paradieses schritten
Eine Sarazenin und ein Pilger,
Hand in Hand versenkt und Blick in Blick auch.
„Was bedeutet dieses süße Märchen?"
Frug ich Anaklet, den Klosterbruder,
Der mich schleichend überall begleitet.
Mit gesenkten Augen gab er Antwort:
„Guter Herr, kein süßes Märchen ist es,
Sondern eine tröstliche Legende,
Auf ein altes Pergament verzeichnet
Zur Erbauung aller gläub'gen Christen.
Dieser Pilger ist ein heil'ger Märt'rer,
Eine Märt'rin ist die Sarazenin,
Er verschied, gesteinigt und gepeinigt,
Sie verblich, umarmend eine Schwelle!"
Märchenlustig bin ich wie Scheherban,
Wie die plaudernde Scheherezade!
Und ich bat den Mönch: „Erzähle, Vater,
Deinem Sohn die tröstliche Legende."
Bruder Anaklet willfahrte sprechend:

Das aus „1001 Nacht" entlehnte Motiv der Reise kehrt wieder: das christliche Kloster aber, zu dem der Dichter, der hier

die Rolle des Abu Bekr übernommen hat, wanderte, wird von Griechenland nach Palästina verlegt. Der „Diener des Messias“ und spätere „Diener Gottes“, also der „Prior“, der beim zweiten Zusammentreffen mit Abu Bekr seine eigene Geschichte zum Besten gab, wird zum Klosterbruder, der nun gleich bei der ersten Begegnung von der Bekehrung der Sarazenin zu erzählen anfängt. Der Anfang ist behaglich angesponnen und der Erzählung von vornherein viel Ruhe zugesichert, weil durch den Hinweis auf das Bild bereits die Pointe vorweggenommen und uns das letzte Ziel der Geschichte schon angezeigt wird, die aus einer islamitischen plötzlich zu einer christlichen Legende geworden ist. Es bleibt die spannende Frage nach dem Warum, die uns das merkwürdige, im Bilde dargestellte Resultat der Vereinigung eines Christen und einer Heidin im Paradiese erklären soll. Durch diese Umwandlung aber hat die Erzählung ungeheuer viel gewonnen. Denn der europäische Dichter, der nicht mehr, wie die arabische Scheherezade, von lauter Muselmännern umgeben ist, hat den schönen alten Stoff seinen Hörern und Lesern viel näher gerückt, wenn er ihn — sei's auch nur erdichteter Weise — dem Schatz der christlichen Legenden entnommen haben will. Dabei erscheint diese Fiktion, die sich an ein altes Heiligenbild knüpft, so natürlich und unabsichtlich; und literaturgeschichtlich ist es vollends interessant, wie die Motive aus 1001 Nacht hier von fremden, neuen Zuthaten innerlich angegriffen und zu andern Verbindungen gezwungen worden sind.

Für einen Unbefangenen deutet gar nichts mehr auf die alte Märchenquelle hin, nur daß noch der Alte in seiner Fabulirerlust und Plauderhaftigkeit in 2 kurzen Versen, den Resten der früheren ersten Strophe, sich mit Scheherban und der Scheherezade vergleicht. Die Fiktion wird aber durchgeführt und jetzt aus dem Pergament dem Besucher des [illegible] die Erläuterung zu dem Bilde vorgetragen:

„Einst, vor ungezählten vielen Jahren —
Also steht's im Pergament verzeichnet,
Das ich gründlich lernte schon als Knabe —
Zogen Pilger nach dem Grab vorüber
Ohne Rast und ohne Trunk und Speise
Scheuen Fußes an der Stadt Damaskus,
Denn verhaßt ist Christus in Damaskus!
Vor der Stadt Damaskus rauscht ein Brunnen,
Wo ein Löwenkopf aus seines Maules
Tief herabgezognen Winkeln sprudelt
Ein begehrtes köstlich kühles Wasser.
Dort am Brunnen stand die Sarazenin.
Schleierlos, die jungen warmen Augen
Fünfzehnjährig oder sechzehnjährig,
Stand am Brunnen eine Sarazenin,
Die den schlanken Krug gelassen füllte.
Alle Pilger zogen ihr vorüber
Mit gesenktem Haupte niederblickend,
Denn die Moslimweiber treiben Künste.
(Aber überwunden hat sie Christus!)
Nur ein zarter Jüngling, fast ein Knabe
Noch, entwich der Pilgerreihe durstig,
Nahte sich der jungen Sarazenin
Flehend, forderte von ihr zu trinken.
Langsam senkte sie den Krug. Er schlürfte.
Langsam hob den Krug zu Haupt sie wieder,
Heimwärts wandelnd.

Die Oertlichkeit der Legende ist durch die Stadt Damaskus genau bestimmt; auch der Brunnen, wo alles süße Unglück der beiden begann, wird deutlicher ausgemalt, und die Haltung der Personen und der Sachen lebendiger geschildert; die Pilger gehen nicht mehr wie vordem „reisematt", sondern „ohne Rast" und „scheuen Fußes" vorbei, als ahnten sie das Verhängniß, das

ihnen einen der Ihrigen rauben soll. Wenn der Muselmann früher „Jüngling“ genannt wurde, so wird hier das Alter noch tiefer herabgedrückt „nur ein zarter Jüngling, fast ein Knabe“, und der „schwere“ Krug zum „schlanken“ verfeinert.

In den großen Umrissen bleibt der Stoff zunächst derselbe. Auf die Warnung des Mädchens am Abend folgt die verstärkte Aufforderung zur Flucht am nächsten Morgen:

Vor des Thores Wölbung
Wandte sie das Haupt mitsamt dem Kruge,
Schritte fühlend hinter ihren Sohlen:
„Pilger, hüte dich vor diesem Thore!
Denn es würde dir zum Thor des Todes!
Meine dunkeln Augen sind verderblich
Und verhaßt ist Christus in Damaskus!“
Und sie wandelt durch des Thores Wölbung,
Und sie wandelt durch die dunkeln Gassen,
Schritte fühlend hinter ihren Sohlen.
Ihre Thüre öffnet sie und schließt sie
Und empor zum innern Söller steigend,
Sieht sie mit den Sinnen ihres Geistes
Einen Pilger liegen auf der Schwelle,
Auf der Schwelle vor des Hauses Pforte.
In der ersten Morgenhelle stand sie
Vor dem Pilger, heftig ihn zu schelten:
„Pilger, hebe dich von dieser Schwelle,
Die zur Schwelle würde dir des Todes!
Will nicht schuldig sein an deinem Tode!
Meine dunkeln Augen sind verderblich!
Alle schlügen heute dich mit Stäben,
Alle würfen heute dich mit Steinen,
Und du lägest todt in deinem Blute!
Denn verhaßt ist Christus in Damaskus!

Weiche, Pilger! Heb' dich, läst'ger Bettler!
Fremdling! Abergläub'scher! Götzendiener!
Diesen Lippen einen Kuß! Entweiche!"
Doch er weigerte sich mit dem Haupte,
Zornig wich von ihm die Sarazenin.

Der Weg in die Stadt ist breiter beschrieben und sehr geschickt das meiste von dem, was der Pilger thut, nicht vom Dichter als Thatsache berichtet, sondern wie von der Sarazenin fast visionär erkannt dargestellt: „Schritte *fühlend*, . . Sieht sie mit den Sinnen ihres *Geistes*."

Conr. Ferd. Meyer hat nun die Aktion anders als früher vertheilt und den Pilger durchaus zur stummen Person gemacht, der unter seiner Liebe gleichsam wie unter einem schweren, von Gott verhängten Geschick laut- und hülflos leidet, aus dem einfachen Grunde: die Sarazenin bei ihrer Gewalt über den Jüngling vor unsern Augen möglichst in der vordersten Linie ohne jede Folie festzuhalten. Statt der früher einander entsprechenden Reden und Gegenreden der alten Ballade führt hier das Mädchen ganz allein das Wort.

Die nächsten Verse bringen die Katastrophe:

In der letzten Abendhelle stand sie
Vor dem Pilger, dem das Blut aus vielen
Wunden strömte, heftig ihn zu schelten:
„Weiche, Pilger! Heb' dich, läst'ger Bettler!
Fremdling! Abergläub'scher! Götzendiener!
Meine dunkeln Augen sind verderblich
Und verhaßt ist Christus in Damaskus!
Will nicht schuldig sein an deinem Tode!
Waschen will ich deine rothen Striemen,
Küssen will ich deine blut'gen Wunden!

Leugnest du den bleichen Mann am Holze!"
Doch er weigerte sich mit dem Haupte,
Weinend wich von ihm die Sarazenin
Und empor zum innern Söller steigend
Hört sie mit den Sinnen ihres Geistes
Leise stöhnen einen Todeswunden
Auf der Schwelle vor des Hauses Pforte.
Ferne blieb der Schlummer ihren Lidern,
Endlich kam der Schlummer und ein Traum kam.

Auch die Nachbarn sind hinter die Coulissen geschoben und ragen nur als große, unbestimmte Masse aus den früheren Versen noch herein: „Alle schlügen heute dich mit Stäben . . . ." Die Steinigung selber aber wird wiederum durch das Medium der Sarazenin berichtet: „Hört sie . . . leise stöhnen einen Todeswunden." Jetzt kommt der Traum des Mädchens:

Rings empor an eines Gipfels Abhang
Klommen unter heiligen Gesängen
Pilger auf zum Thor des Paradieses.
Einer klomm voran, ein junger Märt'rer,
Den die andern grüßten ehrerbietig.
In des Thores Wölbung stand der Heiland:
„Tritt herein! Du hast für mich geblutet!"
Doch der Pilger weigerte sich standhaft.
„Heiland, laß mich liegen auf der Schwelle,
Bis sie kommt, die stündlich ich erwarte!
Hand in Hand versenkt und Blick in Blick auch.
Tritt sie, mir gesellt, in deine Freude,
Keine Sarazenin, eine Christin."

Der Traum ist verändert und objektiver geworden; denn sie sieht etwas vor sich gehen, ohne doch selbst wie früher dabei betheiligt zu sein. Die Vorgänge in der Wirkl olen sich in der Welt dieses Traums, wo auch ei r

Schwelle steht und sich weigert; nicht sie, sondern der Heiland redet mit ihm, und nun kommt das Neue: der Jüngling tritt zum ersten Male aus der Reserve heraus, während nun ihrerseits das Mädchen die stumme, staunende Person spielt: er, der auf Erden schweigend duldete, verlangt jetzt im Himmel mit kräftigen Worten den Lohn für seine Liebe. Die Scenerie des Traums ist vereinfacht, von dem mohamedanischen Festgarten ist nur noch ein Thor übrig geblieben. Statt der Stimme des Muselmanns und der Christin, die von andern Lauten, deren Provenienz nicht deutlich zu erkennen war, unterbrochen wurden, sodaß früher im Ganzen 5mal eine neue Rede einsetzte — spricht jetzt bloß Christus eine einzige Zeile, auf die auch bloß der Pilger antwortet.

Diese „Novelle in Versen“, wie man den „Pilger und die Sarazenin“ nennen darf, eilt nun rascher ihrem Ende zu als die alte Ballade vom Liebeszauber:

Solches träumend, stürzten ihr die Thränen
So gewaltig, daß sie drob erwachte.
Jählings springt sie auf von ihrem Lager,
Fliegt hinab des Hauses hundert Stufen:
Leer und blutbegossen lag die Schwelle
In des ungebornen Tages Frühlicht.
Auf die harte Schwelle kniet sie nieder,
Badet sie mit unerschöpften Thränen,
Drängt den warmen Busen ihr entgegen,
Preßt sie fest, als klopft' ein Herz im Steine,
Keines klopft, doch ihres zum Zerspringen.
Als die Füße derer wiederkehrten,
Die den Todten vor das Thor getragen,
Eilten sie der Schwelle scheu vorüber,
Auf der Schwelle sahn sie eine Todte,
Auf der Schwelle lag die Sarazenin.
Keine Sarazenin, eine Christin!“
Endet' Bruder Anaklet erbaulich.

Die kleinlichen Begebenheiten, die in der arabischen Erzählung und in Conr. Ferd. Meyer's älterem Gedicht den Eindruck schwächten, fallen fort, während dafür die Vorgänge vor dem Tod des Mädchens intimer geschildert werden. Jetzt erst ist aus dem Märchen die stark aufgetragene religiöse Tendenz ausgeschieden, die dem Stoff früher eigen war, und die Wunder, sowohl die Anseilung der Leiche wie die plötzliche Himmelfahrt, sind ganz unterdrückt.

Es könnte nicht unsre Aufgabe sein, nach den einander entsprechenden Worten oder Varianten der beiden Fassungen zu suchen, denn das ältere Gedicht vom „Liebeszauber" hat sich von Grund aus zum „Pilger und der Sarazenin" umgewandelt, und einzelne Zeilen und Strophen kommen nicht mehr in Betracht: die Struktur der beiden Werke ist allzu verschieden. Nur wenige Stellen lassen sich dem Wortlauf nach noch von hüben und drüben mit einander verknüpfen:

„Augen lächeln braun und warm,
Jung und unbesonnen"

wird zu

„. . . die jungen, warmen Augen
fünfzehnjährig oder sechszehnjährig".

Das Wort „Morgenhelle" kehrt in beiden Gedichten wieder; das Mädchen ruft das erste Mal: „Diesen Lippen einen Kuß! Fleuch!" und später: „Diesen Lippen einen Kuß. Entweiche!" Es möge einer spätern Arbeit vorbehalten bleiben, besonders gute, auffallende Wendungen oder Formen des alten Gedichtes, die Conr. Ferd. Meyer bei der Umarbeitung in das neue gleichen Inhalts nicht mit herübernahm, an andern Orten nachzuweisen, wie z. B. das gedehnte Wort „P i l g e r i m", aus dem „Liebeszauber":

„P i l g e r i m, was harrst Du da
Vor dem schönsten Garten"

zwar nicht im „Pilger und der Sarazenin“, aber später im Kehrreim des „Epilogs“ zu den Gedichten wiederkehrt: „Da sitzt ein Pilgerim und Wandermann“; oder wenn die neue, schlagende Wortverbindung aus dem „Liebeszauber“:

„Und das junge Herz erstarrt
Ihr in wildem Harme“

die in der Umarbeitung fehlt, vom Dichter doch nicht ganz preisgegeben und in ein anderes Lied, in „Lethe“ eingeflochten wurde:

„Flehend küßt' ich Dich in wildem Harme,
Die den bleichen Mund mir willig bot.“

Denn bei Conr. Ferd. Meyer, wie bei jedem echten Dichter, bilden alle Werke zusammen ein einheitliches Ganze, wo die überschüssigen Lebenskräfte im einen Theil des Organismus den übrigen Partien zu Gute kommen und wo die poetischen, gesunden Elemente im Kreislauf des Blutes auch einmal nach andern Stellen verschwemmt werden können, wo sie weiter wirken.

Die Technik dieses unvergleichlichen Gedichtes erinnert durchaus an die Novellen Conr. Ferd. Meyers. Wie er z. B. dort in der „Hochzeit des Mönches“ neben dem Interesse an der Fabel auch ein Interesse für Dante, der sie am Hofe zu Ferrara erzählt, zu erregen weiß und die Personen des großen Italieners und seiner Hörer mit den Gestalten der Novelle wunderbar verwebt, so drängt sich hier der Erzähler „Anaklet“ vor, der die That der Liebe als eine That des Glaubens erscheinen lassen möchte. Denn darin besteht der Unterschied gegen die frühere Fassung, daß das eigentlich doch Unwichtige, Legendarische, hier auch nicht mehr tief im Stoff selbst, sondern nur im Aeußern liegt, und nicht mehr vom Dichter, sondern bloß von seiner Mittelperson, eben dem Klosterbruder, vertreten wird. So erhält die [illegible] einen rührenden, tief-menschlichen Zug, weil das

früher recht aufdringliche, religiöse Element sich nun leicht ablösen und aus der Befangenheit des alten Paters erklären läßt, der von Kindheit an alles unter den kirchlichen Gesichtswinkel zu stellen gewohnt war. Denn über die Herzens-Meinung des Dichters bleibt man bei der humoristischen Art, in der er sein Mönchlein sich geberden läßt, nicht im Zweifel. Während Abu Bekr und der Prior ohne jede eigene Prägung waren, ist Anaklet aber doch mehr als ein klerikaler Typus, er ist ein Individuum, das auf seine besondere Weise das Erbaulich-Beschauliche mit einer gewissen Geschäftigkeit harmlos anziehend verbindet.

In dem innern Aufbau und in ihrer sprachlichen Technik steht diese Dichtung, die zu den ersten und besten Balladen der gesammten deutschen Litteratur zählt, ganz einzig auch unter allen andern Werken Conr. Ferd. Meyers da. Sie wäre mit einer ungeheurer raffinirten Kunst erzählt, wenn der Dichter nicht die Apparate so sorgfältig verborgen hielte, daß er doch fast ohne sie frei auszukommen scheint. Es lag ihm daran, auch im Bau der Verse, im Tonfall und in der Wortstellung die Grundstimmung zu schaffen, die in dem Legendenbilde waltet, das Anaklet noch dazu nach dem Worlaut einer alten, frommen Handschrift zu erklären sucht. Conr. Ferd. Meyer wollte die an sich schon sehr ergreifende Erzählung nicht aufgeregt, sondern ganz im Gegentheil mit Zurückhaltung vortragen lassen, um ein Gedicht zu geben, das in den Versen eben ein Gegenstück zu jenem „Bilde“ sein sollte, das nach seiner Fiction von ungeschickten Händen vor Zeiten gemalt, den Vorgang zwischen dem Pilger und der Sarazenin nur in treuer, unbeholfener Form dargestellt, aber den Beschauer doch ergriffen hatte:

„Es berührte mich mit leisem Zauber
Trotz der byzantinischen Gestalten,
Denn darüber lag ein Glanz der Liebe ....“

Auf dieser Mischung von hart und weich, des Tones der Chronik mit den Tönen des Herzens, auf dem lieblichen Widerstreit in der Situation, daß der alte, unverständige und befangene Cölibatär diese Liebesgeschichte erzählt, die, in ihrer großen Leidenschaft nie ganz von ihm begriffen, trotz seiner Kirchenworte und vielleicht auch gegen seinen Willen doch rot überall durchschimmert, weil sie zu wahr und tief im Stoff begründet liegt — auf solcher Bändigung und Entfesselung zugleich beruht der künstlerische Reiz dieses unvergleichlichen Gedichtes. Man beachte nur einmal, wie die Erzählung bei den Reden der Sarazenin weiterschreitet, wie der Kern jedesmal wiederholt, aber jedesmal auch erweitert wird, wie sich an die einfache Mahnung, „vor dem Thor des Todes" zu fliehen, später die Drohung und das Geschelte ansetzen, bis zuletzt alles unter dem Geständnis der Liebe wieder erweicht und zusammengebrochen ist:

„Waschen will ich deine rothen Striemen,
„Küssen will ich deine blut'gen Wunden."

Mit wie wenigen Worten hat C. F. Meyer diese dramatische Wendung erreicht: er wiederholt, — a conto der alten Chronik, die noch über keinen großen und ausgebildeten Sprachschatz verfügen konnte, — fast ohne daß wir es merken, dieselben Sätze, die sich nun nur um so tiefer uns einprägen. Seine Dichtung ist voll von Leitmotiven, „denn verhaßt ist Christus in Damaskus", — und voll von andern Parallelismen in Wort und Handlung, wenn z. B. die Sarazenin jedesmal in gleicher Weise abgeht und auftritt, — und doch sind diese Wiederholungen nicht lästig, die vielmehr wie der Refrain in der Volksdichtung, künstlerisch und poetisch wirken und zugleich einen archaistischen Reiz hervorrufen.

So wird auch das Gedicht in sich geradezu verkettet Es ist ein langes Schrittmachen, ein stetes Wiederzurücksehen,

das der Erzählung im Ganzen ein bedachtsames Gepräge gibt. Nur ein paar Beispiele: „Dieses süße Märchen" wird zuerst V. 12 gesagt, und V. 15 gleich wiederholt, aber eine „tröstliche Legende" dazu gestellt und V. 27 endlich die letztere allein noch einmal erwähnt. Oder V. 34:

„Pilger zieh'n vorüber
Scheuen Fußes an der Stadt Damaskus."

Nun wird Damaskus noch zweimal vorgeschoben V. 35:

Denn verhaßt ist Christus in Damaskus!
Vor der Stadt Damaskus rauscht ein Brunnen.

In der letzten Zeile kommt aber ein neues Element hinzu: der Brunnen, auf den nun ebenfalls zweimal wieder hingedeutet wird. V. 40.

Dort am Brunnen stand die Sarazenin . . .

V. 43. Stand am Brunen eine Sarazenin.

So greifen diese Verse wie Ringe in der Kette in einander. —

Conr. Ferd. Meyer hat im „Pilger und der Sarazenin" seiner Kunst die vollendetste, reiffte und schönste Leistung abgerungen. Der alte, orientalische Stoff ist aus dem heißen Arabien hin nach Europa gewandert, wo er erst zu einem schlichten, baufälligen Gehäuse, dann aber zu einem Monument kam, so daß man Jahrhunderte lang warten mag, ehe ein anderer, zukünftiger Dichter es durch ein noch besseres wird ersetzen können. Die alte Erzählung, die der moderne Mensch in der Fassung von 1001 Nacht künstlerisch nicht mehr goutirt, ist nun gerettet; sie ist auf die neuen Formen Conr. Ferd. Meyers gefüllt worden, der hier selbstständig in den Bahnen des westöstlichen Göthe-Hafiz wandelnd „Orient und Occident, Nord- und südliches Gelände" wieder einmal herrlich mit einander verknüpft hat.

Beschreibung der Wanderschaft eines zürcherischen Buchbinders im achtzehnten Jahrhundert.

Von G. Meyer von Knonau.

Im letztjährigen Taschenbuche wurden aus den Tagebüchern des Obmanns Leonhard Köchli, die von diesem in den Jahren 1798 und 1799 geführt wurden, Mittheilungen gebracht, die einen deutlichen Einblick in jene bewegte Zeit eröffneten. Durch die Gefälligkeit der dort auf S. 53 genannten Urenkelin Köchli's ist es nun möglich geworden, aus der schon erwähnten „Reise-Beschreibung" Köchli's ebenfalls Auszüge zu bringen, die hier folgen sollen. Diese Aufzeichnungen zeigen abermals, daß Köchli, wie das übrigens von dem Pfarrerssohn zu erwarten war, ein unterrichteter und lernbegieriger Mann war, der mit offenen Augen durch die Länder ging und den verschiedensten Dingen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Indessen war er auch sichtlich nach anderer Seite nicht ein Handwerksgeselle gewöhnlichen Schlages, der mühsam zu Fuß seinen Weg zurücklegte. Wir werden alsbald sehen, daß es ihm schon gleich im Beginn möglich war, eine größere Strecke zu Wagen zurückzulegen.

Die Reisebeschreibung fängt mit einigen Versen: „Flüchtig ist die Zeit" — an, die fast ein wenig leichtsinnig lauten:

„Rosen pflüke, Rosen blühn:
Morgen ist nicht heute!
Keine Stunde laß entfliehn!
Flüchtig ist die Zeit.

Trink und scherze! sieh es ist
Heut Gelegenheit!
Weißt du, wo du morgen bist?
Flüchtig ist die Zeit.

Aufschub einer guten That
Hat schon oft gereut.
Hurtig leben ist mein Rath!
Flüchtig ist die Zeit!"

Aber eingestreute Betrachtungen zeigen genügend, daß unser Reisender vielmehr recht ernsthaft und sittlich zu denken wußte und danach sein Leben einrichtete.

Köchli muß in Winterthur seine Lehrzeit durchgemacht haben. Im Alter von 21 Jahren begann er am 20. April 1777 seine Wanderung, von der er am 30. September 1780 zurückkehrte. Wir bringen auch in dieser Mittheilung anfangs den Text, wie früher denjenigen der Tagebücher, in buchstäblicher Wiedergabe, setzen aber im Weiteren Köchli's Worte in eine uns geläufigere Form um.

Der Bericht beginnt folgendermaßen:

„Den 20. Apprill A°. 1777 bin ich von Winterthur auf Bäretschweil gegangen —. 4 Tage hielte ich mich noch bey meinen Lieben Eltern und Schwester auf —. ging hernach auf Zürich —. nahm von meinen L. Anverwandten abschied —. Herr Huber, Frau Lavater —. und Jgfr. Hubrin gingen den 27. noch mit bis auf Altstedten —. alda sezte ich mich auf die Basler-Landkutsche —. In Klingnau —. war unser Nachtlager gehalten. schon um 3 Uhr fuhren wir wieder fort —. Schön war das Wetter, allein kalt —. und da ich allein auf dem Waagen war —. fiel mir die Zeit lange —. unter Klingnau war das erste Stäbchen Waldshut —. Es ist schön geb[illegible] besonders das Post-Haus —. Laufenberg mo

gewesen seyn —. der Rhein worüber eine Brücke geschlagen —. lauft hier nahe an Felsen hindurch —. so daß alle Waaren hier aus den Schiffen ausgeladen werden —. Bey Sekingen ist auch eine sehr lange höltzene Brük über den Rhejn geschlagen —. und in Rhein-Felden, wo immer Kaiserliche Werber liegen —. geht auch eine Brük über den Rhein.

Basel — diese Stadt konnte ich wegen meinem kurtzen Aufenthalt nicht durchsehen —. Sie ist groß und hat schöne Straßen —. allein nicht viele Einwohner —. Zu den 3 Königen ist das Beste Wirthshaus —. Hier fand ich eine gute Gelegenheit, auf Strasburg zu kommen. Zween Kutscher von Strasburg hatten eine leere Cutsche von da mitzunemmen, in die ich saße —. Die Reise der Rheinstraße führt nicht auf Colmar —. ich konnte also auf der ganzen Reise nichts merkwürdiges sehen.

Den ersten May kamm ich auf Strasburg. Herr Stuber, an welchen ich durch Herrn Doct. Hegners Sohn[1]) ein Schreiben hatte —. gab mir arbeit —. Der mann hatte wenig zu thun und war krank —. Ich konnte in den wenigen Tagen schon merken —. daß meine Condition nicht die Beste wäre —. Der Mann war ein guter arbeiter —. allein in seiner Hauswirthschaft sah es traurig aus —. Da meine 14 tage vorbey waren —. sagte er —: „Sie sehen —. dießmahl —. befind ich „mich nicht in dem Besten Zustand —. arbeit werde ich Ihnen „zwar immer verschaffen —. Sie sind schwach in der Profes„sion —. Lernen sie selbige noch bey mir —. und geben Sie „mir alle Wochen —. 1 fl. dann steht es Ihnen frey —. so „lange in meinem Hause zu bleiben —. als Sie wollen“ —. Zu diesem wollte ich mich nicht verstehen —. und bewarb mich um eine andre Condition.

[1]) Johann Ulrich Hegner, der Schriftsteller, der Sohn des Stadtphysikus von Winterthur, studirte seit 1775 in Straßburg, freilich ohne Lust, Medicin; 1780 erwarb er sich den Doctorhut.

Herr Raiger nannte sich mein neuer Herr —. Er verheurathete sich mit einer Buchbinders Tochter deren Vater Albert hies —. Dieser hatte auch 2 gesellen, neben welchen ich arbeiten mußte —. Ein Chatolik —. Luteraner —. und ich ein Reformirter. In den 14 tagen, als ich da war, bekammen Herr Albert und Hr. Raiger Zwistigkeiten, und Leztrer verliese mit seiner Frau —. daß Hause seines Stivaters — fieng für sich selbst zu arbeiten an —.

waren dies nicht besondre auftritte —. in den ersten 4 Wochen —. meiner Fremde —? länger in Strasburg zu bleiben hatte ich keine — Lust —. Scherb, den ich in Winterthur kennen lernte —. wollte nach Manheim reisen — mit diesem verlies ich Strasburg den 4ten Brachmonat".

— Im Weiteren verbreitet sich dann Köchli noch über die „schöne, große und volkreiche Stadt", ihre Kasernen für die 4000 bis 5000 Soldaten, Hospitäler, vor allem über das Münster, von dessen Thurm er Maß und Baudaten nennt — natürlich wird die zwar zur Zeit vielfach verdorbene Uhr beschrieben —, sowie über die Thomaskirche mit ihrem Marmordenkmal des Marschalls von Sachsen. —

„Den ersten Tag kamen wir bis auf Hagenau, 6 Stunden von Strasburg. Sie ist klein und schlecht gebaut; vormahls soll sie groß gewesen seyn. Es liegt ein Regiment Cavalerie darin. Sie ist mit Waldung ganz umgeben.

Cron-Weisenburg, 6 Stunden von Hagenau, liegt an Bergen und ist schlecht befestigt. König Dagobertus aus Frankreich soll dieser Stadt eine Silber und Vergoldete Krone, dern Umfang 24 Schuh in der Breite, geschenkt haben, an deren Platz aber eine Kupferne von gleicher Größe an deren Stelle hängt in der Kirche.

Landau, 6 Stund von Kron-Weisenburg, erreichten wir d. 6. Brachmonat. Ich wußte, daß hier ein Goldschmid-Gesell

— Drahn — von Augspurg in Condition war, welchen ich in Strasburg kennen gelernt. Diesen besuchte ich. Er redte mir zu, ich sollte hier Arbeit nehmen. Ich that es und kamme zu Herr Höfling, einem guten und rechtschaffenen Mann. Drahn, der edle Jüngling, wars, mit welchem ich allein Bekanntschaft hatte. Wir wurden bald gute und vertraute Freunde. Kein Tag verstrich, daß wir nicht zusammen kammen. Hernach kamm Mathias Steinort, aus Lübek gebürtig, zu Frau Buchbinderin Schraner; auch dieser suchte unsre Gesellschaft. Er war ein sehr guter Arbeiter und lies sich immer als ein verständiger und gutgesitteter Jüngling sehen. Wie gerne nahmen wir Ihn nicht auf! Kein Tag verstrich ohne unsre Zusammenkunft.

Von 6ten Brachmonat bis auf den 2. Februar (1778) war mein Aufenthalt in Landau. Welch angenehme Stunden genoß ich nicht an diesem lieben Ort!

Die Festung liegt in einer sehr anmuthigen und an Getraid und Wein, welchen man hier auf flachem Boden pflanzt, fruchtbahren Gegend; als die Haupt-Festung von Nieder-Elsas und der Schlüßel von dieser Provinz ist sie sehr stark befestigt. 2 Regiment Infanterie und ein Regiment Dragoner lagen in Besatzung. In die Citadell wird niemand eingelaßen, er seye denn vom Militair. Waldner — ein Schweizer-Regiment ward auch da —, ein Wüst und Schultheß kannte ich als Gemeine darunter. Da es aber keinem, der Fremde ist, und auch keinem Honetten Bürger eine Ehre ist, mit gemeinen Soldaten viel Umgang zu haben, so meidete Ich Ihn auch selbst mit meinen Lands-Leuten. Vauban legte die Festung an. Sie kam 1714 an die Krone Frankreich. Oben an beyden Thoren steht diese Inscription: Nec pluribus impar.

Die Gegend um diese Stadt ist so gut bevölkert, daß man sagt, es können aus 300 Ortern die Leute auf den Markt kommen und, ehe es Nacht wird, zu Hause seyn. An allen

2 Markt-Tagen der Wochen sind so viele Menschen da, daß man daran nicht Zweiflen darf.

Den 27. Februar verlies ich Landau, um auf Manheim Zureisen.

Speir erreichte ich noch denselben Tag. Sie ist eine Kaiserliche Freye Reichs-Stadt. Vormals stunde Sie in großem Ansehen. Ihr Umfang erstrekte sich sehr weit. Allein 1689 wurde Sie von den Frantzosen übel beschädigt. A. 1529 kamm hier der Nammen Protestanten auf. Zur Reichs-Armee liefert die Stadt 63 Mann.

6 Stund von Speir liegt Manheim, eine der schönsten Städten in Teutschland. Der Ort wurde, nachdem er von den Frantzosen 1688 eingenommen und ruiniert worden, nach der neusten Bauart und alle Straßen in gerader Linnie angelegt. Die Stadt ist in 107 Quadrat eingetheilt. Mitten auf dem Markt sieht man zu allen Thoren. Das kurfürstliche Schloß ist sehr schön in zween Flügel gebaut; auf dem rechten Flügel ist die Bibliotek und die sehr merkwürdige Naturalien-Kamer. Sie ist sehr kostbahr eingericht und besteht aus 3 Zimmern. In dem ersten sieht man Steinarten, im 2. Meergewächse und im 3. Thiere. Die Jesuiter Kirch soll eines der schönsten Gebäude seyn. Das neue Comedien-Hause ist unter der Regierung des ietzigen Kurfürsten erbaut und ist eines der schönsten von ganz Deutschland. Der Fürst ist ein Liebhaber von Comedien, Opern, und verwandte ungeheure Summen dazu. Auf dem Parade Plaz und Markt sieht man sehr schöne Statuen. Leztere stellt den Mercurius vor, wie er die Stadt zwischen den Rhein und Nekar setzt. 1 Regiment zu Pferdt und 3 zu Fuß liegen daselbst in Garnison. Die Lage der Stadt, ihre gleichförmige Bauart, das Schloß und die vielen schönen öffentlichen Gebaude machen, daß sie für Fremde so viel Merkwürdiges hat. Nur ein Hauptmangel hat sie, an Wasser. Lauffende Brunen sind

keine und das Pump=Waser ist hier sehr ungesund. Man kriegt hier leicht das kalte Fieber".

— Am 31. März verließ Köchli Mannheim und begab sich über Worms nach Mainz, dessen Sehenswürdigkeiten er wieder mit Verständniß aufzählt, wobei er freilich meint, die zwar durch ihre günstige Lage sehr lebhafte Stadt sei „als eine der ältsten" mit engen und schlechten Straßen versehen. Am 4. April bestieg er 6 Uhr Abends ein Schiff, um nach Cöln zu reisen, wo er am 6. anlangte. Das Nachtquartier fiel nach Bingen: „Hier mußte ich das erste Mal auf Stroh schlaffen". Beim Binger Loch ist die Geschichte von Hatto und dem Mäusethurm erwähnt, der zwar der Erzähler wenig Glauben beimessen will, und St. Goar und Coblenz folgen als weitere Stationen. Hier entzückte eine schöne Abendbeleuchtung den Reisenden: „Eine der schönsten Vorstellungen, die uns die Natur geben kann, sahen wir diesen Abend. Bey Untergang der Sonne verliesen wir Coblenz, um noch auf Andernach zu fahren. Die Sonne ging in dem schönsten Abend=Roth unter, machte die sonst angenehme Gegend sehr prächtig; in das Gebirg hinein stiegen die schwärzsten Wolken auf und erhub sich bald in der Ferne ein starkes Donnern und Blizen. Die Luft war still, und alle ergözten sich an diesem majestätischen Anblick". Dann werden noch Andernach und Bonn — „eine feine und volkreiche Stadt, wohnen sehr viele Juden darin" — aufgeführt. —

„Cölln, Lateinisch Collonia Agrippina, wegen der Menge von Geistlichen auch genannt Sancta Colonia, eine der ältesten Städten. Agrippina — Kaisers Neronis Mutter — soll, weil sie hier gebohren worden, eine Colonie dahin gesandt haben, daher sie den erstern Nammen hat, und die Burger von Cölln sollen noch das Bürger=Recht zu Rom haben.

Die Stadt ist sehr groß; ihr Umfang beträgt beynahe 1½ Meilen, und die Länge von dem Bonner= bis Eichel=Steiner=

Thor eine [illegible] Meilen. Sie liegt am Rhein in Gestalt eines halben Monds und ist mit einer hohen Mauer umgeben. Immer liegen sehr viel Schiffe da vor der Stadt. Man sieht hier holländische von 3 Masten. In der Stadt erblikt man große Gärten und wird [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sie nicht. Den meisten Platz nehmen die ungeheure Menge von Klöstern und Kirchen, nebst den Gärten, ein. [illegible] die Menge von Tempeln und Bet-Häusern [illegible] [illegible] [illegible] Heiligen macht, [illegible] es die Cölner [illegible]: [illegible] [illegible] [illegible] solcher 117. Die Domkirche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Haupten der Heiligen 3 Könige [illegible] liegen, in einer Capelle, in welcher die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Gold und Silber, den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] umgeben sind, einen [illegible] großen Werth haben [illegible] [illegible] vieler Andacht durch einen großen Zulauf [illegible] [illegible] [illegible] verehrt werden:) ist die größte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Thürme ausgebaut würden, ein sehr prächtiges [illegible] [illegible] der Menge von Reliquien, die sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] befinden, hält doch die S. [illegible] die meisten [illegible] [illegible] [illegible] S. Ursula, eine Englische [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zurükkunft von Rom durch die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welches aus 11,000 Jungfrauen [illegible] [illegible] [illegible] aller deren Hirn-Schädel [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] liegen: etliche davon [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die andern [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] abgemahlt. Ein Maria [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] (: Carmeliten :), welches [illegible] [illegible] [illegible] XIII. [illegible] [illegible] geschenkt haben, wird mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Menge von Volk täglich [illegible]. In der S. Peter Kirch ist das Altar-Stück, die Kreuzigung des Apostels, ein Original von Rubens. Es wird unter die besten Stücke dieses [illegible] gezählt.

Die Kirchen ausgenohmen, hat Cölln wenige schöne öffentliche und Privat=Gebaude. Der vornehmste offentliche Plaz ist der Neu=Markt, ganz mit Bäumen besetzt, in ein Quadrat. Ich glaube nicht, daß eine Stadt sey, wo die Polizey so schlecht und die Einwohner weniger Lebens=Art haben, als gerade hier. Adliche und große Kaufleut nehme ich davon aus. Die Straßen sind meistens enge und voll von Unreinigkeiten. Bettler hat es hier eine fast untzähliche Menge. Den Bürger, den Fremden fallen Sie auf allen Straßen an. Um die Stadt=Mauren wohnen meistens Buren / : Kabis : /, welche denen in der Schweitz an Grobheit weit überlegen sind. Man kann die Unwissenheit, den Aberglauben und die Unreinlichkeit der Gemeinen hier nicht genug beschreiben, und Cölln kann deswegen eines furtzen Aufenthalts würdig seyn, um einzusehen, wie gut es sey, an einem Ort zuwohnen, wo der Aberglauben unterdrückt, die Jugend gelernt und die Obrikeit sich Mühe giebt, durch eine gute Policey dem Ort Ansehen zu geben. Allein so lange der Magistrat die Menge der Klöstern und die große Anzahl und Gewalt der Geistlichkeit nicht zu mindern im Stand ist, bleibt es leider in seiner alten Lage.

Von dem 6. Apprill bis auf den 4. November hielte ich mich in dieser Stadt auf. Wäre Steinort nicht da gewesen und hätten wir nicht unsre Zeit immer am Sontag vergnügt können zubringen, dürfte ich mich wohl nicht zulange daselbst aufgehalten haben. Auch waren den ganzen Sommer durch die Seilerische Schauspieler=Gesellschaft da, so daß wir hier fast alle Sontag schöne Stück sahen aufführen.

Den 4. vereiste ich von Cölln; Duell nennte sich mein Herr, zu dem ich nach Achen kamm. Er handelte mit Tapeten und hielt sich öfters in Cölln auf; mit diesem reiste ich nach Achen. Er versprach mir, daß ich es gut Bey Ihm haben sollte.

Jülich, die Hauptstadt dieses Herzogtums, liegt 7 Stund von Cölln. Sie ist eine starke Festung. Zwar liegt nur ein Inf : Regim : darin. Catholiken, Reformirte, Lutraner, Juden, Alle haben hier Ihre offentliche Kirchen. Das ganze Land soll sehr fruchtbar seyn. Besonders wächst viel Korn; auch werden viel Steinkohlen gegraben.

Den 5ten kamm ich auf Achen. Ich sahe bald, daß Duell der Mann nicht war, den er mich anfangs zu seyn Bedünkte. Seine ganze Haushaltung war schlecht eingericht. Er hatte 5 Kinder, zankte, fluchte und lermte den ganzen Tag mit diesen und seiner Frau, die gerade so schlecht mag gewesen seyn, als er selbst. Ich wartete mit verlangen, bis mein 14 Tage zu Ende waren, um Achen so bald als möglich zu verlaßen. Meine Absicht war nach Mastrich zu verreisen; allein ich erhielt einen Brief von Steinort aus Duisburg, er hätte eine Condition für mich angenommen, und zwar bey einem Herrn, bey dem ich es ungemein gut haben werde.

Den 14. verliese ich Achen, setzte mich auf die Post nach Düseldorf. Die Witterung war sehr schlecht und der Wind bläste so heftig, daß, als wir Nachts um 9 Uhr an den Rhein kammen, die Schiffbrüke sich im Anfang nicht getraute, den Wagen überzuholen. Der Hr. Müntzmeister von Düseldorf und 3 Juden waren meine Reisgefährten. Wir waren, weil auf dieser Seite vom Rhein keine Herberg war, außerst verlegen, wo wir diese Nacht bleiben wollten. Keiner getraute sich, da der Wagen endtlich sollte herübergeführt werden, mitzugehen und sich in Lebensgefahr zu sezen. Der Herr Münzmeister wußte den Weg auf ein ihm bekannter Bauern-Hof, eine gute halbe Stund von der Fahrt. Wir nammen ein Mann mit, der uns bis dahin Leuchten sollte, und faßten, auf Zureden des Münzmeisters, daß uns dieser Baur schon beherbergen werde, den Entschluß, mitzugehen. Im Sturm, Regen und schröklicher

Finsternis (dann das Licht ward bald ausgelöscht) tratten wir unsre Reise an. Osters fiel einer auf den andern; dann war einer besorgt, dem andern aufzuhelfen. Endlich nach dem wir genug ausgestanden, ich mein Hut verlohren, erreichten wir das Haus; der Baur kannte den Münzmeister und nahm uns sehr gütig auf, reichte uns Essen und Trinken, und wir wurden munter und lachten unseres Schicksals. Nur mein Hut machte mich verlegen. Der Baur aber, der uns leuchtete, brachte mir Ihn morgen. Nach deme wir alle auf unserm Stroh gut geschlaffen, gingen wir morgen auf Düsseldorf. Der Münzmeister gab mir das Morgeneßen. Ich nahm von diesem menschenfreundlichen und guten Mann Abschied und reiste den 18. nach Duisburg.

Noch etwas von Achen und Düsseldorf. Achen, diese Freye- und ehemahlige Krönungs-Stadt des Kaisers, ligt zwischen hohen Bergen alles der Länge nach. Sie hat schöne und breite Straßen. Das Rathhaus ist eines der schönsten offentlichen Gebauden. Der Münster, woselbst ehmalen die Krönung des Kaisers verricht wurde und eine Menge Reliquien aufbehalten werden, wie auch einige Krönungs-Stücke, ist nicht sehr schöne. Die Bäder und Gasthöfe machen ein sehr schönes Ansehen, und die Lebens-Art der Einwohner ist fein. In Burtscheid, das nur eine kleine Strecke von Achen an einem steilen Berg liegt, wohnen meistens sehr große Kaufleute, die große Tuch-Manufacturen haben und alle Protestanten sind. Die warmen Waser fließen hier mitten durch den Ort. Den Gottesdienst halten die Reformirten im Holländischen auf einem Dorf, welches sich Kalb nennt und eine Stunde von Achen entfernt liegt.

Düsseldorf, die Hauptstadt des Bergischen Landes und ehmalige Residenz der Kurfürsten von der Pfalz, ist eine sehr schöne und gutbefestigte Stadt, liegt am Rhein, und Ihre Lage ungemein angenehm. Die Neustadt ist gerade und nach der

Schnur angelegt. Das Schloß ist von weitem Umfang und steht am Rhein. Auf dem Markte steht eine Statue, vorstellend einen Kurfürst zu Pferde, von Stein ausgehauen. Er soll ein Meisterstück seyn. Die Stadt ist sehr volkreich und liegen 3 Regim. Infanterie darin.

Kaisers=Werth, ein Städtchen, welches ehedem Cur=Cölln gehörte, iezt aber Pfältzisch ist, kommt in Aufnahm; dann es haben sich vor wenigen Jahren große Seiden=Fabricanten da niedergelaßen. Es liegt 2 Stund von Duisburg an der Land=straß. Dann kommt man durch den Düßeldorfer=Wald, der groß ist und worin immer wilde Pferde sind, von denen man alle Jahr ein gewiße Anzahl fängt, sie zämt und dann an Hof sendt. Sie sind gut gewachsen und viel daurhafter als andre. Im Winter haben sie gewiße Stellen, wohin man Ihnen Heu legt, wann allzu viel Schnee liegt.

Den 19. kamm ich glücklich in Duisburg an. Steinort, zu welchem ich zuerst ging, führte mich noch diesen Abend bey Herr Ovenius ein. Ich wurde mit vielen Freuden empfangen. Das schön ausgezierte Haus, des Herrn und der Frauen und Beyden Töchtern Aufzug und feine Lebensart sagten mir gleich, daß ich bey vornehmen Leuten seyn müße. Mein langer Aufenthalt in diesem Hause ist ein Bewiß, wie gut ich daselbst sey aufgenommen worden. Der Mann handelte stark mit Wein, Holtz und Büchern. Steinort und Ich kammen alle Abend zusammen. Die Menge von Leuten im Hause, meine Freyheit, die ich hatte, versüßten meine Tage. Im Sommer ging ich öfters mit dem Herrn Ovenius auf seine Gütter. Steinort und Ich gingen meist an einem Sontag auf Creveld. Diese Stadt liegt 2 Meilen auf der andern Seite des Rheins in einer sehr angenehmen Gegend. Sie ist neu gebaut und hat gerade und breite Straßen. Nicht weit von der Stadt fiel A. 1758 zwischen den Frantzosen und Hanoveranern ein Treffen vor, in welchem

die Erstern gäntzlich geschlagen wurden. Unter den vielen angesehenen Kaufleuten sind die Herren von der Layen die grösten. Sie fabricieren seidne und baumwolne Stoffe, haben in und außert der Stadt grose Fabriken Heuser. Ihr Landgut, das sich das Layen-Thal nennt, ist einer fürstlichen Residenz zu vergleichen. Sie haben einen Thiergarten, worinn immer Hirschen und Rehe unterhalten werden. Weil die Stadt noch mit keiner Maur umgeben, so halten sie zu Nacht Wächter vor Ihren Heusern. Jedem Fremden muß der Gärtner ohnentgeldlich die Gärten zeigen. Als wir sie besahen, kamm der alte Herr von der Laye selbst in Garten. Er lies durch seyn Bedienten fragen, ob wir Fremde wären. So bald er dies hörte, lies er uns in einem Garten-Hause Kafe auffsezen.

Mörsch — dieses ist nun 2 Stunden von Duisburg —, der Haupt-Ort dieser Graffschaft, die sich auch so nennt. Ihr Umfang kann etwan 6 Stunden haben. Sie ist sehr fruchtbar, stark bevölkert; Getraid und Wiswachs sind daselbst heufig. Die Stadt ist klein und sehr schlecht gebaut. Die Einwohner erhalten sich meistens vom Acker-Bau. Der König bewilligte daselbst den Chatoliken eine Kirch zubauen. Bey Ihrer Einwiehung, die durch den Nuntius von Cölln geschahe, war ich auch zugegen.

Nach Wesel ging ich auch. Diese Stadt liegt 7 Stunden von Duisburg am Rhein in einer sehr angenehmen Gegend. Die Lippe fließt auch nicht weit von der Stadt durch. In den Strasen sieht man auf beyden Seiten Bäume stehen. Im Sommer ist dieses sehr angenehm. Das Berliner-Thor ist sehr schöne, und auf dem Markt stehen die schönsten Heuser. Unter der Regierung des verstorbenen Königs ward Wesel ein sehr fester Ort. Allein der iezige König hat die Festungswerke sehr vermindert. Die Garnison Besteht aus 3 Regim. Inf.: — beträgt 5000 Mann. Der Soldat ist bey dem Bürger einquartiert;



das war das erstemal, daß ich Preüsische Soldaten auf die Wacht ziehen sah. So wenig ich von dem Millitaare verstehe, so wohl sahe ich, daß keine Soldaten, die ich noch gesehen habe, so gut und geschwind exercieren, als die Preüsischen. Ihre Uniform ist blau und weise Westen und Hosen.

Die Regimenter unterscheiden sich in den Aufschlägen. Röther, ein Buchbinder- und Händler dem wir ein Besuch machten, gab mir die erste Nachricht von meinem Veter Heß. Ich schrieb einen Brief an Ihn und übergab Ihn dem Steinort, mit Bitt, Ihn nach Emmerich, wo er sich damals als Rector bey der Schuhle aufhielt, zusenden.

Nur um uns auch wieder einmal zusehen, erwelten wir Wesel, das beynahe in der Mite zwischen Cleve, wo Steinort arbeitete, und Duisburg liegt.

O! wie süß ist der Augenblik, in deme man einen Freund, welchen man lange nicht gesehen hat, umarmen kann! Nachdem ich mich nun ein Jahr und 4 Monathe in Duisburg aufgehalten, wünschte ich doch auch wieder einmal andre Leut zu kennen. Steinort, mein liebster, bester Freund, war nur seit der Pfingsten in Cleve. Das war mir ein unersezlicher Verlust. Erst dann sieht man ein, was man an einem guten Freund hat, wenn man ihn missen muß. Er verheürathete sich in Cleve. Ich ging auf seine Einladung, auf die Hochzeit-Feyr zukommen, von Duisburg herunter. 2 Kinder von der Braut-Verwandte und Ich Begleiteten Ihn zum Altare: dies war der gantze Zug. Feyrlich — nach der Lutherischen Gewohnheit — giengen wir Abends bey Licht zur Kirche. Feyrlich auch für mich war diese Stunde, mein Gebeth für das Wohl meines Freundes mit Ihm zu Vereinigen.

Nach deme ich mich noch 2 Tage bey Ihme aufgehalten, ging ich wieder nach Duisburg und bliebe noch daselbst bis auf den 24. Merz 1780. Mein Aufenthalt war 1 Jahr und 4 Monate.

Am Char-Freytag bey schöner Witterung reiste ich wege. Hart fiel mir der Abschied, hart besonders auch der Frau Ovenius. Welch eine wakre Frau war Sie! Güte war Ihr ganzes Betragen. Liebe, Sorgfalt belebte Sie ganz. Rath und Trost verlangten

alle im Hause von Ihr. Ihre Befehle befolgten alle gerne. Ein Bild einer thätigen arbeitsamen Hausmutter fand man an Ihr.

Noch ein Wort von Duisburg und seiner Gegend! Die Stadt liegt eine kleine Viertel=Stund vom Rhein und dem Flußе Ruhr. Man glaubt, daß der fränkische König Klodio mit den langen Haaren das Schloß Dispargum oder Duisparcum hier gehabt habe. Auch soll Ihr Namme so viel als Deutsche=Burg heisen und leitet man Ihn von den Tuisconern nach. Ehedem war sie eine Reichs=Stadt. Ihre Lage ist angenehm und gesund. Um die Stadt sind schöne Wiesen und Ackerfelder; die aber, welche gegen der Rhein=Seite liegen, werden fast alle Jahr, wenn der Rhein groß wird, unter Wasser gesetzt. Die Stadt selbst ist öfters, besonders wenn die Ruhr anlauft, großer Gefahr ausgesezt. Tuchmanufacturisten hat es 3, die alle, als Lennep, eine Stadt im Bergischen, abbrannte, hier von dem König Unterstützung erhielten, sich in Duisburg setzten. Kirchen sind reformirte 2, 1 Mannskloster, ein Beguinenhaus, ein adliches Nonnenkloster, ein Comenthureyhaus des Teutschen Ordens. Die Universitaet wurde 1655 eingeweiht. Schlechtenthal — in den Jura —, Leidenfrost in der Medicin —, Bergmeister — in der Theologie — waren sehr gelehrte Professores. Allein die Universitaet wird nicht stark diesmal besucht. In allem können ungefahr 80—90 Studenten seyn. Die meisten Bürger haben Güter und viele leben vom Feldbau. Seit wenigen Jahren ist die Lutheranische Gemeind stark angewachsen. Um Duisburg herum sind viele Colonien, die von Tag zu Tag volkreicher werden, das Land urbar gemacht. Die Regierung unterstützt sie sehr und von Abgaaben sind sie eine Lange Zeit — 10 Jahr — frey. In dem 7jährigen Krieg setzten sich viele von der französischen Armee hier zulande, und Preüßen gewann hierdurch viel. Die weisen Gesetze, die gelinde Regierung, die Gewißens=Freyheit aller Religionen und Sekten wird Preüßen immer mehr in Aufnahm bringen.

Ein Stunde von Duisburg ist Ruhrorth, woselbst sich die Ruhr in den Rhein ergießt. Das Städchen ist klein und schlecht gebaut. Hier ist der erste Preußische Zoll auf dem Rhein abzugeben. Mülheim an der Ruhr — 2 Stund von Duisburg — ist ein großer Marktflecken und gehört dem Grafen von Leiningen-Dachsburg zu Heidersheim. Von Hier an wird die Ruhr schiffbahr und werden hier sehr viel Steinkohlen gegraben, die nach Holland gehen.

Dieses sind nun die nächst um Duisburg herumliegenden Städte, in welchen ich gewesen bin.

Den 24. Merz am Charfreytag Morgen bey schönem Wetter reist ich auf Cleve. Auf der andern Seite des Rheins herunter, 4 Stunden von Duisburg, liegt Rheinberg in einer ungemein angenehmen Gegend am Rhein. Hört dem Churfürst von Cölln. Ehedem warde sie stark befestigt, öfters belagert und eingenommen. Juden wohnen sehr viel daselbst.

3 Stunden davon ist Xanten. Ehedeme gehörte sie Cölln; jetzt aber steht sie unter Preußen. Sie liegt unten an einem Berg, von welchem man eine schöne Aussicht über die umliegende Gegend hat.

Von hier ist noch 5 Stunden bis nach Cleve. Auf beyden Seiten der Landstraße stehen Bäume in gerader Linie, und diese Allee geht beynahe bis auf Cleve. Zwar haben die Franzosen A° 1758 viel davon umgehauen.

Cleve, die Stadt und das Schloß, liegt auf verschiednen Hügeln in einer Gegend, die gantz schweizerisch aussieht, ist volkreich, weil hier der Sitz der Regierung, der Kriegs- und Domainenkammer, eines Landgerichtes 2c. ist. Auf dem Schloß findet sich eine Inschrift vom Jahr 698 noch Erbauung der Stadt Rom, vermöge deren Cajus Julius Dictator das Schloß Cleve soll angelegt haben. Vor allen Thoren sind schöne Alleen zum Spazieren in gerader Linie angelegt. Berg und Thal wird

ein Wald genannt, der gerade vor der Stadt angelegt ist. Das Grabmahl des Prinzen Moritz von Nassau, der als Stadt-Halter da gewesen, steht darin ganz einsam; allein es wird schlecht unterhalten. Keine Ehre für die Regierung! Er soll alle die Alleen und Spaziergänge angelegt haben. In dem Königlichen Thiergarten nahe bey der Stadt, der sehr weitläufig ist, und in welchem schöne Wasserkünste angebracht sind, ist ein Gesund-Brunen, der stark im Sommer besucht wird. Natur selbst und Kunst machen Cleve zu einem angenehmen Ort. Noch nirgend habe ich einen Ort gesehen, welchen die Natur mit mehrern Vorzügen begaabt häte. Die Franzosen nennten es im letzten Krieg das Paradis. Von Cleve weg geht ein Canal in gerader Linie in den Rhein. Der König verwandte grose Summe auf die Erbauung desselben, in Hofnung die Handelschaft zu befördern. Allein es entsprach nicht gantz seiner Erwartung. Die Schleuse, wobey ein Aufseher seine Wohnung hat, ist ein Werk, das ich bewunderte.

Schon oben meldete ich, in Wesel hörte ich, wäre mein Veter Heß in Emmerich. Am Ostermontag fuhr ich nach Emmerich über, ihn zu sprechen. Allein er war nicht zu Hause. Ich sagte, wo er mich antreffen würde, und ging nach Cleve.

Den 29. Mertz besuchte er mich, erzehlte mir sein Schiksal. Allein ich wußte schon seine traurige Lage. Seine ausschweifende Lebensart, seine Eigenliebe, das Laster der Trunkenheit waren Schuld an seinem Verderben. Das Glük botte ihm immer häufige Gelegenheit an, sich recht glücklich zu machen. Allein immer arbeiteten seine Leidenschaften dagegen. Welch ein unglücklicher Charakter!

Den 31. gieng ich wieder auf Emmerich, nahm Abschied von Ihm. Wohin er sich gewandt, weis ich nicht: er sagte, nach Berlin werde er gehen.

Den 26. Aprill, am Preußischen Buß- und Bett-Tag, ging ich von Cleve weg. — Steinort begleitete mich eine Stunde weit. Der Gedanke, daß wir uns nun zum letzten Mahl sehen werden, wie nahe ging er. Beynahe 2¹/₂ Jahr kannten wir einander. Kein Tag verstrich: wir sahen uns. Wie manche Stund floß hin unter nüzlichen, angenehmen und erbaulichen Gesprächen. Wie oft hielt er mich von schlechter Gesellschaft, unnützen Zeit-Verschwendungen ab! Wie theur war mir sein Rath! Ein guter Arbeiter war er und viel Wißenschaft besaß der liebe Mann.

Voll dieser Gedanken trat ich meine Reise nach Nimwegen an. Sie liegt 5 Stund von Cleve. 2 davon an der Landstraße liegt Cranenburg, eine kleine Stadt und der letzte Ort im Preußischen, wo immer preußische Werbung liegt und man sich in Acht nehmen muß".

— Nimwegen, von wo sich Köchli auf der Waal einschiffte, dann Tiel und Culenborg am Leck, von wo schon der hohe Thurm des Utrechter Domes sichtbar war — „das macht die Zeit dem Reisenden ein wenig lang" — waren die ersten Städte in den Niederlanden, die unser Zürcher sah. Schon da fiel ihm manches Eigenthümliche auf, die Reinlichkeit und Schönheit der Straßen und Häuser, an denen man sehe, daß man in den Niederlanden sei, die Tafeln an den Landstraßen, auf denen die Strafen für Verletzung der zu beiden Seiten stehenden Bäume, Festungsbau, Ruthenschlag, abgemalt stunden, dann die Sorgfalt für die Viehzucht, daß die Kühe auf der Weide mit Tüchern umspannt waren, um sie vor der Kälte zu schützen und reinlich zu halten, und anderes mehr. —

„Zu Abend um 8 Uhr am 27. April langte ich, in Gesellschaft eines Kaufmanns, in Utrecht an. Wir mußten keinen ...ıblick versäumen, um noch auf die Trek-Schout zu kommen, ...) Uhr nach Amsterdam fährt. Nun hatte ich keine Zeit,

die Stadt zu besehen. Schöne Gebäude und Straßen hat sie; vor allem aber zeiget sich der Dom-Thurm am Besten, wegen seiner großen Höhe.

Das Schiff, worin ich mich setzte, war stark mit Reisenden besetzt. Trek-Schout nennt man dieses Fahrtzeug, das vermittelst eines Seils, das oben an einer Stange, welche mitten, wie ein Mastbaum, durch das Schiff geht, befestigt ist, durch ein Pferd gezogen wird, worauf ein Jung sitzt der immer in vollem Carrère davon reit. Man nennt die, welche solche Pferde halten, Jager. Die Pferd werden, wie auf Posten, zu 3 Stunden gewechselt und immer sind solche Jager, die hin und her reitten. Zu Nacht hat man Lichter, raucht eine Pfeife Tubak und ist man bey dieser Fahrt, wie in einer Schenke. Licht und Küßen aber muß man bezahlen, und die Fracht von sich und seiner Waare, ehe man abfährt. Seltsame Menschen, Stellungen sieht man, hört politische Gespräche, lernt Menschen aus verschiednen Nationen kennen. Recht fremde und seltsam kam mir diese Fahrt vor. Der Mond schien helle und ich sahe mich auf dem Verdek ein wenig herum. Den Kanälen nach stehen auf beyden Seiten die schönsten Lusthäuser. Ein Schiff fahrt hinauf, das andere Herab, und dies ist die angenehmste Fahrt in gantz Holland und vielleicht in der Welt.

Mit diesen besondern Gegenständen beschäftigt, langten wir bey aufgehender Sonne in Amsterdam an. Die Menge von Kähnen mit Milch und Gemüß, Fischen, das durch einandern wimmeln von Menschen, 10—12, die einen beim Aussteigen anfallen, ob man nichts in die Stadt zu tragen habe, ob man bekannt sey, alles dieses setzte mich beym Aus-Steigen in Verwunderung.

Der Schiffer, dem ich ein gutes Stück-Geld — 20 ß — versprechen mußte, wies mir die Herberg, dahin ich von Steinort eine Adresse hatte. Hier trank ich eine Schaale Caffe und batt

den Wirth, mich zu Herrn Amling zu führen. Wir erfragten seine Wohnung in Zeit von 2 Stunden. Er nahm mich freundschaftlich auf und gab mir Arbeit, wies mir an, wo ich könnte schlaffen gehen und speisen.

Die besondre Einrichtung in der Werk-Stadt /: Winkel : / —, die Art, nach der man bindt, meine Einrichtung, mich selbst mit Speis zu versorgen, die besondre Lebens-Art der Amsterdamer, alles dies kam mir im Anfang sehr schwer vor. Ich hatte auch im Anfang heftige Kopfschmerzen; die Luft fiel mir schwer. Die Dünste, die Morgens auf den Kanälen aufsteigen, machen im Anfang übel; allein der gute Verdienst hält die Leute auf; und gerade wieder eine Stadt zu verlaßen, die eine von den merkwürdigsten der Welt ist, fand ich nicht für gut. Auch gewöhnte ich mich an Alles so gut, daß ich nach kurtzer Zeit gerne da war. Mein Herr (Bas), ein gebohrner Dän, war ein kränklicher Mann, liebreich aber gegen seine Leut, arbeitsam, wahrnete vor Verführung, gab mir Anleitung, wie ich mich zu verhalten habe. Wie nöthig ist dies: dann wie vielen Gefahren ist nicht ein Fremder an einem solchen Ort, wie Amsterdam, ausgesetzt. Er redte hochdeutsch, weil Er auch in Deutschland gearbeitet, und dies war mein großer Nutzen. 3 Holländer und ein Schwed arbeiteten noch bey Ihme. Mit diesen aber hatte ich nicht viel Freude; die Holländer verstund ich nicht, und der Schwed war mir von meinem Herrn als ein Mensch von schlechtem Charakter beschrieben. Meine besten Bekanten waren die, welche mit mir auf dem Zimmer schlieffen. 3 davon zeichneten sich besonders aus, ein Zimmermann und ein Schneider von Linge und einer von Utrecht. 3 waren eingezogen und gutherzige Menschen. Der 4te war aus Emmerich, ein stolzer, unfreundlicher und zanksüchtiger Mensch. Alle 4 waren Katoliken, auch meine beyden Wirthe. Von 7 Uhr Morgens bis 12, von 2 bis 8 Uhr abends, Sontags und von 1 bis 2 Uhr ging

ich in der Stadt herum, besahe die offentlichen Plätze und Gebäude, den Hafen, die Schiffe und erkundigte mich nach allem, so gut ich konnte, und ich glaube, daß viel nicht Fremde Jahre lange in dieser Stadt seyn mögen, die nicht alle Örter so durch gesehen, wie ich in dieser kurtzen Zeit.

Verdient eine Stadt in der Welt gesehen zu werden, so ist es Amsterdam; dann nicht leicht findt man ein Ort, das von allen Nationen der Welt besucht wird, ein Ort, wo die Handlung so stark ist. Von da aus können beynahe durch die Cannälle alle Kaufmanns-Waaren in alle niederländische Städte transportiert werden. Da der Boden um Amsterdam morastig ist, stehen alle Heuser auf eichenen Pfälen. Die gantze Stadt ist mit einer Menge schiffbahrer Canäle durchschnitten, über welche meistens steinerne Brüken geschlagen sind, die aber mitten mit einer Art von Aufzugbrüken versehen sind, um mit den Masten durchzukommen. Die nächsten an dem Haffen sind alle eingericht, um sie, wenn ein Schiff hereinfahren will, aufzuziehen.

An den Canälen stehen zu beyden Seiten meistens Bäume. Im Sommer giebt dieß der Stadt ein anmuthiges und prächtiges Ansehen. Zu Nacht werden an alle Kanäle Laternen aufgestekt, und öfters hat man so zwischen Grün und Wasser durch den Schein der Lichtern, in denen sich das Auge in gerader Linie verliert, eine der schönsten Illuminationen, wenn man auf einer hohen Brüke den ganzen Canal absehen kann. Denn wann die Canäle nicht beleuchtet würden, wie viele würden nicht bei dunkler Nacht darin umkommen!

Mein Aufenthalt war meistens an der Bort-Kante (der Seite der Stadt, wo die Schiff liegen) in der Y: hier wimmelt Alles von kleinen und großen Fahrzeugen. Die großen Schiffe, die außert den Pallisaden liegen, sind so in großer Menge, daß man auf die Mastbäume wie in einen Wald sieht und das Auge ihr End nicht erreichen kann. In den Häusern, die da

stehen, sind unten offne Gewölbe, wo Tauwerk, Schiff-Proviant, als Butter, gedöhrtes Fleisch und andre Victualien in Menge zu haben sind. Munition, Kanonen, Alles lebt und wimmelt hier von Menschen zu Land und Wasser, und nichts Schöneres kann gesehen werden, als wann ein Schiff mit vollen Seglen hin oder fort fährt. Waagen, Kutschen sieht man nicht viel; Alles wird auf Schleißen gezogen, und Fornehme lassen sich auf Senften, die darauf stehen, ziehen. Die Heere- und Keisers-graaten sind die schönsten Straßen, worin die Vornehmsten der Stadt wohnen. Nur eine kleine Streke von der Bort-Kante ist ein schöner und geräumiger Platz angelegt, der die Neue-Plantage genennt wird, worauf die schönsten Alleen stehen und der im Sommer von einer Menge Volk besucht wird.

Oben an der Bort-Kante — rechter Seite — liegen 8 bis 9 unaufgetakelte Kriegs-Schiff von 1. 2. 3. Range. Gerade daneben ist die Schiffszimmerwerfte und das große See-Magazin. Die Anker zu den Schiffen liegen auf der Erde.

Man zehlt in Amsterdam 26839 Häuser und 200,000 Einwohner, 11 Reformirte Kirchen, 12 Lutheraner, über 24 Betthäuser der Katholiken nebst übrigen öffentlichen Versamm-lungs-Örtern und Kirchen von Arminianischen, Menonistischen, Griechischen, Quäkern und andern Sekten. Die Synagoge der Portugiesischen Juden ist ein sehr schönes Gebäude. Die andern Juden haben noch unterschiedliche Synagogen. Das Allmosenier-Haus oder große Spital besahe ich: es ist vortrefflich eingericht und herscht eine sehr grose Reinlichkeit in allen Sachen. Über-haubt sind die Armen-, Waisen- und Arbeit-Häuser gut und schön eingericht und sehr reich. Ordnung und Reinlichkeit, Tugenden, die dem Holländer eigen sind, werden auf das genauste beobachtet.

Das vornehmste Gebäude aber der Stadt und in den gantzen Niederlanden ist das Stadt- oder Rathhaus. Der Ort,

wo es steht, nennt sich der Damm. 1648 den 20. Januar wurde der erste Mastbaum zur Befestigung des Grundes eingeschlagen; man gebrauchte in allem 15659 solcher Mastbäume, um darauf den Grund von Steinen zu legen. Die Breit von diesem Gebäude soll einen Raum von 282 und die Höhe mit dem Dach 116 Schuh ausmachen. Die Höhe aber des Thurmes beträgt 41 Schuh. Ob den Lichtern ist Bildhauer-Arbeit angebracht. In dem Giebel-Dach (Fronte-Spiz) pranget alles von Bildhauer-Arbeit. Amsterdam ist als eine sizende Jungfrau abgebildet mit einer vergoldeten Crone auf dem Haupt, in der rechten Hand einen Schild haltend, in der linken einen Oelzweig. Neptun hält ein Dreizak-Gabel in der Hand. Nimphen und See-Thiere umgeben Ihn. Rechter Hand steht ein Bild von Metal, 14 Schuh hoch; auf der einen Seite steht die Vorsicht, einen Spiegel in der Hand haltend, auf der anderen die Gerechtigkeit mit der Waag, und oben der Frieden mit Palmen in der Hand. Der hintere Giebel hat mit dem vordern gleiche Höhe. Der Kauf-Handel der Stadt ist auch durch eine sitzende Jungfer vorgestelt. Ihre Füße ruhen auf einer Weltkugel. Bey und neben Ihr liegen Schiffgeräthe. Die Einwohner von allen Enden legen Schätze zu dero Füßen. Oben auf dem Gesimse steht ein Atlas, der die Weltkugel auf seinen Schultern trägt. Zur rechten Seiten steht die Mäßigkeit, einen Zügel in der Hand haltend, zur Linken die Wachsamkeit, zu dero Seiten ein Hahn steht. Diese 3 Statuen haben auch gleiche Höhe mit den Vordern. Alle diese Zieraten sind von weisem Marmor und geben dem Hause ein zierliches Ansehen. Unten am Eingange dieses Gebäudes ist ein Galerie, die aber immer zugeschloßen ist. Man sieht aber durch das eisene Geländer ungehindert durch. Von weisem Marmor ist das Gericht Salomonis, in den lebhaftesten Ausdrücken ausgehauen. Von da gehet man durch ein breite stein[illegible] Treppe in das Obre des Gebäudes oder in den [illegible]

Hier geräth man in Erstaunen, wann man die auf allen Seiten von weißem Marmor angebrachte Bild-Hauer-Arbeit betrachtet. Oben an jeder Thüre sind die Vorstellungen, was darin verhandelt wird, in Sinnbildern von Marmor auf das schönste vorgestellt. Man sieht Musicalische Instrumente, die von Marmor ausgehauen, die ohne Bewunderung nicht können gesehen werden; an den beyden Ek-Pfeilern sind sie angebracht, zur Rechten und Linken Seiten, die aber mit einer Heke versehen sind, um Ihnen nicht schaden zu können. Die vielen Sinn-Bilder und Römischen Geschichten, die hier in diesem Saal zusehen sind, die geschikten und kunstreichen Hände der Künstler, die Sie verfertigt, muß einem Kenner davon und der zugleich die Aeltere Geschichte und Fabel-Lehre versteht, ein groß Vergnügen verschaffen. Auf dem Fuß-Boden ist die Himmels-Kugel abgebildet, die vornehmsten Gestirne, der ganze Thier-Kreis: alle sind von eingelegtem Messing auf das deutlichste angebracht und so feste in Stein eingegraben, daß ungeachtet täglich viele 100 personen darüber hingehen, sich noch nichts losgerissen. Allein ab-geschliffen sind die meisten und einige fast gäntzlich durchgegangen. Die Zirkel-Grad sind auch mit eingelegtem Messing angebracht. Im Durch-Schnitt beträgt die ganze Runde 22 Schuh, im Umfang 66 Schuh. Auf den Thurm zu kommen, bezahlt man 2 Stüber; dann in Holland muß man seiner Neugierde, wenn sie soll Befriedigt werden, bey allen Anlaasen Geld aufopfern. Man übersieht daselbst ganz Amsterdam, die Menge von Schiffen, und nichts entgeht dem Auge. Die Aussicht auf den Suider-See und die umliegende Gegend, alles dies stellt sich dem Auge auf das beste vor. An Auf-Fahrts-Tag war es — da ich auf diesen Thurm stieg. Viele — dachte ich — gehen in meinem Vaterland auf Berge: Ich will nun mich auch in die Höhe machen, und da es hell Wetter war, konnte ich die schönste Aussicht geniesen, nur nicht so manigfaltig in Abwechslung der Natur, wie die hatten,

so dazumal den Hüttli-Berg bestiegen. Allein für mich war gerade die Aussicht so einnehmend und bewundrungswerth, wie Sie einem Fremden auf dem Hüttli-Berg vorgekommen seyn mag. — Der grose Schatz der Wechsel-Bank liegt unten gegen dem Post-Haus. Die Gefängniße für Missethäter, die den Tod verdient, sind auch unter dem Gebäude in der Erde angebracht.

Die Hinrichtung eines zum Tode verurtheilten Menschen geschieht vor dem Rath-Haus. Man richtet ein dazu eingerichtetes Gerüst an dem Haus auf, das gerade bis an die Fenster der Justiz-Kammer geht. Galgen, Rad, Sand zu der Enthauptung ist darauf. Der Delinquent wird in Begleitung des Geistlichen zum Fenster hinaus darauf hingeführt und empfängt da die Strafe.

Ich sahe einen darauf, der seine Frau ermordet, rädern: welch ein Anblik! Menschen — dachte ich — sollen doch niemahlen, auch wie dieser, bey dem schwersten Verbrechen, solch schauervolle Executionen ausstehen müssen. Wie edel ist nicht einem jeden das Leben! Welch ein bewundrungswürdiges und prachtvolles Gebäude unser Cörper! Wann nun die Hinrichtung eines Menschen mit dem Schwerdt, die leichteste und beste Todes-Straf, keinen Eindruk auf die Menschen macht, was soll Sie dann machen? Um die Gröse seiner Verbrechen auch nach der Strafe einzurichten, könnte man nicht mit seinem Todten-Körper die Größe seiner bösen That zeigen? — ꝛc.

Da nun das gantze Gebäude frey steht und ein weiter Platz ist, sieht man eine große Menge von Volk den ganzen Tag auf dem Damm; denn so nennt sich der Platz, wo das Rath-Haus steht. Von allen Arten wird hier zum Kauf ausgestelt. Man bakt Kuchen auf offner Straße, und ich versaumte die Gelegenheit auch nicht, so gerade von der Pfanne im Vorbeygehen welche mitzunehmen. Freylich muß man nicht vorher der Reinlichkeit alzusehr nachdenken; denn sonst könnte der Appetit vergehen.

Nicht weit vom Damm steht das Post=Haus und die Börse; wie ein Kreuzgang ist sie gebauen. Um 12 geht man hin; um 2 Uhr wird sie wieder beschlossen. In dieser Zeit wimmelt alles hier voll von Menschen. Der Kaufmann steht vor seinem Pfeiler, wo auf einem aufgeklebten Zedel steht, mit was er handle. Die Juden bietten hier Uhren, Schreib=Zeuge, Gallan=terie=Waren, Hunde, Vögel, alles was man verlangt, mit grosem Ungestüm an. Man hört verschiedne Sprachen reden; mancher findt hier sein Glük in einer Stund, mancher seinen Untergang. Die Bauren von Sardam kommen meist Montags und Frey=tags auf die Börse. Ihr Aufzug und Kleidung veräth Ihren Reichthum nicht.

Die Juden in Amsterdam, deren Anzahl auf 40,000 ge=schätzt wird, geniesen viele Freyheiten. Viele davon sind reich; allein so grossen Reichthum etliche besitzen, gerade so arm sind viele. Welch eine Menge erhalten sich nicht vom Schuhpuzen! Oft fallen sie durch ihr anhaltendes Bitten sehr beschwerlich. Die Armuth ist bey vielen so gros, daß sie in den Canälen, die durch die Stadt gehen, alte Lappen, Holz auffischen und ver=kauffen. So drükend die Armuth bey vielen ist, wird man doch niemalen ein Jude an seinem Sabath sehen, der sich nur im geringsten mit einer Beschäftigung abgeben würde. Wie beschämt machen sie nicht den Kristen durch ihr Betragen! Sonntags wimmelt alles von Gästen in der Juden=Straßen, ihnen Kleider und andre Waaren abzukauffen. Welch einen Begriff muß sich nun der Jud von der Feyrung des Sonntags machen? Bedaurens=werthe Menschen sind die Juden. Verachtet müßen sie für den Schuz und Duldung ihrer Person mehr Abgaaben, als ein andre Nation, bezahlen. Darf man sich dann wohl aufhalten oder es dem Jude zur Sünde rechnen, wenn er sich im Handel gegen den Kristen nicht aufrichtig beträgt? Und dann: wie oft wird der Jude vom Kristen nicht selbst angeführt?

Ungeachtet der Menge von verschiednen Nationen herrscht in Amsterdam die beste Policey=Ordnung. Die Justiz wird schleunig und auf das strengste gegen offentlich Verbrechen gehalten. Dieb=stähle, Ermordung, sind Verbrechen, von denen man wenig hört. Sonntags nach den Predigten geht und fährt man bey schönem Wetter um die Stadt. Vor dem Harlemer=Thor bis zur New-port sind Krameläden aufgeschlagen; aller Arten von Würfel=Spielen sind daselbst. Die Ducaten, Louis=Dor, die in Menge auf den Gewünscht=Zahlen stehen, verführen manchen, seyn Geldt herauszuloken. Das seltsamste und am wenigsten kostbahre Spiel ist das Kuchen=Haken: man muß mit 4 oder 3 verschiedenen Äxten einen Kuchen, der auf einen Stok (Hak=Bank) gelegt wird und die Form von einem Zuker=Brodt hat, in der Länge eines Schuhes und 2 Zoll dik, der Länge nach in 4 Streichen gantz entzwey hauen. Geschieht dies, bezahlt er für einen Kuchen 1 St., kann er es nicht, 2, und der Kuchen gehört dem Man zurück. Kauft man einen, kostet er 3 St. Viele, besonders Matrosen, beschäftigen sich damit. In den Häusern wird getanzt, und alles lebt hier vergnügt. Die Menge von verschiedne Auf=tritten belustigt. Ein Mann hat auf ofner Straße eine Waage, um die vorbeygehenden ein zuladen, sich wägen zu lassen, zu welchem seltsamen Auftritt sich sehr viele einfinden. Kafe, The, Buttermilch, gedörte Fisch kann man unter offner Buden geniesen. Abgerichte Hunde, Puppen=Spiele, Lotterien, alles dies ist hier zusehen.

Die Menge von Windmülen um die gantze Stadt sind für einen Fremden ein besondrer Anblik. Die zierlichen Gärten und Lust=Häuser machen die Gegend reitzend. Der Holländer liebt Blumen ungemein, und nach der Kirchen an einem Sonntag ist ein ordentlicher Blumen=Markt, an einem besondern Platz nicht weit von dem Damm. Die Juden sind meistens die Verkäufer, und man kann um einen bilichen Preis einen schönen Strauß seinem Mädchen kauffen.

Der Ort gefiel mir, und wenn ich nicht in Gefahr gewesen wäre, das kalte Fieber zubekommen, hätte ich mich in Amsterdam länger aufgehalten; denn einen beßren Verdienst habe ich niemalen gehabt, und wann man sich einmal an die Einrichtung der Arbeit gewöhnt und mit der besondern Lebens-Art bekannt ist, ziehe ich sie der Teutschen, woselbst man Kost und Lohn vom Herren empfängt, weit vor. So viel gutes der Holländer an sich hat, gerade so wenig wird ein Fremder der Nation das Wort sprechen. Er ist stolz und sieht auf jede andre Nation mit Verachtung herab. Sein Betragen ist immer, ich möchte fast sagen, mit einer Art von Grobheit verbunden. Glük und Unglük andrer geht ihm nicht sehr nahe. Das Beste, was er zum allgemeinen Wohl beyträgt, sind die grosen Summen, die Er entweder, wenn sein Schiff glücklich einlauft oder wenn er gestorben, den Armen-Hausern oder seinen Freunden oder Untergebnen vermacht.

Bey vielen Kauffleuten wird eine gewiße Summe Geldt jährlich auf die Seite gelegt, die nur zur Nothturft der Armen und gutthätigen Beysteuren für Verunglükte bestimmt ist. Welch ein edler Wucher für das überflüßige Geldt ist dies nicht! Wenn aber die Summe einmal aufgebraucht, dann hält es schwäre, auch bey den traurigsten Gegenständen, den reichsten Kaufmann zur Beysteuer zu gewinnen".

— Köchli verließ Amsterdam am 11. Juni zu Schiffe, um über die Zuidersee nach Zwolle zu fahren und dann nach dem deutschen Reiche zurückzukehren. Lingen, an der Ems, in einer preußischen Enclave, war die erste deutsche Stadt, die am Wege lag, und auch hier schaltet der Reisende wieder eine Reihe guter Bemerkungen ein, über die Lebensweise, die Nahrungsmittel, die Verpflegung in den Wirthshäusern. Die Wirthe setzen bei den aus Holland Ankommenden voraus, ihr Beutel sei gut gespickt, und so machen sie diesen viel höhere Rechnungen, als den in umgekehrter Richtung Wandernden. „Der König von Preußen

aber, der die Wirthschaft auch versteht, hat zu Gut aller Reisenden, seye es zu Pferdt oder Fuß, den Wirthen an der Landstraße eine gedruckte Verordnung gegeben, die sie in der Gast-Stube anschlagen müssen, wie viel das Bier, das reine Bethe, das Strohlager, das Brodt, ein Essen von Fleisch ꝛc. kosten soll". Eine andere Beobachtung bezieht sich auf die Hollandgänger, die Köchli antraf. Er sagt von ihnen: „Auf dieser Reise kammen uns gantze Hauffen zu 30—60 Bauern entgegen, die alle nach Holland in den Heuet gingen. Sie hatten ordentliche Wagen, worauf Sie Ihr Proviant, der meistens in Brodt, Käse und gedörtem Spek besteht, nachführten bis nach Deventer oder Zwol, wo Sie sich nach Amsterdam einschifften, bey sich. Diese kommen meistens aus dem Bentheimischen und Münsterischen. Sie halten sich etwan 8—10 Wochen, so lange bis die vornehmste Arbeit gethan ist, in Holland auf, verdienen in dieser Zeit viel Geld, woraus Sie sich dann in Amsterdam bey Ihrer Durch-Reise Kleidungs-Stüke und silbre Schuh-Schnallen kauffen. Das Baare, welches nach Hause kommt, ist dem Landes-Herren für die Abgaaben bestimmt. Ob diese Auswanderung dem Land nützlich sey? ist eine Frage, die ich schon in Schlözers Briefwechsel mit Nein beantwortet fand".

Die erste größere Stadt war Osnabrück.

„Osnabrük liegt an der Hase in einem recht anmuthigen Thal. Die Stadt ist nach alter Bauart befestigt und mag ungefähr 1200 Häuser haben. Die meisten davon machen ein schlechtes Ansehen und werden nicht stark bewohnt. Die vielen Gärten machen den größten Raum der Stadt aus. Der Magistrat ist Lutherisch und steht nicht unter dem Bischof. Die Stadt wird in die Alt- und Neu-Stadt abgetheilt. In dem vorigen Seculo A. 13 brandte beynahe die gantze Stadt ab. Der Burger hat meistens Wiesen und Akerfeld und hält Vieh. Es niehmt einem Fremden viel von dem Vorzug einer Stadt weg, wenn

er alle Morgen aus den Häusern Schweine zur Weid treiben sieht. Allein ich fand, daß dieses keine allzuschlime Anzeig ist. Dann man kann sich immer bey solchen Leuten eine gut gedekte Tafel versprechen, als wo die Leute so gantz hofmäsig auftreten und doch sonst bey Tische alles so schmal zugeht. Der Ohsnabrücker ißt gut und bettet viel. Denn das muß man Ihnen nachreden, daß Sie Ihr heußlichen und offentlichen Gottesdienst fleißig halten. Sie waren die ersten, die die Lutherische Lehr annahmen 1519. Auf dem Rath=Hause, wo A. 1648 der berühmte Frieden geschloßen worden, findet man viele Bildniße der damaligen Gesandten. Die Domkirche — S. Peter — hält viele Reliquien. Besondere Veneration wird dem S. Crispin und Crispinian, die da in silbernen Särgen liegen, bewiesen. Ich hörte daselbst eine sehr vortrefliche Predig von einem Dom=Herrn. Das bischöfliche Schloß, welches gegen Morgen, an der äußersten Seite der Stadt, liegt, ist 3 Etagen hoch und macht ein schönes Ansehen. Der Garten, der immer offen steht, ist sehr schön angelegt; allein da niemalen keine Regierung da ist, werden die Sachen nicht im besten Stand erhalten. Die Garnison ist abwechslend. Ist ein Bischoff aus Münster, liegen Münsterische Soldaten, etwan 400 Mann, da, und Hanoveraner, wenn ein Reformirter Bischoff daselbst ist. Daß die Bauren=Weiber und Mädchens nach Art der Männer auf den Markt und in andern Geschäften ein die Stadt reitten, war mir was Neues. Man sieht oft schöne Hußaren. Auch die Mädchens in der Stadt sind von feinem Gesicht und gegen Fremde sehr höflich".

— Die Fortsetzung der Reise geschah über Minden, Bückeburg, Hannover und Braunschweig nach Helmstädt, das Köchli wegen seiner Universität interessirte, während er das Pflaster so schlecht fand, daß er froh war, bald am Ende der Stadt zu sein. Auch hier macht er überall wieder seine Beobachtungen, notirt Manches über die Bauwerke und das Wesen der Bewohner.

So fielen ihm bei Minden die Anstalten zur Ergreifung von Deserteuren auf: „Eine Stunde von Minden fand ich Bauren, die Wache hielten auf dem Feld an der Land-Straß; dann es war den vorigen Tag ein Soldat deßertirt. So bald einer mangelt, wird eine Cannon gelöst; gleich nach dem Schuß muß ein jeder Baur sich auf die Landstraß oder den Ihm angewiesnen Ort zur Wache stellen. Der, so Ihn anhalten und liefren kann, erhält etwan 4—5 fl. Kommt ein Officier und findet die Posten nicht besetzt, hat der Bauer eine harte Straf zu erwarten".

Ganz besonders beachtenswerth sind aber einige allgemeine Ausführungen über das von Westen nach Osten durchwanderte niedersächsische Gebiet, sowie die angeschlossene vergleichende Abschweifung, in der Köchli so verständig über die Lage der Schweizer urtheilt:

„Nur noch will ich einige Bemerkungen von dem Weg von Ohsnabrük bis hieher machen und dann meine Reise wieder, in dem Preüßischen, fortsetzen.

Vielleicht findet man nicht leicht in Deutschland eine Gegend, die angenehmer und fruchtbahrer ist, als die gantze Streke von Osnabrük bis auf Minden. Die Felder prangten mit Korn. Schön waren die Sommer-Früchte. Die Bäume waren in voller Blühte. Gute Witterung hatte ich auf meiner gantzen Reise, und um in der größten Hitze ruhen zukönnen, trat ich meine Reise bey der Morgen-Röthe an. Die Vögel, besonders die liebe Lerch, ergötzte mich mit Ihrem Gesang, und ich lallte meine Lieder aus dem Gellert nach. Nur einmahl hörte ich zu Abend, nicht weit von Bückeburg, in einem kleinen Wäldchen, die angenehme Nachtigal, der ich aber so lange zuhörte, daß ich beynahe mein Nachtlager bey Ihr halten mußte.

So volkreich und angenehm die Gegend ist, so hatte doch die Reise von Zwol bis nach Ossnabrük mir auch viel Vergnügen gemacht. Rohe ist das Lande; keine schönen Hauser bewohnen

die Westphäler. Allein Sie sind menschenfreündlich, gastfrey, und in ihrer angebohrnen Einfalt herscht viel Redlichkeit und Anmuth.

Pumpernikel wird von dem Fremden spottweise das Brodt genannt, welches man in Westphalen ißt. Es ist gantz schwartz und wird, wie ich glaube, das Grütz nicht davon gethan. Mir schmekte es sehr gut. Ich gewohnte mich schon in Cölln daran. Es ist schmakhaft zu essen und gesund, und immer wird Butter dazu geschmiert oder Krutt, das von Äpfeln oder Biren gemacht wird, das wie Honig aussieht.

Melspeisen und Schweinen-Fleisch sind die vornehmsten Nahrungs-Mittel der Westphaler. Ihr Getränk ist meistens Korn-Brandten-Wein und schlechtes Bier. Theuer ist es hier nicht zuleben: um 4 Kr. bekommt man ein Glas Brandten-Wein und einen grosen Eyer-Kuchen.

Von Stuben weißt man hier in den gemeinen Heusern nichts: ists kalt, so setzt man sich in die Küche zur Feuer-Herde, macht fein die Thür zu, so daß es immer ein wenig warme ist, und da sizen oft 10—15 personen. Männer und Weiber rauchen ein Pfeifchen Tabak (Schmucken auf Westphälisch). Stall, Küche, Wohn-Zimmer machen Ein und eben dasselbige Zimmer aus.

Es ist, wie Ich glaube, keine Nation auf der Welt, die zur Bequemlichkeit, zur Zubereitung der Speisen, zu Kleidungs-Stücken, so viele Geräthschaft brauche, als Schweizer von vornehmen und geringen Rang. Ein Paar erdene Töpfe machen das gantze Geräth des bemitelten und armen Westphalers und andern Völkern aus. Der Schweizer braucht hingegen eine Menge Sachen, die er als Nothwendigkeiten betrachtet. Sie vermißt der Deütsche, und doch kann er seine Sachen so gut zurichten, als wir. Armuth sollte unter uns nicht genannt werden, wenn wir das Elend anderer betrachten. In unsern Landen erhält

der Arme doch immer noch von seiner Gemeind oder Obrigkeit oder Andern Beysteuren. Allein von den erstern hat an vielen andern Orten der Arme nichts zu erwarten. Steuren, Monath-gelder, und kann man wohl die Benennungen so vieler Abgaben wißen, muß er seinem Landes-Herren abgeben. Von allem dem sind wir frey. Sollten wir nicht als undankbahre Menschen angesehen werden, wenn wir uns über unsre Obrikeit beklagten? Heilig und verehrungswürdig seyen uns unsre Voreltern!"

— Den Wald hinter Helmstädt hatte Köchli im Hinblick auf die Sentenz: Vacuus viator coram latrone cantabit, trotzdem daß er als unsicher galt, ohne Besorgniß durchschritten, und jetzt betrat er das Magdeburgische, „die Korn-Kammer der Preußischen Staaten". Am 13. Juli zog er in Magdeburg ein: „Man wird hier scharf angehalten und durchsucht. Ehe man in die Stadt kommt, muß man den Paß an 3 Wachten zeigen". Das blühende Leben der Handelsstadt, die Erwerbsthätigkeit, die militärische Wichtigkeit werden zur Genüge gewürdigt. Der weitere Weg wurde reizloser: der gute Ackergrund verlor sich in Sandfeld, und dem entsprachen die Schafmilch, die der Reisende hier zum ersten Male vorgesetzt bekam, sowie ein elendes Stroh-lager. Aus einer Zeitung, die ein Wandergefährte bis Branden-burg in der Tasche hatte, las der Zürcher die Nachricht von Waser's Hinrichtung. Dann aber bot der Umstand, daß ein sympathisch aussehender Handwerksgeselle Köchli's Begleiter wurde, dem Reisebeschreiber den Anlaß, eine höchst beherzigens-werthe Betrachtung in seinen Text hineinzustellen.

Köchlin sagt da Folgendes:

„Von Brandenburg reißte ich in Gesellschaft zweier Knopf-macher, eines Seilers und eines Sattlers, und eine Bombardiers-Frau war auch bey uns. Ein Bremer, der von Stok-Holm kamm, war ein sehr artiger und feiner Mensch, der sich um Alles zu sehen und nachzufragen, alle Mühe gab. Wie selten

ist dies bey reisenden Professionisten, und woher kann wohl der Mangel entstehen, daß bey den meisten so wenig auf das, was in einer Stadt oder Land merkwürdiges ist, mit Aufmerksamkeit und verständigem Untersuchen Rücksicht genommen wird? Ich weiß zwar wohl, daß einem Professionisten, der in der Fremde ist, mehr darum zu thun ist und er sich immer zur allerheiligsten Pflicht machen soll, sein Handwerk auf das Beste zu lernen, auch die gantze Zeit der Woche hindurch arbeiten muß. Dem würde es an Zeit fehlen, sich mit Untersuchung aller Merkwürdigkeiten abzugeben, und würde er sich mit größtem Recht lächerlich machen, wenn er nur auf die geringste Art die Rolle eines Gelehrten spielen wollte. Auch halten Ihn öfters die Handwerks- und Gesellen-Ordnungen (die ich aber lieber leidige Mißbrauche nennen möchte) auf, sich auch noch außert der Profession um andere Sachen, die zum Nutzen und Vergnügen der Reisenden bestimmt sind, wahre Kentniß zu erwerben. Und woher kann wohl es kommen, daß wir Handwerker unsre Feyer-Tage lieber auf Herbergen und Schenken in einem tumultarischen Gewirre Zubringen, als uns um die Lage, Merkwürdigkeiten und Gebräuchen eines Orts zu unterrichten?

Die Eltern lassen uns in den Schuhlen, wo wir schreiben und lesen lernen müssen. Ja, wann wir dieses gelernt und uns noch nicht groß und stark genug befinden zur Profession, sendet man uns in die hohen Classen, uns mit dem Latein zu quälen, nur um Ihnen zu Hause nicht beschwerlich zu fallen. Wir lernen weder Geographie, noch Historie, noch Zeichnen, nicht einmahl Rechnen: Kentniße, die uns doch auf unsern Reisen von grosem Nuzen seyn würden.

Nach meinem Sinn sollte auch keiner vor seinem 17.—18. Jahre eine Profession erlernen. Kräfte und Überlegung mangeln öfters den meisten Lehrjungen. Dann werden und können Sie nur Anfängen gebraucht werden, und wenn Sie Ihre

Wander=Jahre antretten, so stehen sie in der ersten Werk=Stadt unwißend, mehr als Jung, denn als Gesell, da: ein Unglük, welches Sie öffters durch Ihr ganzes Leben empfinden müßen, wenn Sie nicht zu einem redlichen Meister oder Nebengesell kommen, der Ihnen als Vater Anweisung giebt und mit dero Unwißenheit in den vornehmsten und kunstreichsten Theilen der Profession Gedult hat und Sie lehrt. Da darf dann nur die stolze und handwerks=mäsige Einbildung — öfters selbst durch Gesellen eingepflantzt — dazu kommen, man seye Gesell und laße sich nicht als Jung gebrauchen —, so wird ein solcher Professionist immer ein armer Lötter bleiben.

Handwerks=Gebrauch, Auflagen, Herbergen, Grüße, Geschenke sind, wann Sie recht angewandt werden, von Nutzen; allein öffters haben sie manchen zu einem schlechten Menschen gemacht. So gut Geschenke an einen Burschen, der lange gereist und keine Arbeit bekommen, angewandt sind, so schädlich und nachtheilig sind sie für die, welche sich darauf verlaßen, und öffters muß man sie Taugenichten hingeben, die sich von diesem und vom Betteln eine tägliche Arbeit machen.

Auflagen haben meistens den Entzwek, Geld zusammen zu legen: nicht um Ordnung willen straft man, nein, um alle halbe Jahr einen Freß=Tag zuhalten. Das was ein jeder alle Wochen zur Hülfe und Unter=Stützung armer kranker Gesellen abgeben muß, ist eine vortrefliche Ordnung. Wie niederträchtig und Gottlos aber ists, wenn man (wie es an vielen Orten Gebrauch ist) alle halbe Jahr oder Jahr dieses Geld, das man für die Armen zusammen gelegt, wieder versauft. Doch, wie sollte ich nun hier von Sachen reden, denen Ich selbst angehangt bin, und öfters erfährt man erst dann, wenn man bey Hause, die Mängel und das Unanständige, dessen man sich unter Fremden ausgesetzt hat“. —

— Ueber all dem kommen wir mit Köchli leichter durch die öde Sandlandschaft an der Havel hinweg, und mit der Annäherung an Potsdam begann das Interesse neu zu erwachen. „So rohe und wilde die Gegend ist, so haben doch Kunst und Ordnung Alles angewandt, sie für das Auge reizend zu machen“. Die Paläste, voran Sans Souci, dem näher zu treten Köchli alsbald nicht lassen konnte, werden geschildert.

„Von da nun ist es nur eine kleine Streke, so befindet man sich in Potsdam. Hier nahm ich mein Quartier bey einem Feldweibel; denn die meisten Einwohner sind Soldaten. Ich hielt mich 2 Tage daselbst auf. Mein Wunsch, den Großen Friederich zu sehen, wurde mir den 15. Heümonath erfüllt. Nach anleitung meines Wirths ging Ich und der Knopfmacher aus Bremen morgen um 7 Uhr nach Sans Souci. Um 10 Uhr, um welche Stund der König meistens, wenn er gesund ist, pflegt auszureitten, brachte man Ihm das Pferdt (einen Fuchs mit weißen Füsen) auf den Hof. Kaum war es da, kamm der König in Begleit eines Offiziers und 2 Husaren aus einem Neben-Zimmer. Das Pferdt läßt sich, wenn er will auffizen, sanft herunter. Ist Er nun im Sattel, erhebt es sich langsam, und dann geht es in einem Halb-Galop, stolz — als ob es wußte, welchen es zu tragen die Ehre hätte — davon.

Starr sahen wir diesen grosen Helden an. Er ist klein und sizt ein wenig gebogen. Sein Gesicht ist braun. Sein Blik hat etwas fürchterliches. Seine Miene ist majestätisch, munter, und lebhaft ist seine ganze Stellung. Immer trägt Er die Uniform von seinem Leib-Regiment.

Unten auf der linken Seite des Palastes ist die Bestallung, woselbst 2 bis 3 Mann von den Feldjägern auffizen und dem König zum Begleit dienen. Nur eine kleine Stund daurte dieser Ritt und wir sahen diesen grosen Helden zum 2ten mahl wieder nach dem Schloß zureitten.

Sans Souci, der Siz des Helden und Philosophen, legte der König gleich beym Antritt seiner Regierung auf einem wüsten und unfruchtbahren Berge an, welcher in 6 Terrassen abgetheilt ist. Auf jeder liegen Wein=Stöke in den Mauren unter Glaß, welches dem Auge eine besondere Vorstellung macht. Das Schloß ist nur klein und ein Stokwerk hoch, allein wegen seiner Regel=mäßigkeit, Zieraten, Säulen, Statuen prachtvoll. Wenn der König nicht da ist, kann man alle Zimmer sehen. Ich nun mußte mich begnügen, es außen gesehen zu haben.

Freudenvoll, nun den grosen Friederich gesehen zu haben, kehrte Ich wieder nach Potsdam zurük und sahe mich noch ein wenig in dieser Stadt um".

So folgt denn noch Mehreres über die wichtigsten Gebäude von Potsdam, über die Köchli's Wißbegier freilich nicht Alles erfahren konnte: „Auf dem Markt steht ein pyramidischer Obelisc. Er hat 4 Seiten und ist von vielfältigem bunten Marmor. Auf jeder Seite ist ein Brust=Bild von König Friederich dem I. an bis auf Friederich II. Ich fragte den dabeystehenden Wacht habenden Soldaten, von wem die Pyramide seye aufgerichtet worden. ‚Mein lieber Freund', war seine Antwort: ‚Ich stehe hier als Soldat und nicht als Professor'. — Gut, doch ein wenig grob geantwortet". Auch den Kronprinzen, den späteren König Friedrich Wilhelm II., sah Köchli: „Den Cron=Prinz sahe Ich von der Parade gehen. Einen schöneren größeren Herren habe ich niemahlen gesehen, und kann man nun mit Recht ihn den größten unter seinem Volk nennen. Ob Er es an Weisheit auch seyn werde, kann man am Besten sehen, wenn er einmahl an die Regierung kommt".

— Nun aber wurde endlich nach der preußischen Haupt=stadt aufgebrochen.

„Sonntag Morgens den 16. Heumonath um 8 Uhr langten wir in Berlin an. Da der Knopfmacher und Ich nicht die

gleiche Herberg hatten, nahmen wir von einandern Abschied. Einen guten Reis-Kammeraden zu verlieren, hält schweer. Mein Bremmer war ein unterhaltender artiger junger Mensch, und gleich sahe Ich, daß er von gutem Hause seyn müse. Er kannte viele neueste Bücher, verstund ein wenig die Geographie und Historie.

Vieweg nannte sich der Herr, welcher mir — nur auf 14 Tag – als Obmann auf Überordnung Arbeit gab. In der kurzen Zeit meines Aufenthalts sahe Ich ein, daß dieses ein rechtschafner Mann war. Er war Schreiber in der Kriegs-Canzley und hatte eine Lese-Bibliothek. Arbeiten bey der Profession sahe Ich Ihn nicht. Mein Nebengesel war ein Magdeburger, ein stolzer und unvertragsamer Mensch!

Nach deme ich 14 Tage da war, kame Ich zu einem Herrn, der sich Jakobi nannte. So gut es bey meinem Ersten Herrn aussah, gerade so schlecht war Ich da angekommen. Ein hiziger, unfreundlicher Mann war Jakobi. Auch sahen seine Oeconomischen Umstände lange nicht so gut aus, wie bey Vieweg. Doch um Berlin zu sehen, hielt ich mich 5 Wochen bey Ihme auf.

Berlin liegt in dem Obersächsischen Krais in der Mitelmark, im Nieder-Barnimischen Kreis und ist die Hauptstadt aller Preußischen Ländern. Sie kann mit Recht unter die größten und schönsten Städte von Europa gesetzt werden. Ihre Lage ist angenehm. Der iezige König wendet jährlich auserordentlich grose Summen zur Verschönerung der Stadt auf. Brücken, Kirchen, andere offentliche Gebaude, die alle nach der neusten Bauart aufgeführt sind, sieht man von Friederich dem Grosen erbaut.

Die Stadt wird in 5 Städte eingetheilt, welche nach der Ordnung folgende sind, und die Ich an einem Sonntag fleißig durch

Berlin soll nach Herr Consistorial Rath Süßmilch Abhandlung erst im 12. Jahr-Hundert unter dem Markgrafen Albrecht dem Bären von deutschen und von denen aus den Niederlanden herberufnen Colonisten erbaut worden seyn und von einem in der Spree angelegten Damme zur Auf- oder auch Abhaltung des Wasers, dergleichen man ehedem Bär und Berlin genannt hat, diesen Nammen bekommen haben. Was ich am merkwürdigsten in dieser Stadt sahe, war das Rathhaus in der Königs-Straße. Die zierliche Brüke (Friederichs Brüke) über die Spree — keine Kosten sparte der König: die schönsten Statuen zieren sie — war lange noch nicht ausgemacht, da ich Berlin verliese. Der Spandauer Strasse, in welcher ich wohnte, ist die kostbahre Besazungs-Kirch eine gute Zierde. Der grose Dichter und Officier Kleist liegt daselbst begraben. Die Porcelan-Fabric ist nicht weit vom Cadetten-Hoff und ist ein geraumiges Gebaude. Die beste Zierde dieser Stadt ist das Friederichs - Hospital, in welchem 800 Kinder frey unterrichtet werden. Ein kleines Mädchen von 6 Jahren fand wenige Schritte hinter mir meine Uhren-Kette, die mir ausgieng, brachte Sie mir. Ich fragte: ‚Wemm hört Sie zu?‘ ‚Dem König. Ich werde hier — und wies auf das Waisenhauß — erzogen‘. Als Vorstädte dieser Stadt nennt man das Königsviertel, das Spandauer-Viertel und das Stralauer - Viertel. Mon bijou wird der schöne und geraumige Garten genennt, welchen ehedem die Gemahlin König Friedrich Wilhelm's bewohnte, und liegt in dem Spandauer-Viertel. Nicht weit von da ist das grose und berühmte Invaliden-Haus, welches König Friederich 1748 erbaute. Oben an dem Portal stehen folgende Zeilen vergoldt in schwarzem Feld:

Læso et invicto

Militi

FR. a. 1748.

600 Soldaten und 13 Offiziere werden daselbst unterhalten; mit den Weibern und Kindern aber rechnet man auf 1200 Personen, die sich darin aufhalten. Es fällt sehr schwer für einen Soldaten, darin aufgenommen zu werden. Alles, was der Ausländer in Preußen als ein alter unbrauchbahrer blessirter Soldat zu erwarten hat, ist ein Lauf-Paß, womit Er als eine Gutthat, die Ihme der König erzeigt, durch alle seine Lande ungehindert darf Betteln gehen. Der Invalid hat alle 5 Tage 6 gr. Geld, 7 ℔ Brodt, freye Wohnung und Holz, und bey diesem wird sich nun keiner allzu gute Tage machen können. Überhaubt ist unter dem Militaer alles so genau eingetheilt, daß man Friederich den Grosen auch als einen der vortrefflichsten Rechenmeister bewundern muß. Und dieses waren meine Betrachtungen bey dem Invaliden-Haus.

In Cölln nun, welches die 2te Stadt genannt wird, führt die schöne grose Lange Brücke über die Spree, auf welcher sich die Bildsäule von dem grosen Churfürsten Friederich Wilhelm zu Pferdt befindet. Unter das schönste und kunstreicheste Stük in ganz Berlin kann diese Statue gezählt werden. Das Pferdt stehet auf einem hohen Postament von schwarzem Marmor, und in der rechten Hand hält der Prinz einen Herold-Stab, mit seiner Linken den Bügel des Zaums. Man erstaunt über die Geschiklichkeit des Künstlers; die Adern und Nerven des Pferdts zeigen sich deutlich. Unten am Fußgestell liegen auf allen 4 Seiten Sclaven in Ketten. Niemahlen, so oft Ich über diese Brüke gieng, sahe Ich diese Bildsäule ohne Verwunderung an. In Cöln nun stehet das grose weitlaufige Königliche Schloß. Von der Erde an gerechnet hält es 4 Stok-Werk. Friederich der I. baute sehr viel daran, und wann Ihn nicht der Tode an seinem Plane, das Schloß zu bauen, verhindert hätte, würde solches das schönste in Europa geworden seyn. Es hat 4 Höffe und [illegible] der neuen Brüke 2 grose, mit vieler und kunstreicher

Bildhauer-Arbeit gezierte Portale. In dem äusersten Hofe gegen der Spree sind die Wohnzimmer des Königs und der Königin, vor welchen immer, wann Sie auch unbewohnt sind, 2 Reuter von der Königlichen Garde Wache halten. Unten aber sind die Höfe alle mit Soldaten besetzt. Eine Menge Kramläden sind auf den Seiten angebracht, woselbst man sich alles Nothwendige anschaffen kann. Eßwaren von allen Arten, gedörrte Schinken, kalter Braten, aller Arten Würst und verschiedene gebrandte Waser — werden hier zum Verkauf ausgesetzt. Meistens Soldaten-Weiber treiben diesen Handel, und viele sollen sich dadurch viel Geld erworben haben. Obst, das hier schön ist, kaufte ich öfters, und zuweilen eine Wurst zum Bier. In der sehr schönen Dohm-Kirche, die neben dem Schloß angebaut ist, und wo die Begräbniße der Königlichen Leichen sich befinden — hörte ich an einem Sontag-Morgen den jungen und gelehrten Hoffprediger Sack eine erbauliche Predig halten. Hier befindet sich der ehemalige Königliche Lustgarten. Der nun sehr geräumige Ort dient nun zum Paradeplaz. Schöners kann in der Welt nichts gesehen werden, als wenn hier die Regimenter aufziehen.

Es liegen in Berlin 14 Regimenter Infanterie, 4 Regiment Cannonier, das Regiment Gens d'arme zu Pferdt, und die Garde zu Pferdt, und eine Compagnie Ziethensche Husaren. Die Cannonier und Minier ziehen mit dem Säbel in der Hand auf die Parade und stehen auch also Wachte. Die Gens d'arme und die Garde zu Pferdt sind 2 der schönsten Regimenter, so man nur sehen kann. Die Erstern tragen lange weiße Röke, an deren Ende eine breite, rothe, mit Gold durchzogene Tresse sich befindet, die Weste und Hosen roth. Gerade so ist die Kleidung der leztren: nur daß Sie blaue Hosen und Weste haben. Alle haben Taschen, wie die Husaren, mit FR. gezeichnet. Die langen Säbel und langen Stiefel geben ein gutes Ansehen. Jeder Gemeine von diesen Regimentern hat alle 5 Tage 16 gute Groschen. Die berühmten Ziethenschen Husaren sahe ich

mit Vergnügen. Ihre kurze rothe Kleidung, die grose Bären-müze, die starken Schnur-Bärte und die dem Boden nach-schleppenden Säbel geben dem Mann ein recht martialisches An-sehen. Viele Handwerker-Bursche werden dadurch gereizt, Dienste zu nehmen. Nur 13 Groschen erhalten diese alle 5 Tage. Die Offizier von allen Regimentern tragen Achsel-Schnur. Für die Soldaten sind Casernen gebaut; allein viele sind bey den Bürgern einquartiert. Sie verrichten Ihnen —, woferne Sie nicht auf der Wache sind —, viele hausliche Dienste. Diejenigen, welche Professionen erlernt, arbeiten für sich selbst oder stehen bey Bürgern in Arbeit. Gerade bey Vieweg arbeitete immer ein Canonier neben mir, der sich sehr viel zu seyn bedünkte und öfters vor Einbildung ein Narr war. Wo man sich in Berlin hinwendet, erblickt man einen Soldaten. Der König soll immer zu Friedenszeiten wenigstens 199,176 Mann auf den Beinen halten, die alle Stund zum Marsch bereit sind. Die Kriegs-zucht sowohl, als die Fertigkeit in den Waaffen ist bey dem preußischen Kriegs-Heer ungemein gut, und nichts war mir ver-gnügter und welches Ich mit mehrerer Freude sehe, als an einem Sontag die Haupt-Parade. Alle Länder des ganzen Königreichs sind in Cantone oder Kraise eingetheilt, und jedes Regiment hat seinen Krais, aus welchem es die Rekruten zieht. Meistens aber werden Frömde angeworben. Landes-Kinder erhalten jährlich 9 bis 10 Monath lang Urlaub, um zu Hause die Gewerbe und Feldbau fortzusetzen. Bey allem diesem siehet man, daß das Brandenburgische Hause seine gantze Stärke in dem Militaire hat.

Nun von dem Plaz kehre Ich zu dem Merkwürdigen, was mich in der Dorothea- oder Neustadt bedünkte, zurük.

Auf der Brüke, die dahin von dem Schloß führt, hat man eine der schönsten Aussichten in ganz Berlin. Hier erblikt das Auge auf einmahl die prachtvollsten Gebäude nahe bey einandern, um welcher willen Berlin allein verdient gesehen zu werden.

Prinz Heinrich sein Pallast steht auf der rechten Seite gegen den Linden. Von ausen ist er sehr ansehnlich, und die Flügel zu beiden Seiten vergrösern Ihn ungemein. Gerade vor diesem Gebäude über stehet das grose, schöne und mit Bildhauer-Arbeit ausgezierte Opern-Hause. Diese beyden prachtvollen und mit aller Kunst angelegten Gebäude wurden von Friedrich dem II. aufgeführt. An dem Leztren über den schönen Fronten des Vorsprungs las ich folgende Inscription:

Fridericus Rex.
Apollini et Musis.

Gleich hinten an dem Opern-Haus stehet die Katholische Kirch, von besonderer Bauart! sie siehet, wie man eine Türkische Moschee zu zeichnen pflegt, aus. Oben an den 2 Eingängen ist die Leidensgeschichte in 4 Abtheilungen zierlich in Stein ausgehauen. Inwendig stehen die 12 Apostel groß und gut gemacht von Stukatur-Arbeit, nach der Ordnung abgetheilt. Gerade vor dem Opernhaus steht die Bibliothek, die wie ein Amphitheater gebaut ist, allein noch lange nicht in dem Innern zu Stande gebracht worden. Sie hat die Aufschrift: Nutrimentum Spiritus (das heißt: Speise für den Geist). Gerade bey diesen Gebäuden befindet sich der Ort, den man unter „den Linden“ nennt. Hier spazieren zu Abend im Sommer viele 100 Menschen von allen Ständen. Die Straße ist mit einer 6 fachen Allee von Linden-Bäumen besetzt. Bey trocknem Wetter wird diese Straße fleißig mit Waßer bespritzt, welches zu einem gelöchten Faß, das auf einer Schleife durch ein Pferdt gezogen wird, heraus rinnt. In Berlin muß dieser Platz das versehen, was bey uns der Linden-hoff. Buden stehen da, welche zu Nacht mit vielen Lichtern beleuchtet werden, in welchen man aller Arten von Eßwaaren kauffen kann; auch eine Menge kühlende Getränke bietet man daselbst an. Music hört man immer. Das unangenehmste ist, daß, wenn man müde ist und hat nicht viel Geld, man sich

nicht auf einen Bank hinsetzen darf, man bezahle dann 6 Pf. Denn solche werden von gemeinen Leuten und Soldatenweibern hieher alle Nächte gesetzt. — Auch der Wilhelmsplatz, der nicht weit von diesen Linden steht, kann mit Recht unter einen der schönsten Plätze von Berlin gesezt werden. Die Bildsäulen der Feldmarschälle von Schwerin und Winterfeld zieren diesen mit Linden besetzten Ort ungemein. Das Zeughauß, ein Gebäude, welches an guter Einrichtung und Pracht wenigen in Europa zu vergleichen ist, erbaute Friedrich I. Er soll ungemein viel Kosten daran verwandt haben. Es ist ganz ins Quadrat gebaut und macht dadurch einen großen Hoff, in welchem viele Munitions- und Proviant-Wagen stehen. Auf dem platten Dache stehen eine Menge Bildsäulen und Armatur-Zieraten, die dem gantzen Gebeude ein ungemein schönes Ansehen geben. Das Hauptportal prangt, wie auch alle Lichter, mit Armatur-Zieraten, und das Bildniß des grosen Königs ist auch da gut angebracht. Ich war so fräch, an einem Sontag, da Ich hinten gegen dem Gies-Haus ein kleine Thür offen sahe, hineinzugehen und erblickte daselbst eine ungeheuere Menge Feldstück, die aber alle ohn Laveten dichte zusammen lagen. Mit Forcht und Verwunderung sahe Ich dieses alles an, mußte aber, da mich ein Offizier sah und mich ernsthaft anfragte, woher Ich wäre und wie Ich hieher gekommen, also bald hinausgehen.

Die Friedrich-Stadt, welche Churfürst Friedrich III. hat anlegen lassen, ist die größte unter den 5 Städten. Die Friedrichstraß geht immer eine starke Halbstunde in gerader Linie fort. Die Leipziger- und besonders die Margrafenstraße prangen mit zierlichen Gebäuden. In Leztrer wohnte Jakobi, mein Herr.

So weit nun gehet meine Beschreibung von Berlin.

Mit Recht kann Sie unter die schönsten und grösten Städte von Europa gesezt werden. Man erstaunt über die vielen Häuser, Straßen, offentlichen Gebäude, welche unter Friederich dem Grosen

sind aufgeführt worden. In wenigen Jahren übertrifft Berlin an Schönheit alle Städte der Welt. A° 1755 zählte man 126,661 Menschen, und iezt ist die Anzahl weit gröser. Gelehrte in allen Wissenschaften, Künstler von allen Arten versammeln sich hier. Die tolleranten Gesinnungen Friedrich des Grosen geben allen Religionen und Secten sichern Schutz. An keinem Ort in der Welt kann man über alle Sachen mit mehrerer Freyheit sprechen, als gerade in Berlin.

Betteln wird man in Berlin niemand sehen. Der König hat für alle seine Provinzen eine der schärfsten Ordnungen da wider gemacht. Der Bürger muß einen Thaler Straf geben, wann er von den Häschern gesehen wird, daß er einem Bettler etwas darreicht; 6 Wochen kommt leztrer ins Arbeitshaus, das 2te mahl für ein Jahr, im 3ten für sein gantzes Leben. — Genug von Berlin".

— Am 29. August wurde Berlin verlassen und hinter Baumgartenbrück kursächsischer Boden erreicht. Aber das erste Nachtquartier „in dem gallanten Sachsen" wurde auch nur auf Stroh dargeboten, und das zweite war nicht besser, auf einem Heustock, weil sich Köchli und sein Gefährte, ein Zinngießer, fürchteten, von Soldaten, die in dieser Gegend Rekruten aushoben, mitgenommen zu werden. Selbstverständlich erweckte Wittenberg, das noch arg mitgenommen von seinen Leiden im siebenjährigen Kriege sich darstellte, die Theilnahme des Wanderers. Hatte er das Heer Friedrich's bewundert, so fehlte nun auch für die Sachsen das Lob nicht: „Schönere Truppen sieht man wohl bey keinem Fürsten, als in Sachsen, Alles große Pursche vom besten Schlag". —

„Den 2ten Septbr. kamme Ich nach Leipzig; 3 tage war daselbst mein Aufenthalt. Gerade hielten die Gesellen Gutten Montag, und ungeachtet Ich keine Arbeit annehmen wollte, hielten Sie mich gastfrey, und die Herrn selbsten erwiesen mir

sehr viel Ehre. Leipzig, die berühmteste Stadt in Deutschland besonders für Buchbinder, wegen dem grosen Verkauff und Umtausch aller deutschen Bücher, ist sehr volkreich, mit den Vor-Städten von einem weiten Umfange, und bei den 2 Mesen, die auf Ostern und Michaelis fallen, mit einer Menge Menschen angefült. Sehr schöne sind die Alleen, welche um die gantze Stadt gehen. Vor dem Peters-Thore stehet die Statue des iezigen Churfürsten. Mein erster Ausgang war auf den S. Petri-Kirchhof. Hier sahe ich mit stiller Wehmuth das Grabmahl des göttlichen Gellert's, dessen himmlische Oden und Lieder mir auch auf meiner Wanderschaft viele gute Empfindungen einflößten. Auf seinem Grabstein stehen nur die worte:

Hier liegt
Christian Förchtegott Gellert.

In der Kirch selbst aber ist Ihme von seinen Freunden von Marmor, mit seiner Büste von Silber, ein kostbares Epitafium errichtet worden.

Aller Arten von Manufacturen blühen hier. 1745, 1756, 1759 wurde die Stadt von den Preüssen eingenommen und mußte sehr grose Summen bezahlen. Die Breitkopfische Buchhandlung ist ein groses und weitlaufiges Gebäude, und überhaupt stehen auf dem Markt sehr schöne Gebäude".

— Köchli bekennt, sich in Leipzig „recht lustig" gemacht zu haben. Aber er verließ die Stadt und wanderte über Lützen, Weißenfels, wo ihm der „sehr gute" Wein schmeckte, wo sich die viel Lebensart zeigenden Einwohner „unter einander recht lustig" machen, weiter über das ansehnliche Naumburg und Saale aufwärts über das „angenehme" Jena nach dem „feinen" Städtchen Rudolstadt und nach Saalfeld auf der großen Straße, wo die Leipziger Fuhren gingen — in Gräfenthal mußten einem Wagen acht Ochsen als Vorspann dienen — nach Coburg. Diese Reisetage müssen recht munter verflossen sein. In Jena kaufte sich

Köchli für einen geringen Preis auf dem Markt gute Äpfel, und der Wein, den er in der Stadt fand, schmeckte so gut, daß er nicht wußte, wie er die drei Meilen bis Rudolstadt zurückgelegt hatte: überhaupt erschien der ganze Weg von Leipzig bis zum Main, mit seiner steten Abwechslung, den in Menge wachsenden Zwetschen, deren nicht wenig gekostet wurden, ungemein angenehm. Doch in Bamberg sehnt sich sein „aufgeräumtes Gemüth" nach Sachsen zurück. Dann folgten noch Forchheim — „Pontius Pilatus soll hier gebohren sein: lächeriches läßt sich wohl nichts denken" — und Erlangen. —

„Nach drei Stunden erreichten wir Nürenberg. Ein Peruquier, der mit uns von Erlang reiste, frisierte uns in einer Schenke vor dem Thor. Mein Windenmacher — Aldner nannte sich der liebe Reisegefährte (der andere war ein Leipziger, welchen Aldner mitnahm) — freute sich herzlich, Nürenberg zusehen, und wies mir jedes Ihme bekante Haus. Bey dem Thore schon wurde Er erkannt. Er wies mir ein gutes Wirtzhaus an, und gleich, nach deme Er seine Verwandte gesprochen, besuchte Er mich wieder. In Nürenberg liese Ich mir ein neues Kleid machen, und Aldners Schwester, die einen Zinngieser hatte, besorgte mir den Ankauff und jede Zuthat mit aller Sorgfalt und wies mir einen Schneider an, der auch in Zürich arbeitete. Niemahlen werde Ich die gütige Aufnahme und Besorgung für mich, von diesen Leuten, genug loben können.

Nürenberg ist eine grose weitlaufige Stadt, allein volkreich nicht. Die Pegniz fließt mitten durch die Stadt. Die Häuser sind meistens mit Mahlereyen ausgeziehrt. Schöne laufende Brunen sind auf vielen öffentlichen Pläzen angebracht. Das Rath-Haus und die grose Waage sind schöne Gebäude. Auf dem häuslichen Gottesdienst hält der Nürenbergische Hausvater sehr viel. Die Homannische Offizin liefert die berühmten Land-Charten, welche gantz Deutschland Ehre machen. Und kommen

nicht durch die gantze Welt die aus Metallen, Holtz, Elvenbein unzählich künstliche Dinge verfertigten Waaren aus dieser dadurch berühmten Stadt? Wer bewundert nicht die Emsikeit und den Fleiß der Einwohner? Aldner und seine Verwandten verliese Ich nun mit dankbahrem Hertzen".

— Immer näher rückte jetzt die Heimat. Schon fand der Wandrer in Donauwerth „ein sehr gutes Schweizer Kirschwasser". Sehr imponirte ihm Augsburg, „eine der schönsten Städte in Deutschland", wo er fünf Tage blieb und in den Caféhäusern immer gute Gesellschaft fand; die großen Künstler unter den Gold- und Silberarbeitern, die berühmten Kupferstecher sind erwähnt. Bis Ulm bot bei dem schlechten Wetter der offene Ulmer Wagen wenig Schutz. In Ulm war der Wirth in der Goldenen Gans früher Metzgerknecht bei Herrn Zunftmeister Steinfels in Zürich gewesen, und so erwies er sich dem Zürcher als „ein feiner Mann"; die „alte Bauart des Münsters schien Köchli „ein finsteres, kein ehrwürdiges Aussehen" zu haben. Der Kopfputz der reichsstädtischen Frauen, die sehr schön sind, erinnerte ihn an ähnliche Erscheinungen alter, vornehmer Schweizerinnen. —

„Nun setzte Ich meine Reise nach meinem Vatterland Sonntag den 24. September fort, über Engen, Riedlingen, Mengen, woselbst Ich mit einem Fuhrmann, der alle Wochen mit Korn nach Zürich fährt, nach Schaffhausen reiste. Unten an Hohentwiel giengen wir durch. Mit Verwunderung sahe Ich diese hohe Festung an. Von Stokach, einer alten, unansehnlichen Stadt, kammen wir nach Schaffhausen. Ich nahm meine Einkehr beym Schiff und hielte mich in dieser schönen und angenehmen Stadt 2 tage auf, gieng zu dem Rheinfahl, der eine kleine Streke unten an Schaffhausen liegt, und sahe, wie durch den gewaltigen und förchterlichen Fall das Waser hier wie Staub sich in die Höhe hebt. Majestaetisch ist der Anblik. Die Brüke

in Schaffhausen über den Rhein, welche ein Appenzeller, der sich Grubenmann nennt, verfertigt, ist ein groses Kunst-Stük.

Über Feuerthalen und Andelfingen ging Ich nach Winterthur. Freundschaftlich und liebreich empfing mich mein lieber Lehr-Herr Mayer. Besuchte meine Bekannten und reiste den 30. September 1780 nach Bäretschwyl. Empfand die schon lang gewünschte Freüde, meine Liebsten Eltern und liebe Schwester zu umarmen".

— Wir wissen nicht, wann der zurückgekehrte Buchbinder nun als Meister sich niedergelassen hat. Das aber geht deutlich aus diesen Aufzeichnungen hervor, daß er, zumal auch in jenen Erwägungen über die beste Weise, Handwerker heranzubilden, sittlich zu veredeln, geistig zu heben, sich sehr wohl für die künftig ihm zugewiesene Ehre eines Obmanns seines Handwerkes eignete. —

(Anmerkung zu S. 119—128. Zur Beschreibung Amsterdam's sei noch bemerkt, daß nach Köchli auch ein durchaus Anderer, unseres Jahrhunderts, sein Interesse an der Stadt aussprach. Bismarck schrieb am 6. Juni 1859 aus Moskau an seine Frau: „Diese Stadt ist ganz anders sonderbar fremdartig wie Amsterdam; aber beide sind die originellsten Städte, die ich kenne".)



Eine handschriftliche Sammlung Lavater'scher Gedichte.

Von E. Hoffmann-Krayer.

Durch die freundliche Schenkung eines ungenannt sein wollenden Gebers ist eine nicht uninteressante handschriftliche Sammlung Lavater'scher Gedichte in meinen Besitz gelangt, über deren Provenienz mir der Geber selbst keine Auskunft ertheilen konnte, und die auch mir Anfangs viel Kopfzerbrechens gemacht hat.

Die ganze Sammlung besteht aus 162 Gedichten, die von verschiedenen Händen ursprünglich auf einzelne Oktavblättchen oder Oktavbogen geschrieben waren und später zu einem Konvolut von 406 Seiten zusammengebunden worden sind. So viel ich sehen konnte, lassen sich ungefähr 20 Handschriften unterscheiden, unter denen die von Lavater selbst numerisch den zweiten Platz einnimmt. Weitaus die größte Zahl von Gedichten fällt einem andern Schreiber — wir nennen ihn einstweilen A — zu, während die übrigen Schreiber einen weniger bedeutenden Antheil haben.

Daß die Sammlung im Lavater'schen Kreise und zu Lavaters Lebzeiten, nicht etwa durch spätere Kopie gedruckter Gedichte entstanden ist, ergiebt sich in allererster Linie aus den von Lavater selbst geschriebenen Stücken; dann aber auch aus den Korrekturen, Ueberschreibungen, Datierungen von Lavaters Hand. Ferner kommt dazu der Umstand, daß sich in den meisten Fällen mehr oder weniger tiefgreifende Abweichungen von den gedruckten [illegible] hweisen lassen, sowohl bezüglich des Textes, als

auch der Adressaten und der Daten, endlich, was für uns in vorliegendem Falle das Wichtigste ist, daß sich in der Sammlung eine beträchtliche Anzahl ungedruckter Gedichte befindet.

Bezüglich der Reihenfolge haben wir keinen bestimmten Plan entdecken können, indem die Gedichte weder chronologisch, noch inhaltlich, noch nach den gedruckten Liedersammlungen geordnet sind. Man könnte daher geneigt sein, anzunehmen, die einzelnen Blätter hätten längere Zeit in buntem Durcheinander ungebunden bei einander gelegen und seien erst später von unkundiger Hand ohne vorherige Ordnung dem Buchbinder übergeben worden. Dem widerspricht aber der Umstand, daß das sich auf die ganze Sammlung beziehende Titelblatt — es trägt lakonisch genug nur den Namen „Lavater“ — offenbar von Schreiber A geschrieben worden ist und auch das im Innern vielfach vorkommende Wasserzeichen H Blum trägt. Es ist daher der Schluß wohl berechtigt, daß die Zusammenstellung von A gemacht worden ist und zwar noch zu Lavaters Lebzeiten, da sich in Niederschriften A's (S. 373, 378, 385) Lavater'sche Einträge finden.

Zur Lösung der Frage nach der Entstehung und dem Zweck der einzelnen Niederschriften war eine Konsultation des Lavater-Archivs unerläßlich; namentlich mußte der Schreiber A eruiert werden. Auf eine bezügliche Anfrage kam mir Herr Pfarrer R. Finsler freundlichst entgegen und stellte mir das ganze Archiv in zuvorkommendster Weise zur Verfügung. Zu meiner Ueberraschung fand sich nun auch dort ein gleich eingebundenes Konvolut Lavater'scher Produkte, meist in Prosa, das größtentheils von demselben Schreiber A geschrieben ist. Eine Prüfung der an Lavater gerichteten Briefe ergab als Führerin dieser Handschrift Frau Landvogt Regula Orell geb. Escher, eine schwärmerische Freundin Lavaters, deren Briefe

das sprechendste Zeugniß sind für die oft bis zur Ekstase gehende Verehrung, die der Dichter unter der Frauenwelt genoß.

Bezüglich der *andern Handschriften* gaben mir sowohl die Briefe *an* Lavater sowie die Kopien der Briefe *von* Lavater Auskunft. Die in der Gedichtsammlung nachweisbaren Handschriften finden sich sämtlich in den Briefkopien wieder, und so ist es denn sicher, daß auch die Gedichtkopien in Lavaters Hause und unter seiner Aufsicht gemacht worden sind [1]).

All diese Kopien (zuweilen sogar die Originalniederschriften Lavaters) wanderten dann an Frau Orell, die sie in ihrer Begeisterung für Alles, was von Lavater kam, wieder abschrieb oder direkt ihrer Sammlung einverleibte. Hiefür spricht auch die Stelle in einem Brief vom 16. Januar 1786 [2]): „Welch herrliche Stunden hat ich nicht in der Empfindung dessen, was du deinem Sohne schriebst.“ Da die betreffenden Gedichte erst 1790 gedruckt wurden, mußte es sich also hier um ein zugesandtes Manuskript handeln.

Die *Zeit*, in der die Sammlung angelegt worden ist, ergiebt sich ohne Weiteres aus den Datierungen; sie fällt zwischen die Jahre 1772 und 1792. Die größte Zahl von Gedichten weisen die Jahre 1776, 1784, 1786, 1787 auf, während aus den Jahren 1777 und 1791 keine Gedichte vorhanden sind.

Nachdem so die Entstehung des Sammelbandes festgestellt worden war, mußte die nächste Aufgabe ein *Vergleich der handschriftlichen mit den gedruckten Gedichten* sein,

---

[1]) Lavater hat zu Kopisten seiner Briefe und Gedichte genommen, wer gerade zur Hand war. Ich habe beispielsweise Kopien von Armbruster, Heisch, Frau Lavater-Ott, Dorothea Escher, S. Escher entdeckt. Anderes scheint von ganz ungeübter Hand geschrieben.

[2]) Sollte wohl 1787 heißen, da die Gedichte an Lavaters Sohn erst vom 4. November 1786 datirt sind. Zu Anfang eines neuen Jahres ist übr[illegible]ieses Versehen leicht erklärlich.

und da trat denn die bereits oben berührte überraschende Thatsache zu Tage, daß die große Mehrzahl in mehr oder weniger wichtigen Einzelheiten divergiren, und zwar nicht nur textlich, sondern auch bei den Titeln und Abfassungsdaten, letzteres namentlich im Sinne einer größern Ausführlichkeit bei den Handschriften. Nur wenige Blätter scheinen ganz direkte Vorlagen des Druckers gewesen zu sein; sie tragen meistens Einträge von Lavaters Hand und scheinen mithin erst nach dem Druck in den Besitz der Frau Orell gelangt zu sein. Auf die Einzelheiten unserer Untersuchung wollen wir hier nicht eintreten und nur das mittheilen, was sich uns daraus für Lavaters Gedichtsaufzeichnung überhaupt ergibt. Darnach scheint uns Lavater seine Gedichte in erster Linie selbst niedergeschrieben zu haben. Diejenigen darunter, welche an Personen gerichtet waren und an diese verschickt wurden, mußten abgeschrieben werden. Diese Kopien hat dann Lavater korrigirt, datirt, überschrieben und so entweder gleich oder später durch eine nochmalige Revision für den Druck vorbereitet. So ist es gekommen, daß fast alle Gedichte, die gleich nach der Abfassung an Frau Orell gelangten und von ihr abgeschrieben wurden, originelle Gestalt haben und vom Drucke abweichen, während die von Lavaters Kopisten geschriebenen und mit seinen Korrekturen versehenen mit den Drucken übereinstimmen.

Unter den Drucken, welche Gedichte unserer Sammlung enthalten, steht die „Handbibliothek für Freunde", deren Titelblatt in allen mir bekannten Exemplaren Lavaters eigenhändige Dedikation trägt, obenan; die zweite Stelle nehmen die „Vermischten Gereimten Gedichte vom Jahr 1766 bis 1785" ein, die Lavater ebenfalls „Für Freunde" bestimmt hat, dann kommen in numerischer Reihenfolge die „Poesien" (1781), der „Christliche Dichter" (1782/3), die „Neue Sammlung Geistlicher Lieder und Reimen" (1782), die „Christlichen

Lieder, zweytes Hundert“ (1780) und die „Lieder für Leidende“ (1787).

Alle Abweichungen zwischen Originalaufzeichnung und Druck hier zu registriren, kann selbstverständlich nicht in unserer Absicht liegen, das müßte Sache einer kritischen Ausgabe sein. Nur ein Beispiel möge angeführt sein, einestheils, weil es des Adressaten wegen einiges Interesse bietet, und anderntheils, weil es uns besonders deutlich zeigt, wie unglücklich oft die „Nachbesserungen“ Lavaters waren.

Handschrift (S. 381).	Abweichungen im Druck (Poesien Bd. II, S. 300).
An Hegner. den 8. Nov. 76.	An H. Den achten November 1776.
Auch deine Stirne trägt, du edler Jüngling	
Das Siegel Gottes.. obgleich mit hohem Blicke	Das Siegel Gottes! Obgleich mit Adlersblick
Kein Genius auf ihrer Wölbung ruht;	
Nicht Ehrfurcht ihr entschimmert — Nicht sie	
In Trunkenheit der Liebe hinreißt,	
Wer mit dem schnellsten Blick ihr	Wer mit dem schnellsten Blick Ihr nur vorübereilt.
Vorübereilt.. Sie trägt doch Siegel Gottes;	Sie trägt, ich seh' es, dennoch Gottes Siegel . .
Du bist der edlen Einer, die seinem Sohne	
Der Vater gab, eh Licht entquoll	
Dem Sturmgewölk und Nachtgebürge,	Der ersten Nacht nnd dem Gewölk der Stürme,
Das auf der Erde Trümmer lag, wie Meere!	
Du bist zu Thaten, bist zu Leiden dessen	Du bist bestimmt zu Thaten Gottes! Bestimmt zu leiden wie die Seele deß Zum Staube drückten,
Bestimmt, der Namen nicht in Seelen hat,	Der Namen nicht in keiner Seele hat,

Die vor der Erde Gründung zur Liebe,
Zur Herrlichkeit des Lichtreichs Gott wählt!

O thu und leid und blick hinüber oft
In's Unsichtbare! dem entstraltest Du!

Der Lichtstral Gottes hüllte sich in Nächte
Des Staubs und bildete nach sich die Erde,
Die ihn trägt und nährt, wie Öhl
Die zarte Flamme . . Nur unauslöschbar.

J. C. L.

Baden. 8. Nov. 76.

Die vor der Erde Gründung
Zu Freuden seiner Liebe, seiner Herrlichkeit
Zum ewigregen Streben nach Sich, nach Sich
Die Liebe! Gott! Die Liebe! Gott erwählt!
Sey Mann! Verachte nicht das Erdenwallen!
Entkeimt dem Staube nicht das Heil der Zukunft?
Sey Mann — und wirk und leid' hinüber oft
In's unsichtbare Gottesreich!
Stieg nicht aus seiner Höh herab der Strahl,
Der Seele heißt, und deinen Namen trägt?

Die sein Gefäß zu seyn, sein Tempel
Der auserkohr, der alle Sterne zählt,
Und jedes Stäubchen nennt, das von dem Fuße
Des Wanderers in heißen Sommertagen
Emporgetragen sich in Sonnenstrahlen wälzt!
Ihn, diesen Funken Gottes, trägt und nährt
Die Erde, die du oft mit richtender Verachtung
Und mit gehaltnem Grimm als Allvergifterinn
Der Menschenseelen anschaust!
Wie Oehl die Flamme nährt — nährt Erdestaub
Den Funken Gottes, der dich höher

Erhebt, als Sternenhöhen! Höher
Als wo hinauf der letzte Strahl
Des Sternenlichtes zittert —
Dämmrung ist,
Die sich verliert.

Wenn wir nun im Folgenden eine Auslese der ungedruckten Gedichte aus unserer Sammlung bieten, so thun wir das nicht, weil wir einen besonders hohen Werth auf die Lavater'sche Muse legten; Lavaters Bedeutung lag sicherlich weniger in der dichterischen Produktion, als in seinem „bedeutenden Einfluß auf seine Zeit und auf die größten seiner Zeitgenossen“; aber gerade deshalb sollte uns jede Entdeckung willkommen sein, die Licht verbreitet über die manigfachen Beziehungen Lavaters zu seiner nähern und fernern Umgebung, über die Art und Weise, wie er diese Beziehungen auffaßt und unterhält.

Wir gehen chronologisch vor.

S. 351:

Der Bäben Schultheß [1]).

Ich will willig alles leiden,
Was mir Gott zu leiden giebt.
Hatt ich doch schon tausend Freuden,
Weiß ich doch, daß Gott mich liebt!
Ich will in Gedult mich fassen!
Gott — wie kann er mich verlassen?
Alles, was der Vater thut,
Ist dem frommen Kinde gut!

Kyburg. 12. Jenn: 75.
L.

Mit Lavaters physiognomischen Studien hängt folgendes Gedicht (S. 151) zusammen:

---

1) D[illegible]kannte Freundin Göthes.

Am Tage, da Vollendungslust und Ruhpunkt
Mir Gott gab — Brüderliche Seelen —
und Gottgeliebte Schwestern am heißen
Stilldunkeln Thränentag empfieng' ich
der edeln Liebe Zeilen, die ihr sandtet.
Im unvollkomnen Schattenbild erkenn' ich
Geliebte — ehr' ich Kraft und Lieb in euch!
Die Güte selbst, mit Geist, Verstand und Witz,
Küß ich im ersten auf die Stirn . . .
des zweyten Bildes Nase gleicht der Nase
von einer Himmelsseele, die mir Gott
Zwar einen Tag nur an die Seite gab;
Erhabenheit und innre Geisteskraft
Erfüllt des Angesichtes drittes . . .
Das Vierte, miszeichnet zwar, doch ahndets mir
obgleich gemein die Stirne scheint, es dürfte
Noch Klugheit mehr, Erhabenheit und edle
Verborgne Kraft, als in den übrigen
Verschlossen seyn. Gewiß ist stille, leichte
Doch kräftig treue That im urbild.
Verzeiht, verzeihet nicht, ihr edlen Seelen
Dieß Stammeln eines schwachen Bruders
der sich der Zukunft neu um euertwillen freut.

Auf'm Land — d. 8. Febr. 76
an L (?) v. Reden zu Rheden im Hildsheimschen.

S. 353:

Fr: Pfr: Voglin.

Wer rief umsonst, der zu dir rief?
Umsonst war wessen Lallen?
Du Allmacht bist so hoch und tief,
Bist allgenugsam allen.

Und wenn man auch dich schlafend meint,
Gebeth kan dich erweken,
Und frölich wird, wer bang geweynt,
Und weg ist sturm und Schreken.

Du schafft Erquikung, Hülf und giebst,
Wo Noth dein Aug bemerket,
Der Schwache des Gedult du übst,
Wird wunderbar gestärket.

den 23. Nov: 78. Lav:

S. 49:

An Cölln.

Gruß und Kuß
Vom Haupt zum Fuß —
und viel genuß,
und überfluß
der sanftesten der Gnaden
Auf allen Dornenpfaden!

Samstag, den 14. April 1781.

Ein liebliches Bild aus seinem Familienleben bietet Lavater im Folgenden (S. 55):

An alle schreib ich allzumahl,
Seyn's viel, seyn's wenig an der Zahl —
Und einem jeden sag ich still —
Erlaubst's, wenn ich dich lieben will?
Und Euer jedes lacht mich an —
und sagt mir. was es sagen kann —
Wovon Summa Summarum ist —
„Du weißest nicht, wie lieb du bist" —
Und Euer keines zürnt's an mich,
[illegible]n ich ihm sag', Ich liebe dich.

Von vielen Dingen mancher Art —
Ist die Erzählung aufgespart!
Von Mordgewehr und Wilhelm Telln —
Erzählt Euch seiner Zeit Herr Cölln,
Von einem wunderbaren Mann,
Der kleine Alartadrian —
Von Hirschen groß und Rößlein klein
Wird viel auch noch zuhohlen [!] seyn —
Von Heinrich und Louiselein —
Von seinem Lächeln, seinem Schreyn —
Und dann und wann ein Liebeswort
Von Mama hier und Mama dort.
Aus allem dem zu sehen ist —
Daß wohl uns bey einander ist.

L.
den 27. Febr: 81.

S. 161:

An Georgethe v. d. Borch.

Wir feyren hier, so gut wir können,
der Georgette Ehrenfest —
Das heißt: wir rühmen Sie und nennen
Sie allerliebst und allerbest!
O daß wir unsrer Freuden Eine
Hinübersenden könnten dir —
Du nahe, feine, große, kleine —
(denn, wen wir lieben, nennen wir
Mit allen alten, neuen Nammen,
die niemals noch zusamen kamen)
Wir sendeten dir Zwo für Eine —
wir sendeten dir drey für zwo

Dir hüpften, Schwester, die Gebeine,
Sähst du um dich uns alle froh.

L.

den 6. Mrz. 1781.

S. 99:

Für Prinz Friederich.

den 3. Julius 83.

Aus meinen Armen, ach entrissen
ward schnell das Besste Mutterherz!
wie viel der wehmuth thränen mir entfließen
Erschöpfen all nicht meinen Schmerz!
Doch fließt auch Freudenthränen Fließet
In jene nachtentfernte Höhen
wo Tugend sich an Tugend schließet.
Nichts Leidet alles nur genießet —
werd ich sie Todesfrey und Schön —
wie Licht und Schmerzlos wiedersehn.

L.

S. 67:

Amen! amen! Ich bin und werde seyn ewiglich,
amen!
Nicht war ich und ward . . wie? weißt der
sterblichen keiner.
Aber noch bin ich nicht, ich werde erst werden,
wann Gottes
Funken des ewigen Lebens aussprühen, der Finger
mich anrührt.
Erst dann wär' o Louise, der Tag, wo du
mein gewiß, wär' er

Was du wünschest, und viele mit dir, mein
zweiter Geburtstag!

Zürich den 3. Nov:
Auf den 15. Nov: 1784 der Luise von Dessau zu übergeben von Häfeli [1]).

S. 75:

Vor einem Jahre [2]) wagten wir
In ferner Nähe Fürstin dir
des Herzens Wunsch zu sagen.
Wär er erfült, so hätten wir
in dieser nähern Ferne dir
Kein weiter Wort zu sagen.
Und ist es nicht, was wollen wir?
Wehmütig mit dir klagen.
Doch klagen nicht nur sondern flehn
mit neuem Ernst und Glauben,

---

[1]) Das Fürstenpaar von Anhalt-Dessau feierte am 15. Nov. 1784 mit der jener Zeit eigenen Ueberschwänglichkeit den Geburtstag Lavaters. Joh. Kasp. Häfeli, Schloßkaplan und Privatsekretär der Fürstin, berichtet ausführlich über dieses Fest (s. W. Hosäus, Joh. Kasp. Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau, in den Mittheil. d. Ver. f. Anhalt. Gesch. u. Alterthumsk. V [1888] 212 ff.). Obschon nun aber Lavater selbst seinen Geburtstag stets auf den 15. November ansetzt, so ist dieses Datum dennoch fraglich. In den allerdings später angelegten Geburtsregistern auf dem Zivilstandsamt steht deutlich, daß Lavater am 13. Nov. geboren, am 15. getauft sei. Worauf diese Notiz beruht, wissen wir nicht, da die alten Taufregister (im Stadt-Archiv) nur den Tauftag anführen; doch können wir uns nicht denken, daß der Schreiber des Geburtsregisters den 13. willkürlich angesetzt hätte. Von den Lavaterforschern ist unsres Wissens G. A. Müller („Aus Lavaters Brieftasche" S. 5) der Einzige, der Lavaters Geburtstag auf den 13. verlegt.

[2]) Im Herbst 1783 weilte die Fürstin längere Zeit in Zürich (s. Hosäus S. 205 fg.).

daß Sie erfahren mögen sehen
daß [!] was Sie nur noch Glauben
O Edels Fürsten Paare!
das wollen wir, das wollen wir
in unserer Schwachheit thun.
Und Gottes seegen wird auf dir
dem Fürsten Hauß und ganzen Landes [!] ruhn.

D[iakon?]. L. und Frau. Sept. 84.

S. 115:

. An Herrn Melchior Römer und Jungfrau Anna Barbara Weyermann am Tag' ihrer ehelichen Verbindung, den 25. 4. 86 [1]).

Geliebte! nun so tretet
Die neue Laufbahn an!
Wer Gutes thut und bethet
Der geht die rechte Bahn.

Kein Traum ist's . . . die Verbindung
Sie ist und bleibt geschehn!
Der Herzen Dankempfindung
Hat Gott mit Lust gesehn.

Vom Himmel kam sie nieder
Die langerseufzte Stund'
O feyrt sie, denn nicht wieder
Kömmt diese Feyerstund.

O laßt des Tags nicht Einen
Moment Euch lüstlos fliehn!
Bezeichnet wie noch keinen
Mit Dank und Freuden ihn!

---

[1]) Var[illegible] auch die Traurede; s. „Hand-Bibliothek" 1791, I, 1 ff.

Genießt mit frohem Sinne,
Was Gott Euch weiter giebt,
Und werdet täglich inne,
Wie väterlich Er liebt!

Blickt froher jeden Morgen
Die Sonne Gottes an!
Und werfet alle Sorgen
Auf Ihn, der helfen kann!

Die Hand, die Euch verbunden
Führt nie verlassend Euch —
Durch hell und dunkle Stunden
Ins thränenfreye Reich.

Des Vaters Blike feuchten [1])
In jede Nacht herab
Und Freudenzähren feuchten
Den Blik auf Tod und Grab.

S. 173:

Ein Weiser ist mir der und selbst ein Gott
Der Schmach ertragen kann und zürnt nicht gleich.
Die Zeit allein schon häuft des frevlers Schuld
Wenn Götter=Rache langsam trift, doch hart.

Maria Charlotte Amalia Ernestine Wilhelmine
Henriette Philippine gebohrne und vermählte Herzogin
zu Sachsen.

d. 22. Juli 1786.

---

1) Lies: leuchten.

S. 33:

An meinen Sohn.

Lieber! Einziger! Guter und immer Besserer! Hoffnung
Meiner Liebe! der Trennung Stunde eilet mit immer
Sichtbar schnellerm Schritte! Benutzung schneller Momente
Sey Dir Kunst der Künst' in dem Eitelkeit sprudelnden Leben!
Täglich empfindest Du mehr, so sehr du noch Jüngling bist, daß doch
Nichts als Eitelkeit ist, was die armen Sterblichen umtreibt.
Tage kommen und geh'n .. wer denkt an's Ziel und an Fortschritt?
Wir nicht so mein Lieber — Laß uns Leben ein Leben,
Unser Daseyn Daseyn und jede Wirksamkeit gut seyn!
Gut ist Eins nur, und alles, was Daseyn sichert und froh macht.

Pente bey Genf
22. Sept. 1788.

Ohne Namen von Adressaten sind folgende zwei Sprüche:
S. 297:

Sei fröhlich, Kind in deiner Jugend!
Doch froh in Unschuld nur und Tugend
Und nie bey Freuden die gereun!
Sey weise stets und gut und heiter
Mit jedem Tage strebe weiter!

Nach Tugend, nicht nach Ruhm und Schein!
Vertrau auf Gott, thu jede Pflicht,
Dann fürchte Tod und Schiksahl nicht!

L. den 14. Febr: 1784.

S. 285:

An eine [1])

Von zehn Worten Eins gesprochen —
Stets mehr geschwiegen, mehr gethan!
Gelassner, froher jede Wochen,
Geleistet, was man leisten kann;
Geflohn — was schändet und gereut —
Das ist mein Rath und Wunsch für heut!

den 28. Junii 1785.
L.

Zum Schluß noch ein undatirtes Gedichtchen, das sich S. 247 von ungeübter Hand mit Bleistift aufgezeichnet findet:

Wo die Sonne Gottes leuchtet,
Wo sein Thau die Halmen feuchtet;
Wo des Mondes Zauberlicht
Schimmert uns ins Angesicht;
Wo wir — seys in flachen Seen,
Seys in Thälern, seys in Höhen —
Wo wir Licht und Leben sehen,
Wo uns Frühlingshauche wehen,
Wollen wir uns Still mit neuen
Kinderfreuden Gottes freuen!

---

[1]) Von Lavaters Hand mit Bleistift übergeschrieben.

Das Schulwesen einer zürcherischen Landgemeinde seit der Reformation.

Von A. Farner, Pfarrer in Stammheim.



Vor der Reformation läßt sich in Stammheim keine Schule nachweisen. Der durch seinen Märtyrertod zu Baden im Aargau bekannt gewordene Untervogt Hans Wirth von Oberstammheim — er lebte von 1460—1524 — war zwar des Lesens und Schreibens kundig, kann aber diese Kenntniß durch Privatunterricht daheim oder in dem benachbarten Städtchen Stein a. R. erlangt haben. Eine kurze Notiz im Zürcher Staatsarchiv über einen „hergelaufenen" Schulmeister in Stammheim, der die jungen Knaben im Anfang des Jahres 1524 aufwies, Heiligenbilder zu „zerwerfen", die

auf freiem Feld aufgestellt waren (Strickler, Aktensammlung zur Zürcher Reformationsgeschichte I, 105), ist ein zu unsicherer Anhaltspunkt für die Annahme, daß in unserer Gemeinde damals schon eine regelrechte Schule eingerichtet gewesen sei.

Allerdings ist eine solche bald nachher sicher bezeugt. Konrad Erni, neben dem später enthaupteten Johann Wirth im 2. Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts Kaplan an der aus dem Ittingersturm bekannten Wallfahrtskapelle St. Anna bei Ober-Stammheim, lehrte seit Einführung der Reformation die Kinder „beten, schreiben und lesen". 1525 verehelichte er sich mit Margaretha Köchli von Stammheim. Die Besoldung wurde ihm nach wie vor aus den Einkünften der nun aufgehobenen Kaplaneipfrund ausbezahlt. Es ist nicht bekannt, wie viel oder wie wenig dieselbe ursprünglich ausmachte. Sein Nachfolger Konrad Frei erhielt 1561 auf wiederholte dringende Bitten vom Abt von St. Gallen, der die Collatur über die hiesigen Kirchen und Kapellen besaß, eine Aufbesserung um 5 Mütt Kernen und 30 Gulden aus dem St. Anna-Gut.

Unser Schulwesen entwickelte sich also unter dem Einfluß der Zürcher Reformation aus der Kaplanei St. Anna. Es war ein kluger, in seinen Folgen höchst segensreicher Schachzug von Zwingli, daß er diese Pfründe bei der Beseitigung des Bilderdienstes nicht aufhob, sondern ihr einfach eine andere Bestimmung gab und sie in den Dienst der evangelischen Sache zog, indem er den Kaplan mit dem Jugendunterricht betraute und dem Pfarrer der großen, aus 7 Dörfern[1]) bestehenden Kirchgemeinde als Diakon oder Helfer beiordnete. Damit war dem Abt von St. Gallen

---

[1]) Ober- und Unter-Stammheim, Waltalingen, Guntalingen, Schlattingen, Nußbaumen und Uerschhausen. Die 3 letzten, jetzt zum Kanton Thurgau gehörenden Gemeinden wurden 1828 von Stammheim abgelöst und zu eigenen Kirchgemeinden (Schlattingen und Nußbaumen) erhoben.

die Möglichkeit abgeschnitten, die Stelle anderweitig zu besetzen und hier hart an der thurgauischen Grenze den katholischen Kultus wieder einzuschmuggeln, was eine beständige Gefahr und der Anlaß zu unaufhörlichen konfessionellen Reibereien gewesen wäre. Auf der andern Seite war aber Zürich genöthigt, dem Abt, der das Recht, auch der zum Protestantismus übergetretenen Gemeinde die Geistlichen setzen zu dürfen, nie aufgab, stets einen theologisch gebildeten Lehrer an diese Stelle vorzuschlagen; einen andern hätte der Abt nie angenommen. Auf diese Weise kam Stammheim in die beneidenswerthe Lage, zu einer Zeit, wo selbst städtische Gemeinwesen sich mit schlecht gebildetem Lehrerpersonal, ausgedienten Militärs und verunglückten Existenzen aller Art begnügten, stets akademisch gebildete Lehrer zu haben.

Das Diakonat bestand von der Reformation an ununterbrochen bis 1800. Von da an einige Zeit unbesetzt, wurde es 1809 noch einmal zu einem kurzen Dasein ins Leben gerufen, um dann schon 1812 für immer einzugehen, da andere Verhältnisse andere Einrichtungen nöthig machten.

Der Diakon war neben dem Schuldienst auch noch dazu verpflichtet, an allen Gottesdiensten in der Kirche vorzusingen, jeden Samstag Abend eine Predigt oder, als diese Uebung einging, ein Abendgebet zu halten, den Pfarrer in Verhinderungsfällen unentgeltlich zu vertreten und am Nachmittag der hohen Festtage zu predigen. Einige Diakonen, wie Hs. Jakob Wehrli, 1618—1628, und Hans Heinrich Heidegger, 1628—1635, waren auch Hülfsprediger des Steinerkapitels und mußten in dieser Eigenschaft oft in andern Kirchen predigen. Darüber beschwerten sich freilich die Stammheimer mündlich und schriftlich in Zürich, indem sie geltend machten, sie bezahlen den Helfer aus ihren Kirchengütern, darum müsse er auch ausschließlich ihnen dienen. Da ließ Zürich die Frage untersuchen, ob der Schuldienst in Stammheim nicht auch durch einen weltlichen Lehrer besorgt

werden könnte, fand aber damit beim Abt von St. Gallen kein geneigtes Gehör.

Mußte die Helferstelle neu besetzt werden, so schlug der Rath von Zürich dem Abt von St. Gallen jeweilen 3 Kandidaten vor, die ihm für dieselbe tauglich schienen. Der Gewählte mußte sich dann zum Abt nach St. Gallen begeben und ihm durch ein Handgelübde Gehorsam versprechen, worauf ihm ein „Bestallungsbrief" ausgestellt wurde. Das lief nicht immer glatt ab. Hans Rudolf Bachofen, dessen „Belehnung" 1730 im Hof zu Wil stattfand, erzählt: „Die Beamten des Statthalters standen in circulo um mich herum und forderten von mir einen Eid mit aufgehobenen Fingern, den ich aber verweigerte. Sie setzten stark an, ich beharrte aber auf meiner Meinung, eher wollte ich unverrichteter Sache zu meinen gnädigen Herren zurückkehren; so viel ich weiß, haben sie es jederzeit bei einem Handgelübde verbleiben lassen. Endlich gaben sie sich auch damit zufrieden und setzten 2 Lehensbriefe auf, den einen zu meinen Handen, den andern für den Abt. Dafür mußte ich dem Substituten eine Taxe von 1 Gulden bezahlen und dem Abt 1 Dukaten Lehenzins."

Die Besoldung des Helfers betrug anno 1707: 67 Gulden 4 Batzen an Geld, 38 Malter 2 Viertel 3 Vierling Kernen Winterthurer Maaß, 5 Malter Haber, 13 Saum Wein, 250 Eier, 15 Hühner, 2 Gänse, 12 Pfund Risten, 1 Hau Holz wie jeder Bürger; „item wenn ein Diakon laßt von der Gmeind Ober Stammheim anhalten, verehrt man ihm einen Wagen mit Holtz und sind die St. Anna Pfleger schuldig, ihme ein Wagen mit Holtz in der St. Anna Pfründ Kösten zum Hauß zu führen. Vom Wintermonat biß in Meyen bringt jedes Schul-Kind täglich 1 Scheit Holtz, darauß aber die Schulstuben, so lang es von nöthen, nach Nothdurfft muß geheitzt werden."

Seine Wohnung hatte der Helfer früher in dem etwas abseits vom Dorf Ober-Stammheim, gegen Nußbaumen hin

gelegenen, einsamen Gehöft St. Anna, neben der noch bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts fortbestehenden Kapelle dieses Namens. In dieser Wohnung wurde Schule gehalten. Es läßt sich denken, wie mangelhaft der Schulbesuch zur Winterszeit war — im Sommer wurde im XVI. Jahrhundert und noch darüber hinaus überhaupt keine Schule gehalten —, wenn die Kinder aus der ganzen Kirchgemeinde da nach St. Anna hinauf wandern mußten — die meisten hatten einen Schulweg von $1/2 - 3/4$ Stunde —, und von einem Schulzwang war ja damals noch keine Rede. Darum werden wohl viele Kinder selten, andere gar nie in die Schule gegangen sein. Es wird denn auch um 1660 ausdrücklich ein Niklaus Beringer von Waltalingen erwähnt, der weder lesen noch schreiben konnte; er war aber natürlich nicht der Einzige, dem es an der elementarsten Bildung fehlte.

Als das alte Schulhaus auf St. Anna baufällig wurde, baute denn auch die Gemeinde aus dem St. Anna- und Kaplaneigut ein neues, mehr im Centrum des Kirchspiels gelegenes, die jetzt noch sogenannte „Helferei" am nördlichen Ende des Dorfes Ober-Stammheim (1637). Noch in der letzten Zeit waren dem Helfer Hans Heinrich Heidegger zwei Mal Diebe ins Haus eingedrungen, während er in der Kirche war. Anno 1788 mußte am neuen Schulhaus eine Hauptreparatur vorgenommen werden, die von der Gemeinde ganz aus ihren Mitteln bestritten wurde, da die Kirchengüter inzwischen sehr zusammengeschmolzen waren. Dieses neue Schulhaus diente seinem Zweck bis 1869, in welchem Jahr die Gemeinde Ober-Stammheim in nächster Nähe wieder ein anderes baute, und wird jetzt als Lehrerwohnung benutzt.

Im Jahr 1633 wurde im Auftrag des Seckelmeisters Wirz von Dekan Vogel in Ossingen, Pfarrer Taubenmann in Stammheim, Obervogt Wehrli, Landschreiber Zeller und einigen Vorgesetzten der Kirchgemeinde eine neue Schulordnung erlassen

und darauf vom Rath in Zürich wie von den Examinatoren beider Stände gut geheißen. Die gleiche Schulordnung wurde ungefähr zu derselben Zeit auch für Eglisau erlassen: das scheinen die beiden ersten zürcherischen Landgemeinden gewesen zu sein, die dem Schulwesen eine erhöhte Aufmerksamkeit schenkten. Die übrigen Landgemeinden erhielten erst 1658 eine gedruckte Schulordnung, die in der Hauptsache mit der unsrigen übereinstimmt. Da sie von Professor Ulrich Ernst bereits publizirt worden ist, so können wir uns darüber kurz fassen. Wir heben hier also nur die Hauptpunkte hervor:

„Der Diacon und Schulmeister soll Sommers und Winters zyt der Schul flyssig abwarten, es sygen der Kinden wenig oder vill, durchs gantze Jar, jedoch mit diser Erlütherung, die zween letzten und vier ersten Monat im Jahr soll Schul gehalten werden Vor und nach Mitag, die übrigen sechs Monat allein vor Mittentag, Winters Zyt von Morgen umb acht bis umb Einliff Uhren, Sommers Zyt von Siben bis umb zechen Uhren, nach Mittag von zwölffen bis umb drey oder vier Uhren.

„Der Diaconus und Schulmeister soll im die Kinder lassen angelegen syn, sy lieben und leeren, es syge im Läsen, schryben, bäten oder anderem so der Jugent nothwendig und zu ihrem Wolstand dienet. Inn der Schul soll er keine stecken, wie etwann beschächen, bruchen, sonder die Kind straffen erstens mit ernstlichen Worten und thröüwen, alsdann, wo es von nöthen, mit Ruthen, und söllent die Schulkinder einanderen nit mehr, wie etwann, selbst straffen.

„Welche Kinder aber begärtend im rechnen angeführt und underwissen zewerden, gegen denen soll er auch syn bestes thun, doch solches umb syn besonndere gebürende Besoldung, die solcher Kinden Elteren gegen imme zeerstatten wüssen werdent.

„Jeder Wuchen sollend zween besondere halbe Tag, als Mitwuchs und Sambstags Vormittemtag dem Catechismo oder

Kinderbricht geeignet und die Schulkinder inn demselben geübt werden.

„Alle Sonn- und Predigtag soll der Diacon und Schulmeister die Schulkinder vor der Predig in das Hus, so zu Nieder Stammheimmb allernechst by der Pfarrkilchen hierzu verordnet ist [1]), versammlen umb das ander Zeichen, mit inen das Gebät und christenlich Kilchengsang üben und sy alsdann inn züchtiger Ordnung inn die Kilchen und nach Verrichtung des Gotsdiensts widerumb inn das genante Hus führen und sy was ein jeder us der Predig behalten habe, flyssig befragen und verhören.

„Wann der Diakon am Sonntag für synen Pfarrer die Morgen Predig halten müßte, so mag er den gantzen vorgehnden Sambstag die Schul underlassen.

„Auch soll der Diacon und Schulmeister die Schulkinder so vill möglich dahin halten, daß sy uff den Gassen und Straßen züchtig syginb, auch ehrlichen und alten Lüten, besonders den Dinneren göttliches Worts, der Oberkeith unnd iren Nachgesetzten mit Entdeckung der Häübten und sonst gebürende Reverenz und Ehr erzeigind, alle Ungebüren aber mit der Ruthen straffen, wo aber daß nit helfen wurde, es iren Elteren, dem Pfarrer unnd synen Mituffsecheren oder auch einem Herren Obervogt klagen.

„Uff disere Ordnung soll ein Pfarrer zu Stammheimb flyssiges unnd getrüwes Uffsechen haben und zu dem end hin die Schul wochentlich ein oder zweymal besuchen.

„Es sollent auch der Obervogt und Pfarrer zween ald drey ehrliche Männer von den Gmeinden zu Mituffsecheren der Schul erwellen, die sambt dem Pfarrer uf das wenigist monatlich ein-

---

[1]) Es ist wohl das an der Halde liegende, jetzt von Herrn Dr. Felix bewohnte Haus, das bis in unser Jahrhundert hinein der Kirche gehörte und früher zum Aufbewahren von Zehentwein und andern [illegible]insen diente, daher auch der etwa vorkommende Name „Heuhaus“.

mahl die Schul unfehlbarlich visitirind und flyssig sich erkundigind, wie es darin stande und zugange."

Den 26. Februar 1648 wurde in Gegenwart des Obervogts Escher von Steinegg, des Pfarrers Lindinger, sowie etlicher Vorgesetzter von Stammheim, Waltalingen und Guntalingen „mit gutem Genügen" das Examen abgenommen, ein Brauch, der sich von da an jedes Jahr wiederholte. Das frühe Datum, an dem das Examen stattfand — anno 1728 fiel es auf den 3. März — beweist, daß die Schulordnung nicht in allen Theilen strikte durchgeführt wurde. Eine Oberaufsicht über die gesammte Amtsführung des Diakons wurde im XVI. Jahrhundert zuerst durch die Synode und später durch den jeweiligen Dekan ausgeübt.

In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts ist oft von Nachtschulen die Rede, die der Helfer zur Winterszeit hielt. Es war eine Singschule für die erwachsene Jugend zur Einübung von Chorälen für den Gottesdienst. Da indeß allerlei Unfug und ärgerliches Wesen daraus hervorging, wurden sie 1668 vom Antistes abgeschafft. Sie scheinen sich aber trotzdem einer großen Beliebtheit erfreut zu haben, Helfer Hottinger wehrte sich für sie und wußte ihren Fortbestand zu sichern; sie werden 1690, 1710 und 1728 wieder erwähnt.

Jakob Farner, Scherrer, Niklaus Ita und einige andere Bürger von Ober-Stammheim wollten ihren Kindern noch weiteren Unterricht zukommen lassen, damit sie in dem, was sie in der Volksschule gelernt hätten, „noch bestyfft würden" 1668. Ein Joggli Wintsch von Kemleten in der Pfarrei Illnau gab im Anfang 6, dann 16 Knaben Unterricht. Der Antistes, vor den die Sache kam, gab seine Einwilligung dazu; sie hatte aber keinen Bestand. Damit verstummten die Bestrebungen für einen Ausbau der Volksschule nach oben bis zum Jahr 1800, wo sich die Stammheimer nach dem Wegzug des Helfers Nägeli dafür verwendeten,

daß der zukünftige Helfer den Kindern, die der Alltagsschule entlassen seien und doch gern noch ein Mehreres lernen möchten, einen höheren Unterricht zu ertheilen habe. Das Ziel, das die Gemeinde damit im Auge hatte, wurde erst 1838 mit der Gründung einer Sekundarschule erreicht.

Was die Schülerzahl betrifft, so war dieselbe großen Schwankungen unterworfen.

1638 bestand die Schule im Winter aus etwa 100 Schülern,
1658 aus 155 (126 Knaben und 29 Mädchen),
1668 aus 80.

Immerhin ist eine Tendenz zu stets wachsendem Schulbesuch zu konstatiren. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts schickten die Gemeinden Ober- und Unter-Stammheim zusammen allein 160—200 Kinder in die Schule, 1796 nahmen 190 am Examen Theil. Die Ausgemeinden hatten mit der Zeit eigene Schulen gegründet.

Waltalingen	zählte	40—50	Schüler	im Winter 1796/97.
Guntalingen	"	20—25	"	
Nußbaumen	"	48—53	"	
Uerschhausen	"	18—20	"	

Während aber in Stammheim auch im Sommer alle Vormittage Schule gehalten wurde, war das in den Ausgemeinden nur je Samstag Nachmittags der Fall. Die Altersgrenze war das 6. und das 14. Altersjahr. Im Sommer kamen kaum halb so viel Kinder in die Schule, wie im Winter; auch im Anfang des Wintersemesters war ihre Zahl noch beschränkt, im Verlauf des Winters wurde sie immer größer, um im einrückenden Frühling wieder abzunehmen.

Stammheim, Waltalingen mit Guntalingen hatten Freischulen, d. h. ihr Besuch war unentgeltlich. In Uerschhausen mußten die Eltern dem Lehrer für jedes Kind, das sie in die

Schule schickten, wöchentlich 2 Schilling Schullohn zahlen. In Nußbaumen zahlte das Kirchengut dem Schulmeister 1 Gulden für jedes Kind.

Die zunehmende Schülerzahl machte auch die Anstellung vermehrter Lehrkräfte nötig. Einhundert vier und fünfzig Jahre lang hatten die jeweiligen Helfer die ganze schulpflichtige Jugend der weitverzweigten Kirchgemeinde allein unterrichtet. Da kam der treffliche Johann Rüdlinger, 1642—1662 Helfer, 1662—1680 Pfarrer von Stammheim, 1678 auf die glückliche Idee, eine Anzahl Jünglinge durch Privatunterricht zu Lehrern auszubilden und den 4 Ausgemeinden Waltalingen, Guntalingen, Nußbaumen und Uerschhausen zu Schulmeistern zu setzen (Schlattingen, das auch zu Stammheim kirchgenössig war, wurde im Schulwesen von Dießenhofen bedient). Mochten dieselben auch eine noch so mangelhafte Bildung haben, so war doch diese Einrichtung ein unverkennbarer Fortschritt für die Gemeinden, da ihre Kinder jetzt viel eher in die Schule kamen, als wenn sie einen so weiten Schulweg zurücklegen mußten. Die Schulmeister lagen den Sommer über ihrem landwirthschaftlichen Berufe ob, um im Winter Haue und Karst mit dem Schulszepter zu vertauschen. Es mochte auch etwa einer dem Handwerkerstand angehören, wie jener Hans Jakob Schmid, ein ehrsamer Schuster, der 1794 in Waltalingen die Stelle eines Schulmeisters, Meßmers und Vorsängers zugleich versah und im Uebrigen das Lob eines fleißigen, verständigen und treuen Schulmannes erntete.

Da aber die Schule in Stammheim auch nach der erwähnten Entlastung immer noch stark bevölkert war und mit der Zeit immer besser besucht wurde, überstieg es die Kraft eines Einzigen, ihr richtig vorzustehen; die Gemeinde begehrte deßhalb 1680 an der Synode in Zürich, daß ihrem Diakon über den Winter Aushülfe für die Schule beigegeben würde, ein Begehren, dem ohne Weiteres entsprochen wurde. Da aber die Besoldungsfrage

nicht geregelt war, so mußte der Helfer die nächsten Jahre wieder alles allein besorgen. Da erklärte Diakon Felix Sommerauer den 6. November 1684 im Stillstand, er sei Willens, einen Adjunkt anzustellen, wenn ihm die Gemeinde einen Theil der Kosten vergüte. Das Anerbieten wurde gerne angenommen; aber von einer Entschädigung wollte Niemand etwas wissen. Daran zerschlug sich die Sache wieder. In der Folgezeit stellte der Diakon dann doch einen Adjunkt an. Da er ihn jedoch aus eigenen Mitteln halten mußte, gab er ihm nur einen Bettellohn. 1697 entschied der Rath von Zürich, daß der Diakon dem „Schulmeister" im Winter wöchentlich 1 Gulden und im Sommer 1/2 Gulden nebst 1 Mütt Kernen im Jahr und 2 Gulden für das Vorsingen zu geben habe. 1745 gab er ihm zu der gleichen Baarbesoldung 2 Viertel Kernen und 2 Eimer Wein, 1782 3 Viertel Kernen und 2 Viertel Haber nebst 21 Gulden für 21 Wochen.

Johann Nötzli, von 1747—1771 Helfer, erhielt 1767 auf Empfehlung der Examinatoren eine Zulage von 80 Pfund, weil er ein gar gutes Lob erhalten und sein Pfrundeinkommen unter die mittelmäßigen zu rechnen sei. Auf sein Bitten bekam er von da an „aus beiden Aemtern" jährlich 40 Pfund. Dafür hielt er stets 2 Schulmeister, auch „Schuldiener" genannt, deren einen er ganz von sich aus, den andern theilweise besoldete. Von da an waren stets 3 Lehrkräfte an der Schule thätig. Die Schuldiener waren meistens Stammheimer, die vom Helfer eingeübt wurden und vor den Examinatoren beider Stände in Zürich ein Examen zu bestehen hatten.

Schon 1710, dann wieder 1737 und später noch oft wünschte Unter-Stammheim, das seine Kinder in die überfüllte Schule nach Ober-Stammheim schicken mußte, die Einrichtung einer eigenen Schule, wurde aber immer abgewiesen „wegen Mangels des Salarii". Es erreichte seinen Zweck erst, als das Diakonat aufgehoben wurde: anno 1800, mitten in den Kriegswirren,

wurde ein Haus an der Dellenstraße im Oberdorf als Schulhaus eingerichtet und versah den Dienst, bis 1849 ein neues, geräumiges und rationell gebautes Schulhaus mit 2 Schulzimmern und 2 Lehrerwohnungen im untern Theil des Dorfes gebaut wurde. Unter- und Ober-Stammheim hatten schon zu Anfang des XIX. Jahrhunderts je 2 Lehrer, wie heute noch.

Mit der bereits geschilderten Thätigkeit des Diakons in Schule und Kirche war aber seine amtliche Wirksamkeit noch nicht erschöpft. Wie die Schule immer größere Ansprüche an ihn stellte und ihn zuerst zur Trennung derselben in 5 Schulkreise und dann zur Anstellung von 2 Hülfslehrern einzig für Stammheim nöthigte, so mehrten sich auch die Anforderungen, die in kirchlicher Beziehung an ihn gestellt wurden. Eine kurze Darstellung dieser Verhältnisse wird zeigen, wie einer dieser Helfer nicht Unrecht hatte, wenn er von einer eisernen Last redet, die auf seinen Schultern liege.

Wann damit der Anfang gemacht wurde, in Nußbaumen Kinderlehre zu halten, ist nicht bekannt. Sicher ist nur, daß der jeweilige Helfer von Stammheim in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts jeden Monat einmal eine solche hielt, von 1647 an, je am 4. Sonntag eines Monats, auch eine in Uerschhausen und nach Beendigung derselben seit 1681 noch eine zweite in Nußbaumen, darum die späte Kinderlehre genannt. Es wurde eine Kinderstube als Lokal benutzt, da die Nußbaumer Kapelle nach der Reformation geschlossen und nicht mehr unterhalten wurde. Die Gemeinde ruhte nun nicht, bis die Kapelle wieder in Stand gesetzt und nicht bloß die Kinderlehre in dieselbe verlegt, sondern auch ein Morgengottesdienst mit Predigt darin abgehalten werden konnte. Es hatte aber damit seine großen Schwierigkeiten. Pfarrer Brennwald in Stammheim wurde bei den Examinatoren beider Stände in Zürich mündlich und schriftlich vorstellig, es sei Gefahr, daß der Abt von St. Gallen als

Kollator in Zukunft, wenn nur einmal einige katholische Ehen dort wären, Priester und Altar einführen möchte; ja er könnte auch die 2. Pfarrstelle von Stammheim mit einem katholischen Geistlichen besetzen, so daß die beiden Stammheim genöthigt würden, ihre Kinder auf eigene Kosten schulen zu lassen, da diese Pfrund nur ex gratia der Schule überlassen werde. Darauf wurde von den Examinatoren verfügt, der anno 1696 in Nußbaumen neu eingeführte Gottesdienst dürfe nur noch bis Pfingsten 1697 fortgeführt werden und müsse nachher wieder eingehen.

Es blieb denn auch eine Reihe von Jahren dabei. Aber die Gemeinden Nußbaumen und Uerschhausen kamen 1713, 1727 und 1733 immer wieder mit dem gleichen Begehren um Bewilligung eines sonntäglichen Gottesdienstes ein, bis ihnen endlich entsprochen wurde: Hans Rudolf Bachofen hielt den 1. Juli 1736 die erste Predigt in Nußbaumen und von da an regelmäßig jeden 1. und 3. Sonntag eines Monats Gottesdienst und je am ersten Donnerstag des Monats Kinderlehre. Dafür zahlte Nußbaumen dem Helfer jährlich 30 Gulden, Uerschhausen, das seine Kinderlehre je am letzten Sonntag eines Monats beibehielt, $7^1/_2$ (später 9) und für die Kinderlehre beide Gemeinden zusammen noch extra 3 Mutt Kernen Dießenhofer Maaß, 5 Eimer Wein Stammheimer Maaß und 4 Gulden. Endlich wurde ausgemacht, daß der Helfer an den Sonntagen, da er in Nußbaumen predige, das Mittagessen der Reihe nach in den verschiedenen Häusern des Dorfes zu sich zu nehmen habe. Da aber diese Einrichtung beiden Theilen nicht zusagte, legten die Nußbaumer am Bertelistag 1737 4 Gulden zusammen, daraus er sich alle 3 Sonntage „selber nach belieben solte verköstén", und dabei verblieb es dann für lange Zeit.

Wann in Waltalingen die Kinderlehre eingeführt wurde, ist nicht bekannt. Die Gemeinde zahlte dem Helfer dafür nach-

weislich schon seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts jährlich 6 Gulden, 12 Schilling und 20 Fastnachthühner aus dem Kirchengut der Antoniuskapelle. 1710 beschloß der Stillstand, daß die Schulmeister an den Sonntagen, an welchen in Waltalingen keine Kinderlehre gehalten werde, angehalten seien, die Kinder „im Lehrmeister- und Fragestückli z'bhöre". Eben daselbst mußte der Helfer schon in der 1. Hälfte des XVII. Jahrhunderts jeden Donnerstag eine Predigt halten, eine Uebung, die sich bis 1790 ununterbrochen forterhielt; seit 1727 wurde dabei auch gesungen. Anno 1786 reichten die Gemeinden Waltalingen und Guntalingen bei Helfer Geßner das Gesuch ein, er möchte ihnen wenigstens alle 14 Tage eine Sonntagspredigt halten. Er ging bereitwillig darauf ein, Zürich gab aber nur die Einwilligung zu einer Predigt je am 2. Sonntag eines Monats, an welchem Tag daselbst von Alters her zugleich Katechisation gehalten wurde. Der Helfer erhielt dafür aus dem Kirchengut jährlich 30 Gulden; dazu hielt ihn die Gemeinde für das Mittagessen gastfrei und gab ihm ein Pferd oder bezahlte dasselbe.

Mit der Zeit wußten es die Gemeinden Nußbaumen und Uerschhausen dahin zu bringen, daß ihnen auch noch je am 2. (ob auch am 4.?) Sonntag eines Monats ein Gottesdienst bewilligt wurde. „Da sie nun aber nicht ohne Grund besorgten, sie möchten durch die den Waltalingern auf jeden 2. Sonntag bewilligte Predigt hinfort an solchen Sonntagen in Nußbaumen keine Predigt mehr anhören können, so haben sie zu wiederholten Malen an Diakon Hans Heinrich Nägeli gesetzt, diese von ihnen schon lange genossene Predigtstunde nicht eingehen zu lassen." Sie anerboten sich, an den Waltalinger-Sonntagen 1 Stunde früher als sonst zur Kirche zu kommen und ihm dafür die Besoldung um 2 Louisdor erhöhen. Nägeli sagte ihnen zu und bezog von Nußbaumen seit 1791 jährlich 61 Gulden für seine Bemühung.

Der Helfer trug in Stammheim selbst einen dicken Kragen mit langem Mantel, in den Ausgemeinden den Mantel mit Kräglein.

* * *

Mit der Aufhebung des Diakonats anno 1800, resp. 1812, beginnt eine Zeit der Décadence. Das Schulwesen lag in der Hand von Schulmeistern, denen alle und jede höhere Bildung abging. Die wenigen Kenntnisse, die sie besaßen, holten sie sich in der „Musterschule" eines alten Praktikers in Trüllikon und der Enden. Auch mit dem Schulbesuch muß es schlimm bestellt gewesen sein, hatte es doch noch um die Mitte des XIX. Jahrhunderts in unsrer Gemeinde eine Anzahl Analphabeten, die in ihrer Jugend nie eine Schule besucht hatten. Der einzige Fortschritt, den diese Periode im Schulwesen aufweist, bestand darin, daß sich Unter-Stammheim 1800 von Ober-Stammheim ablöste und eine eigene Schule mit zwei Lehrkräften gründete. Da brach der Ustertag an, der 22. November 1830, der eine neue Aera des zürcherischen Schulwesens einleitete und das Wort zur Wahrheit machte: post tenebras lux!

Es ist schon oft gesagt worden, die Schule sei eine Tochter der Kirche. Wenn dies je an einem Ort zutrifft, so in Stammheim. Es ist allerdings ebenso unumstößlich, daß die Schule erst von der Zeit an, als sie sich von der Kirche emanzipirte, einen rechten Aufschwung nahm. Dessen ungeachtet wird kein Verständiger bestreiten wollen, daß diese beiden großen Bildungsanstalten des Volkes naturgemäß auf einander angewiesen sind, einander gegenseitig fördern sollen und ihrer Bestimmung nur dann entsprechen können, wenn sie organisch und harmonisch zusammenwirken.

* * *

Zum Schluß lassen wir noch das Verzeichniß aller Diacone der Kirchgemeinde Stammheim folgen:

1. Konrad Erni, 1524–1560.

2. Konrad Frei von Zürich, kam 1566 als Pfarrer nach Trüllikon, wo er 1586 starb.

3. Abel Werdmüller, ein Sohn des Archidiakons Otto Werdmüller am Großmünster in Zürich, kam 1577 nach Henggart, wo er 1592 starb.

4. Abraham Widmer von Horgen, war von 1566—1577 Pfarrer in Benken, wo er als Prediger nicht gefiel; dann wurde er als Helfer nach Stammheim versetzt, wo er sich mehr der Schule widmen mußte. Er starb hier 1589.

5. Hans Ulrich Blum war 1588—1589 Pfarrer in Weiach, von 1589—1600 Diakon in Stammheim, 1600 Diakon in Winterthur, 1606 Pfarrer in Wülflingen, wo er 1611 an der Pest starb.

6. Jodocus Frei, von 1600 an Diakon in Stammheim, wo er 1618 starb.

7. Hans Jakob Wehrli, Sohn des Pfarrers von Ellikon, war Pfarrer von Sirnach und Kirchberg im Thurgau, bevor er nach Stammheim kam. Er wird ein „untugenlicher und unlustiger Schulmeister" genannt, der sich besser aufs Predigen verstehe. Die Gemeinde kam deshalb um seine Versetzung ein. Der Rath ernannte ihn 1628 zum Pfarrer von Trüllikon, wo er 1636 starb.

8. Hans Heinrich Heidegger, 1628—1635 Diakon dahier, starb noch jung, bevor er das neue Schulhaus, von dem oben die Rede war, beziehen konnte. Auch er erhielt vom Obervogt und den Vorgesetzten zu Stammheim kein gutes Zeugniß.

9. Konrad Lindinger, Sohn des Pfarrers Johann Lindinger an der Spanweid bei Zürich, wurde von Affeltrangen, wo er Pfarrer war, hieher berufen. Ueb[illegible] wurde geklagt,

er sei „der Schule und des Trinkens nicht ohne Klage.“ Er starb den 19. November 1641.

10. Johann Rüedlinger, Sohn eines Messerschmids, ein vortrefflicher Mann, der dann auch 1662 auf den einstimmigen Wunsch der Gemeinde zum Pfarrer vorrückte. Er starb 1680 als der letzte dieses zürcherischen Geschlechts.

11. Hans Hottinger von Zürich, Sohn eines Schusters, seit 1656 Katechet in Wiedikon, von 1662 an Diakon in Stammheim, wo er im September 1681 starb.

12. Felix Sommerauer von Riesbach wurde 1675 mit 24 Jahren Lehrer in Altikon, dann Vikar in Neunforn und war von 1681—1728, also beinahe ein halbes Jahrhundert, Helfer in Stammheim. Auch über ihn wurden allerlei Klagen laut, „wie wenn es regnete“: er brauche in der Schule einen Stecken, womit er ein Kind an der Hand übel verletzt habe, er halte im Winter nur 4 Stunden Schule statt 6 und brauche das Holz, das zur Erwärmung der Schulstube bestimmt war, in seine Küche, während die Kinder frieren müssen. Er kaufte seinem Tochtermann die Thalmühle und betrieb sie eine Zeit lang selbst. Dafür wurde ihm von der Oberbehörde das höchste Mißfallen ausgesprochen mit der Aufforderung, inskünftig ausschließlich seinem Beruf zu leben. Er hinterließ ein ansehnliches Vermögen und bedachte den Kapitelsfond mit einem Legat von 50 Gulden.

13. Hans Ulrich Lindinger diente zuerst 10 Jahre als Vikar bei seinem Vorgänger und wurde nach dessen Ableben 1728 Diakon, aber schon nach 2 Jahren wegen geschlechtlicher Vergehungen abgesetzt, 14 Tage in den Wellenberg eingesperrt, 2 Tage „an die Stud geschlagen“ (an den Pranger gestellt) und für 10 Jahre verbannt. Er starb 1758 in Zürich.

14. Hans Rudolf Bachofen war von 1730—1745 Diakon und wurde vom Antistes schriftlich ermahnt, kräftiger zu predigen und zu katechisiren, sich der Nüchternheit zu befleißen und sich

der Jagdhunde zu entschlagen. Die Mahnung fruchtete aber nicht viel; er gab der Gemeinde an der Weihnacht 1744 durch seine Trunkenheit ein großes Aergerniß und machte sich das Jahr darauf Schulden halber aus dem Staub. Bei der Visitation von 1737 meinte er: und wenn ein Engel vom Himmel käme, so würden die Stammheimer über ihn klagen. Von 1747—1750 war er Feldprediger in Sardinien und starb 1753 im Alter von 64 Jahren in Zürich.

15. Hans Heinrich Walder war seit 1737 Pfarrer in Mammern am Untersee und wurde im Februar 1745 Helfer dahier, starb aber schon nach 2 Jahren.

16. Johann Nötzli war zuerst Hauslehrer bei seinem Onkel, Obervogt Nötzli in Laufen am Rheinfall. Da begegnete ihm das Mißgeschick, auf der Jagd einen Mann zu erschießen, in der Meinung, es sei ein Reh. Dafür wurde er mit vierjähriger Amtsentsetzung bestraft. 1734 Hauslehrer in Lichtensteig, 1745 Pfarrer in Basadingen, kam er 1747 nach Stammheim und starb hier den 7. Februar 1771. Er war ein kunstreicher Mechaniker; es wurde aber geklagt, daß er über seinen Liebhabereien die Schule vernachlässige und dann Hypochonder vorschütze.

17. Jakob Geßner, 1732 geboren, war zuerst Hauslehrer, dann Vikar in Sitterdorf, Sax und Affoltern a. A., 1771 Diakon in Stammheim, wo er den 13. Februar 1788 starb. 1773 klagten die Stillständer, er sei in Schule und Kinderlehre saumselig; er entschuldigte sich mit seiner langwierigen Krankheit; auch seien Kapelle und Schulhaus in einem so verwahrlosten Zustand, daß es weder Lehrer noch Schüler darin aushalten könnten.

18. Johann Heinrich Nägeli, geboren 1739, Sohn des Pfarrers Kaspar Nägeli in Fischenthal und Vater des berühmten Komponisten Johann Georg Nägeli, war 1763 Hauslehrer im

Pfarrhaus Marthalen, 1768—1788 Pfarrer iu Basadingen, 1788—1800 Diakon in Stammheim, 1796 Dekan des Steiner Kapitels. 1800 kam er als Pfarrer nach Leutmerken im Thurgau, wo er 1827 starb. Nach seinem Wegzug blieb das Diakonat Stammheim 9 Jahre unbesetzt.

19. Rudolf Geßner, geboren 1771, wurde 1797 Pfarrer in Mammern, 1809 Diakon in Stammheim, 1812 Pfarrer in Kappel (Kanton Zürich) und starb 1842 in Meilen.

Die letzten Tage des Klosters Rheinau.

Erinnerungen aus der Studentenzeit

von J. R. Rahn.

Schon längst sind Alle heimgegangen — wohl in den Benediktinerhimmel, um sich dort in einer Glorie zu sonnen, wie sie die Meister des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts malten.

Es sind jetzt gerade sechsunddreißig Jahre über einem Pfingstfest in Rheinau verflossen. Damals, und seither nicht wieder, durfte ich im Mönchschor der Zeuge einer weihevollen Handlung sein. Welch ein Konzert, das die Sinne bestrickte. Goldig fluthen die Sonnenstrahlen durch Weihrauchwolken, die eine flimmernde und blitzende Pracht durchwogen. Bald flackernd, bald schleifend ziehen sie kreuz und quer und ballen sich dann empor, als ob sie den Englein dort oben einen Himmel bauen müßten. Vor dem Fintanssarg, der mitten im Chore steht, wird der Kerzenglanz durch duftige Bläue festgehalten. Mit augenfälliger Geflissenheit macht sich das bunte Völklein der Chor-

---

Die nachfolgenden Aufzeichnungen sind zuerst im Jahrgang 1896 Nr. 201—205 der „Neuen Zürcher-Zeitung" erschienen. Unserem Wunsche entsprechend, diese farbenreichen Schilderungen einem raschen Vergessen, dem Schicksal aller Zeitungsartikel, zu entziehen, hat sich der Herr Verfasser entschlossen, sie, mit einigen Zusätzen versehen, im Taschenbuche zum Neudruck zu bringen. Wir glauben dadurch unsere Leser um so mehr zu befriedigen, als dem, was die Feder schildert, nun auch des Verfassers Zeichenkunst zur Seite steht.

Die Redaktion.

knaben zu schaffen. Die ruhige Mitte ist der Hochaltar, vor dem die Priester amten; alle mit goldstrotzenden Gewändern angethan, wie die Heiligen, die auf dem Retabulum stehen. Dünn und zitternd verhallt die Stimme des greisen Celebranten; aber das Orgelgebrause nimmt sie auf und leitet sie sicher in die Fugen ein. Jetzt löst sich das Wogen in schmeichelnde Akkorde auf; schrille Glöcklein haben das Sanctus verkündet. Und wieder hebt ein heller Jubel an, Instrumentalmusik und jugendfrisches Singen, das von der Empore schallt. Man sieht die Menge nicht, die hinter kunstreichem Gitterwerk die Kirche füllt. Nur frommes Gemurmel läßt sich vernehmen, dazwischen das Summen und Brummen der Glocken, das hoch von außen herüberdringt.

Ich stelle mir vor, welcher Ehre der theilhaftig ist, der solche Pfingsten im Allerheiligsten begehen darf.

Aus welchen Größen die grex civilis bestand, ist dem Gedächtniß entschwunden. Sie war nicht klein, dem Häufchen alter Benediktiner gegenüber, die sich fast ängstlich in dem Chorgestühle bargen. Nur die Lichtlein auf den Kerzen hoben die ernsten Gestalten aus dem Schnitzwerk tiefbrauner Rahmen ab. Wie oft aber die Blicke über diese Gemeinde schweiften, sie kehrten immer wieder zu einem blassen Antlitz zurück, das fromm und traurig aus der Tiefe schaute.

Als Jüngster des Convents hatte Herr Leodegarius Ineichen Stab und Inful empfangen. Dem Stifte war schon unter dem Vorgänger der Lebensfaden abgeschnitten worden. Seit 1836 hatte der Staat die Klosterverwaltung an sich gezogen und die fernere Aufnahme von Novizen untersagt. Nun stund die Ernte reif. Vielen Gütern und einem Vermögen, das sich auf anderthalb Millionen belief, lechzte der immer gierige Fiskus entgegen.

Dem Abt Leodegar ist es heiliger Ernst um den Fortbestand seines Stiftes gewesen. Kein Aufwand, keine Mühen und Bitten waren zu viel, und Opfer, die über das Maaß des Haushaltes

gegangen wären, hatte das Stift in Aussicht gestellt. Vergebliches Mühen — seine Tage waren gezählt. Ob wohl das letzte Pfingstfest im Chor von Rheinau gefeiert würde? Auf kummervollen Zügen stand diese Frage deutlich zu lesen.

Bald mußte die Ceremonie beendigt sein. Im Hörsaale war von der Pax des Maso Finiguerra die Rede gewesen; man hat einmal die Erfindung des Kupferstichs auf sie zurückgeführt. Nun sollten Sinn und Brauch mir erst verständlich werden. Ein Priester trug das leibhaftige Kußtäfelchen im Chore herum — und er hat das pax tecum auch mir gespendet.

Die Abtstafel fiel solenn und reichlich aus, dann führte die Klosterkutsche vier Gäste zur Bahn. Ein wohlgebautes Paar aus der Urschweiz hatte die Vordersitze gefüllt; die Ehre des vis-à-vis wurde mir neben einem Schaffhauser Junker zu Theil. Dieser ständige Ehrengast, der fast zu den Immobilien Rheinaus zählte, war prächtig aufgeräumt. Er kannte sich in allen Klostergeschichten aus und wußte an jedem zu flicken, der beim Fest zugegen war. Das Flötenspiel eines Musikers — ich glaube, er war von Donaueschingen gekommen — hat er mit allen Nüancen pedantischen Gebahrens und Tönens parodirt, so gefühlvoll und wahr, wie man es nur mit hereditärem Näseln und Quetschen kann.

Einsame Fahrt im Dämmerscheine ruft allerlei Gedanken wach. Ich höre wieder, wie Hymnus und Halleluja verklingen und schaue abermals zur Wölbung hinauf, wo der Benediktinerhimmel seine Glorienkreise in unabsehbare Fernen treibt. Wie toll die Heiligen mit verkürzten Beinen und Köpfen sich auf den Wolken geberden, die Attribute haben sie festgehalten, und vermöge dieser gelingt es auch, den einen und andern Patronen zu erkennen: Sankt Gall mit dem Bären und Othmar, der ein Fäßchen trägt; auf den Teufel haut Notker der Stammler los, gefiederte Wesen zeichnen S. Meinrad, Pirmin und Fintan aus. Diese Heiligen zählen zu den Vornehmen, die sich um den Ordens-

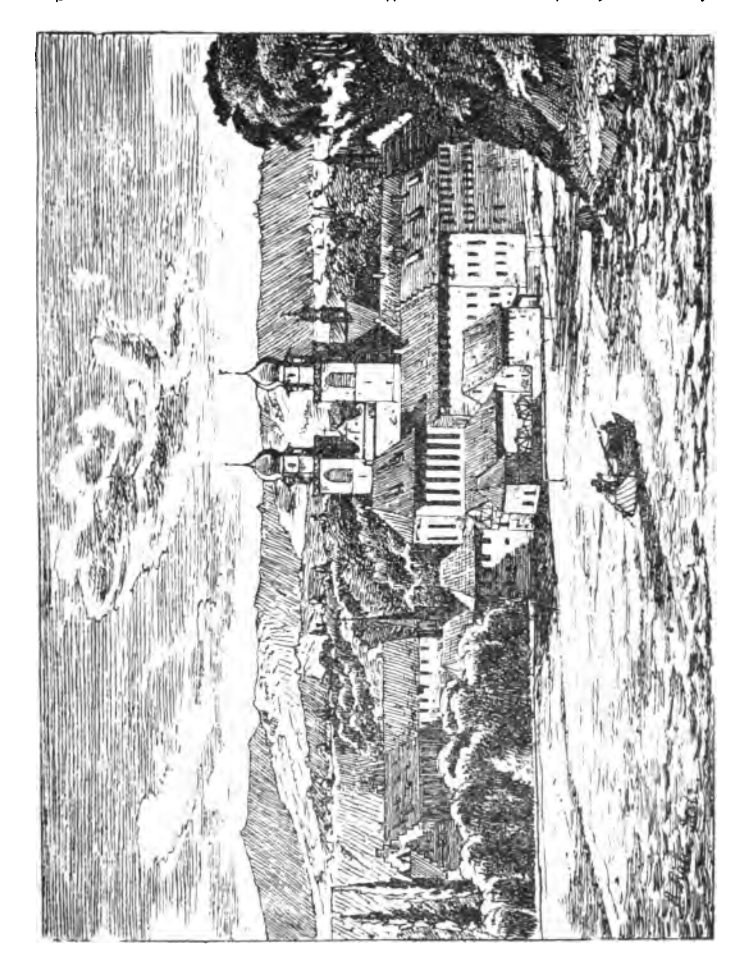
stifter schaaren, denn noch viel weiter drängt sich der Chor, bis zu den Namenlosen, die auch ihre Plätze unter den Seligen haben. Und siehe, dort, wo auf Fintans Schulter ein Täublein kurrt, hebt sich wieder ein bekanntes Häufchen hervor. Flotte Tonsuren sind früher und später getragen worden; es hat aber eine Zeit gegeben, wo die Väter Benediktiner auch im Sommer die Platte bargen — und wie sind ihre Hauben beschaffen gewesen: aus schwarzem Kuttenzeug genäht, das am Lebensabend ins Grüne stach; im Schnitte Helmen ähnlich mit hoch und scharf gerundetem Scheitel; einem Genickstück, das im Viertelskreis die Schläfen deckte und waagrecht auf dem Hinterkragen saß. Das sind die Herren, die aus Rheinau kamen.

Nicht alle sind Heilige gewesen, aber den Himmel haben sie doch verdient durch frohen, geraden Sinn und die Gastfreundschaft, die zu allen Zeiten der Stolz und Preis von Sankt Benedikts Klöstern war.

* * *

Zwei Studenten sind nach Jahresfrist einer neuen Einladung nach dem gastlichen Stifte gefolgt. Von Neuhausen ist ihr Weg landeinwärts gegangen und erst über Rheinau beim Strome wieder angelangt. Im Tagebuch von damals steht etwas von dieser Wanderung geschrieben. Vom Randen wehte eine frische Brise her, die ab und zu durch ballige Wolken fuhr, daß die Aprilsonne weithin die baumreiche Ebene beschien. Es lag eine seltsam durchsichtige Färbung in der Luft, die alles nah und plastisch erscheinen ließ, auch zwei Thurmkuppeln, die graublau über dem fernen Rande schimmerten. Sie wiesen das Ziel, denn dort liegt Rheinau in tiefer Furche versteckt. In kurzer Entfernung pilgerten zwei Frauen nach. Sie mußten weither aus dem Badischen gekommen sein, der orangefarbene Hut, ein häßlicher Strohzylinder, den die Alte trug, zeigte die Herkunft an.

Die Andere schien ein krankes Mädchen zu sein, das müd und blaß am Stabe wankte. Unverdrossen murmelten sie ihr Beten her.



Mittag war längst vorüber, als wir die Brücke betraten, die vom Badischen zum Städtchen Rheinau hinüberführt. Beim Laufen hat der Vater Rhein seinen Zornmuth ausgesprüht und hierauf eine Strecke befahren, die ihn ruhig ziehen läßt. Mit

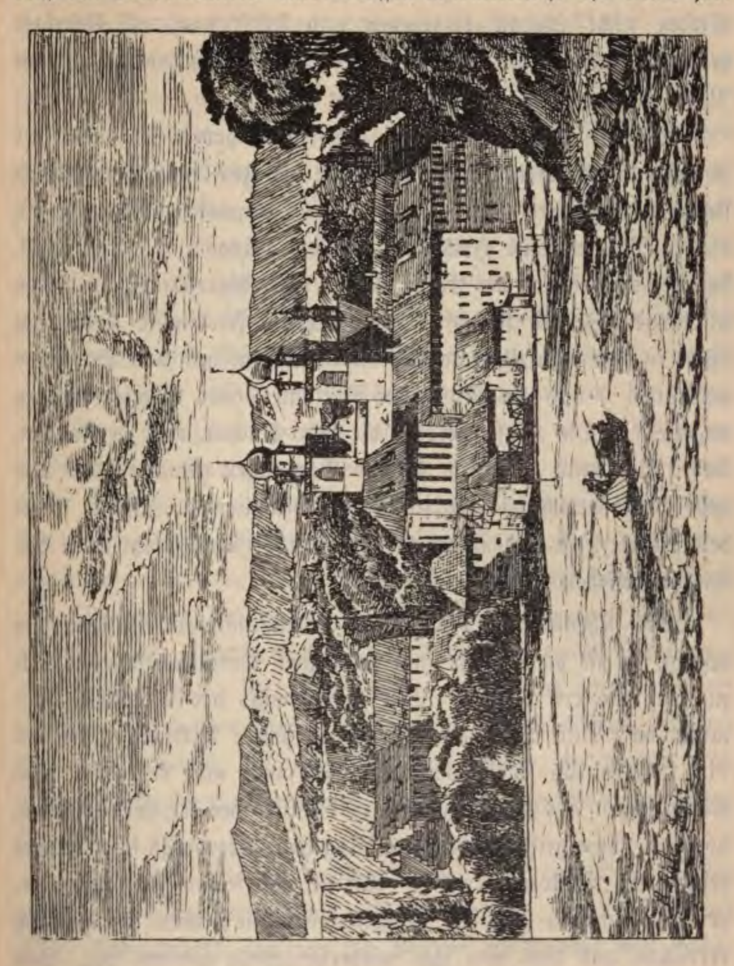
stifter schaaren, denn noch viel weiter drängt sich der Chor, bis zu den Namenlosen, die auch ihre Plätze unter den Seligen haben. Und siehe, dort, wo auf Fintans Schulter ein Täublein kurrt, hebt sich wieder ein bekanntes Häufchen hervor. Flotte Tonsuren sind früher und später getragen worden; es hat aber eine Zeit gegeben, wo die Väter Benediktiner auch im Sommer die Platte bargen — und wie sind ihre Hauben beschaffen gewesen: aus schwarzem Kuttenzeug genäht, das am Lebensabend ins Grüne stach; im Schnitte Helmen ähnlich mit hoch und scharf gerundetem Scheitel; einem Genickstück, das im Viertelskreis die Schläfen deckte und waagrecht auf dem Hinterkragen saß. Das sind die Herren, die aus Rheinau kamen.

Nicht alle sind Heilige gewesen, aber den Himmel haben sie doch verdient durch frohen, geraden Sinn und die Gastfreundschaft, die zu allen Zeiten der Stolz und Preis von Sankt Benedikts Klöstern war.

* * *

Zwei Studenten sind nach Jahresfrist einer neuen Einladung nach dem gastlichen Stifte gefolgt. Von Neuhausen ist ihr Weg landeinwärts gegangen und erst über Rheinau beim Strome wieder angelangt. Im Tagebuch von damals steht etwas von dieser Wanderung geschrieben. Vom Randen wehte eine frische Brise her, die ab und zu durch ballige Wolken fuhr, daß die Aprilsonne weithin die baumreiche Ebene beschien. Es lag eine seltsam durchsichtige Färbung in der Luft, die alles nah und plastisch erscheinen ließ, auch zwei Thurmkuppeln, die graublau über dem fernen Rande schimmerten. Sie wiesen das Ziel, denn dort liegt Rheinau in tiefer Furche versteckt. In kurzer Entfernung pilgerten zwei Frauen nach. Sie mußten weither aus dem Badischen gekommen sein, der orangefarbene Hut, ein häßlicher Strohzylinder, den die Alte trug, zeigte die Herkunft an.

Die Andere schien ein krankes Mädchen zu sein, das müd und blaß am Stabe wankte. Unverdrossen murmelten sie ihr Beten her.



Mittag war längst vorüber, als wir die Brücke betraten, die vom Badischen zum Städtchen Rheinau hinüberführt. Beim Laufen hat der Vater Rhein seinen Zornmuth ausgesprüht und hierauf eine Strecke befahren, die ihn ruhig zieben

langen Schleifen furcht er sich tief in die Ebene ein, eine Halbinsel rechts, eine andere zur Linken bildend. So willig hat der Strom nicht überall beigegeben und selbst noch ein Uebriges gethan, indem er den Raum für eine Insel ließ, welche fast die Mitte zwischen den Windungen hält.

Wo die Natur solche Bildungen schuf, haben sie immer der Ansiedelung gerufen. Dem Südrand der Insel gegenüber streckt sich der Schwaben hin. Laub- und Tannwald hüllt wie ein dichter Mantel seine Hochfläche und die Hänge ein. Ein Wall, der den Riegel von der Ebene trennt, war hinreichend, um jenen in langer Strecke sturmfrei zu machen. Ferdinand Keller hat schon in den Fünfziger Jahren ein Refugium auf dem Schwaben vermuthet [1]) und als Gast von Rheinau öftere Nachforschungen angestellt. Die Klosterherren, die sein Suchen nicht verstanden, haben sich dann wohl ihr kleines Vergnügen gemacht, das ausgehobene Erdreich mit zweifelhaften Anticaglien zu salzen. Unter den Römern ist die nördliche Halbinsel [2]) und zuletzt auch das Eiland besiedelt worden.

Als Rheinau 1777 mit aller Solemnität sein Millenarium beging, da ist dieses Fest zum mindesten Dreivierteljahrhunderte zu früh gefeiert worden. Erst zu Ludwigs des Deutschen Zeit taucht das Stift historisch auf. Eine sichere Urkunde führt den vir venerabilis Wolvene oder Wolvuni an, der 858 dem König seinen Besitz im Thurgau zu Gunsten des Klosters Rheinau übergab. Eine geistliche Niederlassung hatte allerdings schon früher bestanden; Wolven berichtet, daß sie von seinen Vorfahren gegründet, indessen über den hernach folgenden Fehden fast gänzlich vernichtet und nun von ihm wiederhergestellt worden sei. Soll

---

[1]) Keltische Vesten an den Ufern des Rheins unterhalb Schaffhausen. Mittheilungen der Antiq. Gesellschaft in Zürich. VII. 7. 179 u. f.

[2]) l. c.

daraus gefolgert werden, daß erst jetzt aus der Zelle ein wirkliches Kloster ward? Die gleichzeitige Anwesenheit des irischen Mönches Fintan, der siebenundzwanzig Jahre im Kloster wohnte und hier als Recluse gestorben ist, läßt diese Annahme als eine wahrscheinliche zu.

Wie so manches Benediktinerstift, hat auch Rheinau einer weltlichen Ansiedelung gerufen. Man hat ihre Anfänge auf eine Burg zurückgeführt, die Graf Rudolf von Lenzburg im Jahre 1126 auf dem Grund und Boden des Klosters errichtet hatte, um sich die Schutzherrschaft über dasselbe gegen die Kiburger zu sichern. Doch fehlt ein Beweis, daß dieses «castrum» sich in unmittelbarer Nähe des Klosters befand, es konnte ebenso gut weit weg auf einer Besitzung des Stiftes in der Lenzburgischen Grafschaft gelegen haben [1]). Erst im XIII. Jahrhundert treten Nachrichten über eine städtische Ansiedelung auf. 1241 war sie noch «villa» genannt, doch ist bereits von einem Thore (porta) die Rede; in demselben Jahre wird dann aber auch einer civitas nebst zugehörigen festen Werken (munitiones) und 1247 einer Brücke und eines jenseits gelegenen Thurmes gedacht. „Die Ueberbleibsel der zerfallenen Mauern und Gebäuen, — schreibt Leu — die große in die Länge und Breite sich erstreckende sogenannte Auw, die Abteilung in die Obere, Mittlere und Untere Stadt, und die besondere Namen der Gassen und Plätzen sind Anzeigen dieseres Orts Alterthum und ehemaliger Größe."

Wäre der Ausdruck «munitiones» auf eine Burg zu beziehen, so hätte diese schon 1241 bestanden. Im XIII. und XIV. Jahrhundert kommen als Besitzer die Grafen von Habsburg-Laufenburg vor; sie ist, wie P. Moriz Hohenbaum van der Meer meldet, im Jahre 1449 gefallen. Der Ueberlieferung zu-

---

[1]) Zeller, Zürch. Burgen. l. c. Bd. XXIII. Heft 7. S. 358.

folge soll sie außerhalb des südlichen vom Rhein zum Rhein gehenden Stadtgrabens gelegen haben. Nur hier, durch die Korbmauer und den vorliegenden Graben, war das Städtchen bewehrt. Innerhalb dieser Mauer steht die „Bergkirche" U. l. Frauen. 1578—1579 hat sie Abt Theobald Werle von Greifenberg von Grund aus neu erbauen lassen.

Im XVI. Jahrhundert hat das Städtchen einen gewissen Aufschwung genommen, als Edelleute: die Fulach, Brümsi und Rümlang, Greuth, Ringk v. Wildenberg, die Waldkirch und Wellenberg, die mit dem neuen Stand der Dinge ihren Frieden nicht schließen wollten, in das wieder katholisch gewordene Rheinau zogen. Mehrere Häuser, denen Staffelgiebel, Treppenthürmchen und der Wappenschmuck über dem Thore ein feudales Ansehen verleihen, sind noch aufrecht geblieben.

Wie gastlich die Herren von Rheinau waren, geht aus einem Briefchen des Abtes hervor, das nach diesem Besuch an meine Adresse gelangte: „Daß Sie bei uns wieder einige vergnügte Augenblicke erlebt haben, freut mich sehr und ich wünsche nur, daß Sie sich Ihre angenehmen Rückerinnerungen durch die ganz unnöthige Furcht nicht trüben lassen, Sie möchten uns — „zu zwei Mann" — lästig gefallen sein. Sie müssen es bei unserer Einfachheit und Unbefangenheit selbst bemerkt haben, daß dieses nicht der Fall sein konnte. Wiederholen Sie nur mit Ihrem liebenswürdigen Freunde Ihre Besuche nach Gutbefinden und seien Sie versichert, daß Sie uns stets angenehm und ein Ersatz sein werden für so manche lästige und zeitraubende Besuche, die von nicht aufrichtigen und edelgesinnten Freunden ausgeführt sind." Oder — wie es noch früher, nach dem ersten Besuche lautete: „Auch mich hat es gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen und Sie insbesondere auf jenem Gebiete der geschichtlichen Forschungen zu finden, welches in der Regel den klösterlichen Instituten am gerechtesten zu sein pflegt. Ich wünsche nur, daß

Sie den angeknüpften Faden nicht wieder reißen lassen und Ihre Besuche von Zeit zu Zeit erneuern, unsere kleine Zahl erlaubt



uns zwar nicht mehr, unseren Freunden jene Aufmerksamkeit zu widmen, welche sie vielleicht wünschen. Dafür können sie aber

bei uns so ungenirt sein, wie im eigenen Hause. Fürchten Sie darum gar nicht, daß Sie Störungen bei uns gemacht; ich muß Sie im Gegentheil bitten, unseren guten Willen für's Werk annehmen zu wollen."

Das war der Ton, in welchem empfangen wurde. Noch ehe der ersten Forderung, einer Vorstellung in den oberen Gemächern entsprochen werden durfte, stand im „Tafelzimmer" alles bereit, was zwei gesunde Scholaren erbauen mochte, dann wurde den Fahrenden ihr gemeinsames Zimmer gewiesen.

Bis zum Abenddunkel gab es noch eine geraume Frist. Sie sollte nützlich verwendet und dem Gespanen, der hier ein Fremder war, die Gelegenheit zur Umschau im Weiten und Engen geboten werden. Jenseits der Brücke war etwas wie ein Vorwerk gelegen, ein Komplex von Bauten, deren meiste für die Oekonomie des Stiftes dienten. Ihr weites Viereck umschließt einen Hof, der gegen Brücke und Kloster offen steht. Den nördlichen Zugang, wo das alterthümliche Haus zur Linken des Eintretenden die weiblichen Gäste beherbergte, schloß ein Thor. Abt Gerold II. hatte dasselbe errichten und über dem Rundbogen mit einem Aufsatze schmücken lassen, der sein und des Klosters Wappen enthielt. Geradezu stolz war der Zugang zur Insel beschaffen. Die steinerne Brücke, die sich mit vier Jochen über dem Strome spannt, ist noch vorhanden, nur die massive Balustrade mit dem Sankt Nepomuk-Standbilde fehlt und der Abschluß, der vor Zeiten dem Bilde einen so malerischen, ich möchte fast sagen ritterlichen Anstrich gab. Damals nämlich hatte noch das Brückenthor, der „Bogen" gestanden, ein zweitheiliges Thurmgebäude, niedriger der vordere Theil, der sich über dem fünften, kleineren Joche erhob und gegen den Rhein seinen Abschluß durch einen Volutengiebel erhielt. Dahinter stund quer, mit Staffeln bekrönt, der zweite Bau, an dessen Innenseite eine Steintafel das Wappen des Abtes Heinrich VIII. von Mandach enthielt.

Er mag ursprünglich allein nnd davor eine Zugbrücke bestanden haben, an deren Stelle sich erst unter Abt Theobald das Außenthor erhob. Der innere Bogen war westlich von der Schütte und Schmiede und östlich von der Bäckerei flankirt. Sie schlossen nebst der Brustwehr, die von letzterer auslief, den Hof nach Norden ab. Kloster und Kirche, die in großem Viereck den Kreuzgang umschließen, nehmen die Mitte der Insel ein, südlich so hart auf die Kante gebaut, daß der Strom in ganzer Länge die Fundamente bespült, während die Kirche noch den Raum für einen Zwinger läßt, der sich ihrer Nordflanke entlang vom Hofe bis zum Bibliotheksaal erstreckt. Dahinter dehnt sich über den Rest der Insel der Lust- oder Konventgarten mit dem Spitzkirchlein aus.

Die Gesammterscheinung des Klosters kann nicht als eine eigentlich malerische gelten; es fehlt an Abwechselung in den langen Massen und ein energischer Aufbau derselben. Fast ringsum ist das Eiland von Bauten besäumt, aus denen sich das Münster mit seinen Thürmen, ein paar Dachreiter und einige Hauptstücke erheben. Hie und da springt halb- oder dreiviertelsrund ein Treppenthurm oder ein Mauerpavillon vor, oder es setzt ein Staffelgiebel in lange Firsten ein. Wie ein Schiff, dessen Bug und Spiegel Bäume schmücken, scheint die Insel auf dem Rhein zu fahren. Aber diese Lage ist bezaubernd schön. Wer das alte Rheinau von der Höhe der Korbmauer erblickte, so tief im Grün von Wald und Reben und in smaragdener Flut gebettet, dem hat sich dieses Bild zu bleibender Erinnerung eingeprägt.

Halb sieben Uhr fand sich die kleine Gesellschaft zur Abendtafel ein, deren Aufwart die eines redlichen Bürgertisches war. Die Unterhaltung nahm ihren ruhigen Gang, bis von ungefähr ein Wort etwas hörbarer tönte. War es ein Treffer, so wußte man, von wo er zielte; anderes Vorlaute schien oft gehörter Klosterwitz zu sein. Es kam dies aber nur in Abwesenheit des

Herrn Prälaten vor und auch nur einmal habe ich ein belebteres Treiben gesehen. Das war am Vorabend jenes Pfingstfestes von 1860 gewesen. Damals, nachdem Gnaden sich schon zurückgezogen hatten, fanden sich auch Rheinauerinnen in dem Gastzimmer ein, deren Eine ein Stücklein auf der Zither zum Besten gab.

Punkt halb neun Uhr wurde in jedem Fall geschieden. Wie alle Zimmer, war auch das unserige auf einen Heiligen getauft, dessen Name, Sankt Maurus, außen über der Thüre stand. So früher Rückzug hat uns von allen Gutthaten am wenigsten gemundet, doch fand sich Rath. Aus der Prälatur war eine Inful hergetragen worden, die, der Ueberlieferung zufolge, schon auf dem Konstanzer Concil das Haupt eines Rheinauer Abtes geschmückt haben soll. Dieses ehrwürdige Stück zu zeichnen, gab manchen Zeitvertreib, für Lektüre hatte Freund Konrad Stockar gesorgt, auch war es eine Lust, hinauszuschauen, zum Sternengefunkel und tief hinab, wo der Rhein zwischen dem dunkeln Schwaben und unserer Warte majestätisch wogte. So fest wie der Grund, auf dem sie fußte, ist auch der Schlaf gewesen, das Mühlengeklapper, das von unten tönte, hat ihn nie zu stören vermocht.

Das Tagewerk fing mit neuer Umschau an. Zuvörderst, wie billig, wurde die Kirche in Augenschein genommen. An ihrer Stelle hatte bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Anlage gestanden, die in der Hauptsache noch die 1114 geweihte gewesen sein mochte. Sie ist aus Ansichten und einem Plane bekannt. Die älteste von jenen stellt eine flüchtige Zeichnung dar, die sich im Besitze des verstorbenen Herrn Jost Meyer-am Rhyn in Luzern befand. Sie trägt das Datum 1504 und ist mit den Initialen F L nebst dem Vermerke „Felix Lindtmeyer der Aldt Flachmaler von Schaffhusen" bezeichnet. Das Kirchlein, dessen Schiffe unter einem Dache stunden, erscheint hier noch ohne Thurm, seine Stelle versah ein hölzerner Dachreiter von achteckiger Form, der sich

auf dem Chorfirst erhob. Einen späteren Bestand zeigt die schon im vorigen Jahrhundert selten gewordene Radirung, die ein Murenser Konventuale, Johann Caspar Winterlin, im Jahre 1619 verfertigt hat. Hier steht nicht ganz in der Mitte der Westfront der noch vorhandene Südthurm eingebaut. Er ist unter Abt Johann Theobald Werle von Greifenberg errichtet worden, der als baulustiger Herr von 1565—1598 den Krummstab führte. Unter Theobald ist an Stelle des hölzernen Steges, den noch die Ansicht von 1504 zeigt, die jetzige Brücke erstanden; er hat jenseits derselben das Gasthaus und einen Neubau der Bergkirche errichten lassen, auf der Insel die Pfalz und die Spitzkirche St. Maria Magdalena erbaut und endlich auch das Münster erneuert. Die Anlage dieses letzteren ist aus der Kopie eines Grundrisses bekannt, die sich in den Zeichnungsbüchern der Antiquarischen Gesellschaft von Zürich befindet. Er stellt eine unregelmäßige Anlage dar, durch fünf Stützenpaare getheilt. Drei halbrunde Apsiden im Osten sind jede von ungleicher Weite, wie die Schiffe. Ein gewölbter Lettner mit drei Altären darunter schied den Chor von dem Langhause ab, dessen letztes Joch im Haupt- und dem nördlichen Seitenschiffe romanische Gewölbe hatte. Diese merkwürdige Anlage ist sammt den vielen Grabsteinen, welche auf dem Plane verzeichnet stehen, untergegangen, nur den Südthurm hat man stehen lassen. Eine Inschrift über dem Portale desselben gibt die Zeit der Erbauung an:

Ain veste burg der ewig Gott
Lob ehr vnd dank dem gäben sott
. . . .
Fünfzehnhundert zway vnd sibentzig Jar
Meins flyßigen buwens anfang war.
Darzu Hanns Wellenberg der frumm edel vest
War Buwher thätt allzeyt das best.

Dieser Thurm ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswerth: als Beleg für das zähe Fortleben des gothischen Stiles und f

ist hier der einzige Rest aus romanischer Zeit erhalten, vermuthlich das alte Kirchenportal, das jetzt vermauert in der Tiefe steht. Die Kantung ist mit einem Wulste ausgesetzt, den einfache Dreiviertelssäulen mit Würfelkapitälen tragen; ihre Deckgesimse sind mit hübschen Ranken geschmückt. Vor diesem Thurme streckt sich zwischen der Kirche und dem Schenkel des nördlichen Kreuzgangflügels das schmale „Bruderhöfli“ aus, es war der Friedhof, wo die Laienbrüder ihre Ruhestätte hatten.

Die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts ist die Zeit gewesen, da allerorts an Stelle mittelalterlicher Anlagen die großartigen Neubauten im Barockstyle traten[1]). Das Regiment in Rheinau hatte 1697 Abt Gerold II. übernommen. Er war dem freiherrlichen Hause der Zurlauben von Thurn und Gestelenburg entsprossen und solcher Abkunft gemäß auch als Bauherr groß und vornehm angelegt. Zwei Jahre früher hatte sein Bruder, der nachmalige Fürstabt Placidus von Muri die dortige Klosterkirche in einen imposanten Kuppelbau umwandeln lassen. Das mußte in Rheinau stimuliren; denn neben solchen Bauten nahm sich das alte Münster auch gar zu klein und unansehnlich aus. Der Historiograph des Stiftes, Pater Moritz Hohenbaum van der Meer, hat in seiner „Kurzen Geschichte der tausendjährigen Stiftung des freyeximierten Gotteshauses Rheinau“ das Wesetliche aufgezeichnet: „Im Jahre 1705 hat der Abt Gerold den Entschluß ins Werk gesetzt, anstatt des alten Münsters, welches seit dem Jahre 1114 gestanden, eine ganz neue Kirche zu erbauen. Er machte den 3. Brachmonat mit gewöhnlicher Feyerlichkeit den Anfang; er stellte die neue Kirche an die Seite des vom Abte Theobald aufgeführten Thurmes und ließ an der

---

[1]) 1677 Pfaevers; 1685 Fischingen; 1704 Einsiedeln; 1711 St. Urban; 1716 Münsterlingen; 1720 Katharinenthal; 1730 Engelberg; 1756 St. Gallen; 1762 St. Ursus in Solothurn.

anderen Seite einen anderen gleichförmigen Thurm hinsetzen; die Kirche selbsten aber ließ er mit verschiedenen Gemälden, mit einer großen Orgel und mit 11 Altären auszieren." Am 5. Weinmonat 1710 fand durch den Weihbischof von Konstanz die feierliche Konsekration des neu erbauten Tempels statt.

Herr Gerold mochte Großes beabsichtigt haben. Sein Münster fiel auch reich und stattlich aus, aber es ist ihm nicht viel Sonderbares nachzurühmen; der fürstliche Herr Bruder in Muri hatte einen besseren Griff gethan. Die Kirche von Rheinau läuft unter vielen Barockbauten gewohnten Schlages mit. Sie ist groß und hell; auf das Vornehme und Weiträumige haben sich damals alle Baukünstler verstanden und immer den Pomp entfaltet, wo er am Platze ist. Man sieht, wie er sich nach dem Allerheiligsten steigert. Für den Laien ist es durch ein prächtiges Gitterwerk abgeschlossen, als dessen Verfertiger sich zwei Konstanzer Schlosser mit Namen und der Jahreszahl 1732 verzeichnet haben. Jenseits herrscht gehaltene Pracht. Das tiefbraune Gestühl rahmt die westliche Hälfte des Chores ein, wo der Schmuck des Fintanssarges — auch diesen hatte Abt Gerold im Jahre 1710 erstellen lassen — ausführlich die Legende dieses Lokalheiligen erzählt. Dann hellt es wieder; in lauterem Tage schimmert und blüht die goldene und farbige Pracht, die ihre höchste Steigerung in dem mächtigen Aufbau des Hochaltares erreicht.

Eine Szene intimster Art spielte sich ab, als wir die Sakristei betraten. Zwei Buben, schon halb zum Altardienst gerüstet, rauften zwischen den Pfeilern herum. Sie mußten des Ornates wegen sich in die Haare geraten sein und zwar so gründlich, daß sie nicht einmal unseren Führer gewahrten. Erst die Belehrung, die der mittlerweile herzugetretene Meßpriester mit fühlbaren Argumenten unterstützte, kühlte die Wildfänge ab, die hierauf sittig zum Amte folgten. Im Tagebuch sind einige Merkwürdigkeiten aufgezählt di[illegible] [illegible]ristei

gewiesen wurden: ein noch vorhandenes Meßgewand, das aus dem Allerheiligenstifte in Schaffhausen stammte, eine ebenfalls spätgothische Monstranz [1]) und der Fintansbecher, über den man lesen möge, was im Jahrgang 1884, Seite 6, des „Anzeigers für Schweizerische Alterthumskunde" steht. Es schmerzt, dieses Stück, „kein Kunstwerk, aber ein bemerkenswerthes, seltenes mittelalterliches Geräth," für immer entfremdet zu wissen. Im Inventar von 1835 steht es auf 14 fl. und 13 ß. gewerthet; für 30,000 Fr. hat es 1884 der Krösus Rothschild in Frankfurt a. M. gekauft. Den gleichen Weg haben andere Kleinode genommen: der sogenannte „Teufelskelch" aus der katholischen Sakristei von Winterthur und die Capita der hl. Mauritius und Fintan, welche die Rheinauer verkauften. Daß der eine dieser Köpfe romanischen Ursprungs und der andere spätgothisch ist, hatten die Inventaristen, wie die Käufer übersehen, welchem Umstande denn auch allein ihre Rückkehr in die Heimat verdankt werden muß.

Während im 17. und 18. Jahrhundert dem Bau der Kirche zumeist auch eine Erneuerung der klösterlichen Anlage folgte, gaben die Herren von Rheinau sich noch geraume Zeit mit ihren alten Behausungen zufrieden. Ende 1604 ward der Bau der noch bestehenden Abtei und 1628 der eines neuen Conventes begonnen worden, welch letzterer seine vollständige Ausstattung indessen erst 1632 erhielt. Es sind also damals auch der Südflügel und der westliche Arm des Kreuzganges mit ihrem origiginellen Fensterwerk entstanden. Der alte Ostflügel dagegen bestand noch fort, bis Gerold II. auch hier für Wandel sorgte. Das war seit 1711 der Fall, als der südliche Konventflügel verlängert und die stattliche Ostfronte errichtet wurde, die mit dem „Kardinalstock" im Süden und der Bibliothek gegenüber

---

[1]) Sie muß, dem Inventar im Zürcher Staatsarchive zufolge, nach der Aufhebung an die Pfarrgemeinde Winterthur gekommen sein.

die ganze Breite der Insel einnimmt. Fünfzehn Jahre später ließ derselbe Prälat an Stelle einer unregelmäßigen Gebäudefolge, die bisher den äußeren Hof nach Süden begrenzt hatte, den großen Saal nebst mehreren Wohnungen für Gäste errichten. Nachdem dann noch 1752 auf 1753 ein Neubau der St. Felix- und Regulakirche stattgefunden hatte, stund das Kloster in dem Umfange da, wie es in der Hauptsache noch jetzt sich zeigt[1]).

1862 waren nur noch der westliche und südliche Theil des Klostervierecks bewohnt. Der Ostflügel, der ehedem als Schule und Novizenhaus gedient hatte, stund jetzt leer. Der westliche Flügel, das „Hofgebäude" war außerhalb der Klausur gelegen. Er enthielt im ersten Stock den Speisesaal für Gäste; in dem anstoßenden „Hofdienerzimmer" wurden kleinere Leute und ein Theil des Dienstpersonals bewirthet. Noch weiter gegen die Kirche zu hatte der Pater Großkeller sein Wesen. Unvergessen soll auch ein blasser Schneider sein, der einsam in einem Hinterzimmer Neues und Flick für Patres und Fratres besorgte. Dieser Raum war vor Zeiten die Hofkapelle gewesen und durch einen Erker mit zierlichen Maßwerkfenstern ausgezeichnet, der halbrund gegen den Kreuzgarten vorsprang. Im zweiten Stocke befand sich die Prälatur. Durch die nunmehr zerstörte Hofkapelle, die am Nordende lag, war sie in unmittelbare Verbindung mit der in die Kirche vorspringenden Abtsloge gesetzt. Ein langer, schmaler Gang führte mitten zwischen den Zimmerreihen hindurch. Er war so sparsam beleuchtet, daß Pater Benedikt uns deßhalb eine besondere Warnung zu schulden glaubte. Der alte Schutzgatter hatte erfahren müssen, daß hier Vorsicht am Platze sei. Beim Urlaub von dem Abte war er zu rasch

---

[1]) Aufschlüsse über alle Einzelheiten dieser Unternehmungen wird Herr cand. phil. Erwin Rothenhäusler demnächst in seiner „Baugeschichte des Klosters Rheinau" veröffentlichen.

um die Ecke gestoßen und hiebei im Konflikt mit einem altfränkischen Kasten zu der Schramme gekommen, die jugendfrisch die Stirne malte. In dem Vorflur hing eine große Tafel, auf der die Wappen der Stifter und aller Aebte prangten[1]).



Nun biegen wir rechts. Ein schwarzes Gatter hat sich aufgethan und wieder geschlossen — clausura. Der Beschließer, oder einer der Patres, die auch den Schlüssel führen, sind zwar allezeit zum Auslaß erbötig; man steckt aber doch hier drinnen und wer Weltkind ist, dem kommt auch ein kurzes Warten befremdlich vor. Die Decke des langen Korridors ist bunt bemalt.

[1]) Jetzt auf Schloß Sonnenberg im Thurgau.

An den Wänden sind Staatskalender, Bildnisse von Heiligen, Stiftern und anderen Gutthätern aufgehängt. Die Zellen, die den Nebenzimmern gegenüber auf der Rheinseite liegen, weisen eine einfach behagliche Ausstattung auf, die gleich die Art und Neigung der Insaßen verräth. Waidmannslust dämpft auch die Kutte nicht, das zeigt die Flinte, die zwischen den Bildern hängt. Es kommt nun, daß ein Weih über dem Schwaben und bald auch über dem Strome treibt. Er hat den Klosterfrieden durch manchen Stoß auf Hennen und Küchlein verwirkt. Ein Blitz und ein Knall — der Räuber stürzt und schmunzelnd zieht der Schütze das rauchende Rohr aus dem Fenster zurück. Physikalisches Laboriren und Experimentiren sind des Pater Großkellers Zeitvertreib gewesen. Tisch und Gestelle waren mit Gläsern und was für Hundertkram besetzt, sogar ein Photographenapparat hatte sich hieher verirrt. Es war nicht immer wie Blumenduft und Waldeswürze, wonach es in diesen Klausen roch, aber das hatte seinen Grund: ein frischer Wind weht stets dem Rheine nach und fordert, daß die Bewohner dieses Flügels im Gebrauch der Fenster behutsam sind. Das hatte auch der Pater Subprior lernen müssen. Kaum froh geworden über die Predigt, die für den kommenden Festtag geschrieben war und nun zum Trocknen auf dem Simse lag, mußte er sehen, wie ein Windstoß die Blätter erfaßte und sie unbarmherzig auf die Fluten wirbelte.

Es geht zu Tisch. Das „Tafelzimmer", wo regelmäßig gespeist wurde, wies keine sonderlichen Zierden auf. Ordnung herrschte überall, aber ohne den wohligen Reiz, den eben nur Frauenhände zu spenden vermögen. Punkt 11 Uhr fing die Mahlzeit an, was nach einem langen Morgen recht willkommen war. Nach dem benedicite, das mit kurzen Responsorien endigte, wurden die Plätze eingenommen. Ich wußte nicht, daß sie den Honoratioren noch extra bereitet würden und habe

insgeheim den Kammerdiener bewundert, wie er Schub und Dienst so schlank versah. Auch die Aufwart bewies, daß alter Brauch hier fortbestand. Vor jedem Gedecke erhob sich ein Schoppen, der, nach seinem Kaliber zu schließen, noch aus der Zeit vor dem Sonderbundskriege stammen mußte. Diese Schoppen sind aber nur Vorposten gewesen; Riesenflaschen, in denen roth und golden der berühmte Korbwein blinkte, wurden später aufgetischt.

Zu dieser Mittagstafel fand sich Herr Abt Leodegar täglich ein. Ich habe selten einen würdigeren Prälaten gesehen. Im Mittelmaaß von Größe und Fülle war der gnädige Herr gebaut, lässig aufrecht, wenn er repräsentirte. Die Vornehmheit hatte die Natur seiner Haltung und den Zügen aufgeprägt. Der weiche Haarwuchs war schon über die hohe Stirn zurückgewichen. Darunter schauten zwei dunkle Aeuglein klug hervor, ihrem Blick ist nichts entgangen und wen er traf, der fühlte den scharfen Verstand heraus. Der Grundzug des blassen Gesichtes ist milder Ernst, oft melancholisches Sinnen gewesen; zuweilen hat ein überlegenes Lächeln auf dem fein geschnittenen Munde geschwebt. Der schwarze Habit und das Brillantenkreuz, das an goldener Kette über der Brust herunterhing, hoben diese Erscheinung stolz hervor.

Ich weiß nicht, was mir den Platz an der Ehrenseite Sr. Gnaden verschaffte; es blieb aber dabei und so habe ich denn bei jeder Tafel die Unterhaltung des Vornehmsten und Geistvollsten genießen dürfen.

Die Sorge um das Stift hat sich wie ein rother Faden durch sein Reden gezogen. Mit sittlicher Entrüstung sprach er über die Unbill, die Rheinau widerfuhr. Das Kloster war durch die Mediationsakte von 1803 zum Kanton Zürich geschlagen worden uud seinen Fortbestand hatte das unter dem Schutze des Wiener Kongresses stipulirte Bundesgesetz vom

7. August 1815 verbrieft, in dessen § 12 es heißt: „Der Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Sicherheit ihres Eigenthums, soweit es von den Kantonsregierungen abhängt, sind gewährleistet". Allein das hinderte nicht, daß Stück für Stück des Stiftes Rechte gelockert und schließlich Gewalt vor Recht, der Plan zur Aufhebung offen proklamirt worden ist. Für einmal hatten ihm seine auswärtigen Besitzungen noch ein kümmerliches Fortleben gefristet. Kraft des Epavenrechtes, das der Landeshoheit über den Grundbesitz aufgehobener fremder Stifter, wie über Strandgut zu verfügen gestattet, wären Baden die auf seinem Territorium befindlichen Liegenschaften Rheinaus zugefallen. Ein Staatsvertrag vom 6. Dezember 1856 hat diese Ansprüche beseitigt, es dauerten aber die Unterhandlungen über Anderes fort und ihrem Austrage sah man in Rheinau mit begreiflicher Spannung entgegen.

Es kam noch mehr zur Sprache, von den Schritten, welche einflußreiche Freunde und Gönner des Klosters bis zum Throne Napoleons III. geführt hatten und wie unermüdlich des Abtes Bemühungen bei den zürcherischen Regenten waren. „Wir wollen keine Klöster mehr im Lande haben", lautete Alfred Eschers Bescheid; ein anderer Regierungsrath, er war von süßerer Sorte, hatte zum Empfang des Herrn Prälaten für eigens frommen Zimmerschmuck gesorgt und auf dem Tische sogar Gall Morels Gedichte aufgelegt. Bei einer folgenden Visite haben andere Bilder die Wände, aber wiederum glatte Worte die Unterhaltung geschmückt.

Weiter unten pflegte Pater Joseph, der ehemalige Küchenmeister von Ittingen zu tafeln, ein alter Hypochonder, aus dem sich nicht viel fragen ließ. Seinen ständigen Platz dem Abte gegenüber nahm der Pater Großkeller ein. Sein Attribut ist ein Glöcklein gewesen; es sollte Tafelschluß verkünd[...] welchem Gnaden einen Wink erteilten, doch kam m[...]

Zeichen mehr wie ein solches zum Nachguß vor. Ein mannhafter Priestergreis ist der Pater Prior gewesen, so recht das Gegenbild zu dem stillen, frommen Subprior, dessen freundlicher Gruß die einzige von ihm vernehmbare Rede war. Vertraute haben ihn den „Schwabenapostel“ genannt, weil er unermüdlich den Pilgern von draußen die Beichte hörte. Nur ab und zu nahm auch ein frischer, sympathischer Weltmann den Platz am Tische ein, ein Bündner, der achtzehnjährig nach Rheinau gekommen und hier einer schwierigen Zwischenstellung mit Takt gewachsen war. Er waltet noch jetzt im Kloster, so gastlich, daß selbst ein Altgewohnter bei ihm die Kluft zwischen Einst und Jetzt vergessen könnte. In jener Gegend hatte sich Stockar seßhaft gemacht, sie war die Seite, wo der Korbwein am schönsten blühte. Ein Herr mit hellem, fast pfiffigem Kopf, der sich und Andere stets zum Lachen brachte, hat meinem Freunde gegenüber gesessen. Tabak und Musik sind dieses Pater Ambrosius Erdenlust gewesen. Ohne die Pfeife im Mund und eine Geige unter dem Arm hat man ihn selten in den Klostergängen wandeln gesehen. Wen er mochte, den hat Herr Ambrosius kurzweg geduzt.

Und nun Herr Nachbar rechts: er nimmt im Klosterkatalog die siebente Stelle ein als «P. Benedictus Rösler, Suevo-Badensis ex Stühlingen». Mit der Heiligkeit des Namenspatronen mochten weder sein Wesen, noch seine Erscheinung verwechselt werden. Er war von gutherzigem Schlag, leutselig und der Pflichten des Mönches bewußt, nur hat er sich zu sehr auf den Misogyn versteift. Er zog über die Weiber los, so laut und wann er konnte. Das war amüsant, auf die Dauer haben wir solche Reden satt bekommen, und es schien sie zudem das Eint und Andere Lügen zu strafen. Der feiste Kopf war mit grauem Haar bestanden, das sich wie ein Pelz aus dem dicken Schwabenschädel bäumte; die Nase fest genug, um das schwere Silbergestell der Brille zu tragen, hinter die sich oft ein flaues

Blicken stahl. Unter der hohen Oberlippe kniff ein lüsterner Mund, das reine S ging nicht heraus, er schlurfzte es immer mit L verquetscht. Herr Benedikt ist auch ein starker Esser gewesen. Als einmal Schnecken auf die Fastentafel kamen, hat mir's vor dieser noch fremden Platte gegraust, da war es eine Lust, wie der Nachbar die Verschmähten auf seinen Teller wippte und sie schnalzend im Fettglanz der Lippen begrub.

War die Mahlzeit beendigt, so wurde das Deo gratias gesprochen, dann folgte zur Bekräftigung des „Wohl bekomm's" ein höfliches sich gegenseitiges Verneigen, worauf sich die Paare und Gruppen Derer formirten, die stehend den schwarzen Kaffee und etwa noch ein Gläschen genossen.

Aus den Fensternischen, wo die Herren sich gruppirten, that sich ein hübscher Ausblick auf. Man überschaut von hier den Zugang, der zur Klosterinsel führt. Ein Brunnen mit der Madonnenstatue darauf nimmt die Mitte des Hofes ein. Der Flügel links war zur Aufnahme männlicher Gäste bestimmt. Der hohe Saalbau schließt ihn westlich ab. Am Fuß desselben war rheinwärts die Mühle gelegen. Täubchen, die sich dort gerundet hatten, sind eine Spezialität der Klosterküche gewesen, die Ferdinand Keller zu den besondern Gutthaten Rheinaus zählte. Der oberste Stock mit den großen Stichbogenfenstern hat als Festsaal gedient, wo anläßlich der Abtswahl, am Namenstag des Herrn Prälaten und zu Mariä Himmelfahrt die Staatstafel gehalten wurde. Westlich schloß sich der Marstall an; in der Spitze stund das nun ebenfalls abgebrochene Kirchlein SS. Felix und Regula; im Volksmund wurde es schlechtweg das „Regelkirchli" genannt. Dann folgte rechts der Thorthurm, der sammt der Brücke und der hochgelegenen Bergkirche ein abgerundetes Bildchen gab.

Die Erinnerung an jene Ferientage ist eine bleibende und mit lauter freundlichen Eindrücken verknüpft. Es gab nichts



was die guten Patres uns vorenthalten hätten; kam aber einmal die Zeit, wo das Glöcklein zum Chore rief, und wir uns selbst überlassen waren, da fand sich wiederum Abwechslung genug. Freund Stockar, der sich damals auf Schweizergeschichte steifte, hatte aus der Bibliothek einen Folianten geholt, Tschudy's „Chronicon helveticum oder gründliche Beschreibung" 2c., und dieses Ungeheuer wollte er erst noch im Spitzgarten studiren. Ich zweifelte sogleich daran und es kam auch bald, daß ein anderer Zeitvertreib ihm mehr behagte. Zum Zeichnen gab es nichts zu schleppen. Ich habe, wie naiv die damals skizzirten Blätter mir jetzt erscheinen, doch meine Freude daran. Intimes und Sachen, welche späteren Studien zu Gute kamen, finden sich vor und manches ist zum letzten Male verewigt worden: Wappen und sonstige Zierden, welche die verschiedenen Eingänge schmückten; das Außenthor, das jenseits der Brücke beim „Weiberhaus" gestanden hatte; das Brückenthor sammt dem „Regelkirchli"; das Refektorium endlich, das damals noch seine ganze Ausstattung besaß.

Und dann, wie köstlich ruhte sich's zwischen solchen nicht allzu ernstgemeinten Arbeiten im Spitzgarten aus. Diese Wiese, welche Bäume beschatten, nimmt die Ostspitze der Insel ein. Sie war noch bis zu Ende des 16. Jahrhunderts unbewehrt gewesen; dann hat sie Abt Gerold I. ummauern lassen, „theils damit die Clausur besser beobachtet wurde, theils auch damit die Wellen des Rheinflusses weniger schaden könnten". Aus den hohen Mauern springt hie und da ein Rundthürmchen und aus dem Ostende die „Spitzkirche" vor. Sie hat zu den vornehmsten Sehenswürdigkeiten Rheinaus gezählt und mit dem Besuch daselbst schloß jede Runde durch das Kloster ab. Obwohl erst 1587 verdingt, ist sie dennoch ein gothisches Werk. Der Ausbau des Chörleins war 1761 aus des Priors Moritz Hohenbaum van der Meer's Idee hervorgegangen. Es hatte ihm hiefür das

„Grottenwerk zu Zwiefalten" nachgebildet, zu dessen Besichtigung der Stuccator Bernard Heinz mit einem Reisegeld von 7 fl. ausgerüstet worden war. Dieser Schmuck ahmt eine Grotte nach, die aus bizarr geformten Tuffsteinen, Petrefakten, Kristallen und anderweitigen Mineralien besteht und ihrerseits wieder in zahlreiche Höhlen zerfällt, die Gruppen und Einzelfiguren von Heiligen bergen, Alles von heimlichem Lichte beschienen, das durch ein gelbes Fenster herunter dringt.



Rheinau ist ein frohes Kloster gewesen, es war darum auch für leibliche Kurzweil gesorgt. Am Nordrand des Spitzgartens hatte neben einem Thürmchen die Kegelbahn gestanden, solid gezimmert und rot gestrichen. Da mußte einer den Eifer sehen, mit dem die alten Herren sich über die Siesta-Bedürfnisse hinwegzusetzen wußten und wie das noch ein frohes Lachen gab, wenn ein
…s Ries gebodigt hatte, wie Rath gepflogen, oder neckend
…t wurde, wenn einer vor dem gewohnten Sand-
…nd.

Halb drei Uhr läutete ein Glöcklein die Vesper ein. Nun war ich einsam und konnte träumen und horchen, einem Weih, der vom Schwaben herüber kreischte und jetzt zu Häupten seine Kreise über den Wipfeln zog; dem Mückengesumse, dem Rauschen im Strom und den Responsorien der Mönche, die ab und zu das Orgelspiel mit einer zaghaften Einlage unterbrach.

Es hat auch sonst noch viel zum Schauen und Kosten gegeben. Den Pavillon, der nordwärts den Ostflügel überragt, hatte Abt Gerold II. erbauen lassen, einfach, aber vornehm und massiv, vom Keller bis zum obersten Stock, der die Bücherei enthielt. Fünf Kreuzgewölbe auf Halbpfeilern, die aus den Langwänden weit nach innen vorspringen, bilden die Decke. Die Obhut über die Schätze, die hier lagen, war dem Pater Basilius Mayenfisch aus Kaiserstuhl übertragen. Es hielt etwas schwer, den Einlaß zu finden und fast so trocken, wie der Führer war, hat das Schloß beim Oeffnen geknarrt. Die Muse da drinnen schien müd und störrisch geworden zu sein, denn mit dem gelehrten Pater Moritz Hohenbaum van der Meer war der letzte Geisterseher aus diesem Raume geschieden. Ein Manuskriptenkatalog von 1835, der jetzt im Staatsarchiv von Zürich liegt, zählt 189 Nummern auf. Diese alle sind in die Zürcher Kantonalbibliothek gekommen, viel anderes aber ist in die Irre gegangen. Wie es beim Inventarisiren ging, deutet der damit Betraute in einem Schreiben vom 7. August 1862 an. Er meldet, daß er von den Büchern, welche die Konventualen als ihr Eigenthum ansprachen, nicht alles sehen konnte, da einer der Herren mit solchen bereits verreist sei und ein anderer seine Sachen schon gepackt hatte. „Was das Uebrige betrifft — fügte er bei — sind mir wirkliche Seltenheiten nicht aufgestoßen". In That und Wahrheit sind 1881 nach dem Tode des Bibliothekar's aus seinem Hause zu Kaiserstuhl ungefähr 38 Zentner Bücher, fast alles Pergamenthandschriften, die meisten bemalt, und außerdem ein

Exemplar der ersten Ausgabe von Gutenbergs Bibel an einen Basler Antiquar und hierauf nach Frankfurt a. M. gelangt [1]).

Unmittelbar neben der Bibliothek war im zweiten Stock des Ostflügels das Naturalienkabinet gelegen, zu welchem seltsamer Weise auch die Siegelsammlung gehörte. Eine weite Entfernung hat diese Anstalt von dem „Kunstsaal" getrennt, der sich neben dem Mühlesaal im zweiten Stock des Hofgebäudes befand, ein dumpfer Raum, soweit ich mich dessen entsinne. Die Wände waren mit Stichen, Gemälden und Stickereien behängt; es hing und lag auch etwelches Rüstzeug herum. Ein Brustpanzer nebst Beinschienen, die letzten Trümmer des Inventars, das weiland den Reisigen des Gotteshauses diente, haben meine lüsternen Blicke immer wieder auf sich gezogen. Anderes Begehrenswerte war in den Schaukästen versorgt. Ein gothisches Haus- oder Reisealtärchen, das jetzt im Landesmuseum steht, hat mir empfindlich in die Augen gestochen. Irgend welche Bitte, davon war ich überzeugt, würde der gnädige Herr nicht abschlägig beschieden haben; ich habe trotzdem an mich gehalten und nur ein steinernes Laternengehäuse mit Abt Eberhards III. Wappen, das zerhauen und versteckt im Spitzkirchlein stund, mit höchster Erlaubniß am 20. Juli 1862 davongetragen. Den Führer hat hier meist Herr Pater Benedikt gemacht und es dabei verstanden, auf jegliches Ding einen Reim zu schmieden, mitunter einen solchen recht saftiger Art.

Auch diese Sammlung hat ihre Schicksale gehabt. Die Geschichte von dem Gebetbuch Karls des Kahlen, das aus der Liberei des Großmünsters von Zürich nach Rheinau und dann

---

[1]) „Ich lobe — schrieb mir Herr P. Martin Kiem, Bibliothekar in Muri-Gries — den P. Basilius nicht, daß er die aus Rheinau mitgenommenen Manuskripte 2c. nicht besser verwerthete. Aber er meinte es [illegible] Er hoffte noch immer, Rheinau könnte irgendwo wieder aufleben [illegible]ete so lange, bis er nicht mehr fähig war, sich von denselben [illegible] oder eine geeignete Verfügung darüber zu treffen".

in die königliche Schatzkammer von München kam, steht anderswo geschrieben. Ein zweites Kleinod karolingischer Kunst hatte schon vor der Aufhebung des Stiftes durch Vermittlung eines privaten Besitzers seinen Weg nach Zürich genommen. Es mag kaum etwas Subtileres von Kleinplastik geben, als dieses Elfenbein, das sich zu einer Miniature des berühmten Utrecht-Psalters wie das Urbild zum Abklatsche verhält. Ein Pater, Bl. H. Kornherr, hatte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts auf die Sammlung von Elfenbeinschnitzereien verlegt und so erklärt sich die ungewöhnlich große Zahl solcher Werke, welche die Kunstkammer enthielt. Das Meiste davon ist degenerirtes Barockzeug gewesen, aber etwelche hervorragende Stücke fanden sich doch darunter, das Reliquienhorn, das Abt Nortpert in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts dem Kloster St. Gallen schenkte, — ein Denkmal der Kämpfe, die damals unter dem Hochdruck dieses cluniacensischen Reformators im Stifte entbrannten — und Anderes, was jetzt das Landesmuseum verwahrt. Von der Gemäldesammlung bemerkten die Herren Ferdinand Keller und Wilhelm Lübke, welche die Auswahl für die Sammlungen von Zürich und Winterthur zu treffen hatten, „daß dieselbe weit hinter den Erwartungen zurückbleibt, die der Katalog erweckt; indem sich fast kein einziges Originalstück vorfindet, sondern weitaus die Mehrzahl der Bilder sich als Kopien von untergeordnetem Werth herausstellt, so daß als der Aufbewahrung werth nur 23 Stück zur Aufnahme in eine zürcherische Gemäldesammlung sich eignen und weitere vier Stück lediglich für antiquarische Zwecke geeignet erscheinen.“ Was mittelalterlichen Ursprungs war, wurde dem Antiquarium in Zürich und das Beste von späterer Arbeit, eine Auswahl von 23 Bildern, der Sammlung des Kunstvereins von Winterthur einverleibt.

Rheinau hatte ehedem noch mehr besessen. Das Inventar vom 30. April 1835 bemerkt, daß im Frühling desselben Jahres

— im Stift hatte man Lunte gerochen — „nebst verschiedenen Gegenständen von Werth, die sich in der Prälatur befanden, eine Kupferstichsammlung für 236 Louisd'or nach Schaffhausen verkauft" worden sei. Unter den Harder'schen Zeichnungen, welche der historisch-antiquarische Verein Schaffhausen besitzt, sind die Inful des Abtes Heinrich VIII. von Mandach und das Pedum Bonaventura's von Wellenberg abgebildet; der spätgothische Wärmeapfel des Erstgenannten befindet sich im Besitz der Erben des Herrn Keller „zum Engel" und wohl sind diesem findigen Sammler eben damals jene Kupferstiche zugefallen. Daß übrigens auch die 1864 bestellten Experten noch gar nicht Alles wußten, hat mich der Fund des romanischen Bronzefußes belehrt, der neunzehn Jahre später aus wüstem Plunder im Fuße eines Sakristeischrankes auf das richtige Postament gesetzt worden ist.

Es nahte das Scheiden. Im Kalender muß damals ein nasses Zeichen gestanden haben. Es lag auch etwas in der Luft, was darauf zu deuten schien, daß die Gäste, die bisher nur Band und Mütze als Studenten gezeichnet hatten, als solche sich faktisch auszuweisen haben würden. Schon bei Tafel hatte mir der gnädige Herr eine Mahnung an Stockars Adresse ertheilt: „Sagen Sie doch Ihrem Freunde, daß ein Student auch trinken soll." Des Großkellers Glöcklein hatte während jeder Mahlzeit geläutet, aber es war mir noch immer ein fremdes Zeichen geblieben. Jetzt wagte sich in aller Bescheidenheit eine Frage heraus. „Es gebietet Sankt Benedikts Regel dem lässigen Trinker, daß er den Becher leere". Solcher Weisung von höchster Stelle mußte entsprochen werden. Aber cavete pocula! Kaum war der Rothe vertrunken, da sonnte das Glas auch schon durch Goldigen auf[1]).

---

[1]) Eine Erinnerung an die Rheinauer Tafelfreuden hat auch Scheffel verewigt. Zur Winterszeit wurde alter Rothwein mit Neuem gemischt und dann mit allerlei Gewürz nebst geschnittenem Wachholderholz versetzt. Dieser „Wachholder" (juniperus) wurde zum ersten Male am Neujahrsabend

Der Korbwein von damals ist hohen und starken Geistes gewesen, es kam dann erst noch das Kaffee-Gläschen darüber und welche Dosen weiter harrten, wer hätte das in Rheinau zu sagen gewußt.

Nach solchen Dingen schien Einkehr in Kunst das Sicherste zu sein. Sobald sich Gnaden verabschiedet hatten, schlich ein Einsamer in den Kreuzgang hinab. Eine Vedute war halb fertig geworden, ich wollte auch diese nach Hause tragen, mir ahnte, sie möchte die letzte sein, die hier gezeichnet würde.

Es war auch so. Wer bald darauf nach Rheinau kam, hat große Veränderungen wahrgenommen und viel Bemerkenswerthes nicht mehr gefunden. Ein Wesen, in dem die letzten Kapitularen sich unwirthlich verloren hatten, war Zwecken dienstbar geworden, denen die weitläufigen Baulichkeiten kaum mehr zu genügen vermögen. Die armen Umnachteten füllen jeden Winkel aus. Ihre Pflege ist auch ein Gottesdienst und hilft das Unrecht sühnen, das den legitimen Herren widerfuhr. Man versteht auch wohl, daß die neue Bestimmung des Klosters manche Eingriffe in den Bestand seiner Baulichkeiten zur Folge hatte, aber es wäre trotzdem viel Brutales zu vermeiden gewesen. Was hat es genützt, den Kreuzgang zu schänden? Jetzt gähnt er mit leeren Bögen in den Garten hinaus. Sie waren mit Maaßwerk gefüllt, das keine klassischen Formen zeigte, aber lehrreich die letzte Phase der Gothik belegte. Auch der Erker der ehemaligen Hofkapelle hat weichen müssen, auf Geheiß desselben Staatsbaumeisters, der in Glarus nach der Feuersbrunst von 1861 regierte. Das Sakramentshäuschen in der Pfarrkirche daselbst, ein Kleinod spätgothischer Steinmetzenkunst, hatte die Katastrophe so überdauert,

---

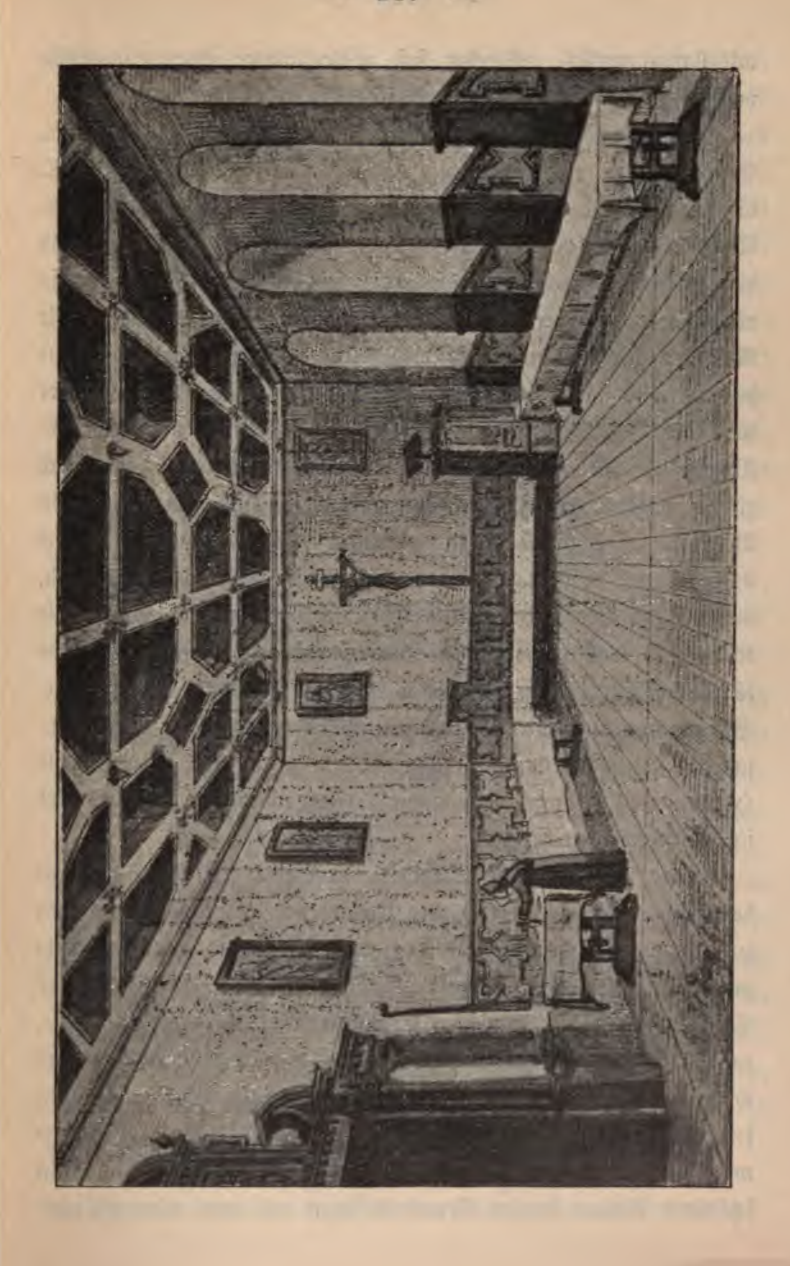
und dann bis gegen Fasten als Spezialität unter den Ehrenweinen gespendet. Er hat dem Dichter so gemundet, daß er den Namen dieses Zuspitzes seinem Werke gab.

daß seine Wiederherstellung ohne sonderlichen Aufwand möglich gewesen wäre; man hat es statt dessen in Stücke gehauen.

So saß ich zeichnend und träumte von alten Zeiten, bis eine bekannte Stimme ertönte. Herr Pater Ambrosius war unversehens erschienen, er mußte etwas gerochen haben und hielt auch gar nicht lang zurück: „Was ist das immer für ein Hocken und Zeichnen; komm doch lieber in den Konvent. Stockar sitzt schon lange dort; s' ist frisches Bier aus Winterthur angestochen." Sprach's und half die Siebensachen, Feldstuhl, Mappe und Blätter packen, dann lenkten wir in den südlichen Flügel ein.

Dort war der Konvent gelegen, ein heller Saal mit allem, was zum Tafelraume einer klösterlichen Gemeinde gehörte. Hohe Bogenfenster schauen gegen Rhein und Schwaben hinaus. Ringsum waren lange Tische und Bänke aufgestellt, die geweißelten Wände mit Prälatenbildnissen und die Mitte der östlichen Schmalwand mit einem großen Kruzifix behängt. Hier, auf der einen Seite, wo eine höhere Rücklehne das Brusttäfer überragte, hatte der Abt den Vorsitz geführt und die Kanzel gegenüber für die Lesungen gedient, die während der Mahlzeit vorgeschrieben waren. Mitten in der Nordwand, gegen der Kreuzgang geöffnet, hatte Abt Gerold II. 1722 eine stattliche Pforte erstellen lassen. Die Süperporte rahmte sein Wappen ein, neben der Thüre war beiderseits in blanker Zinnische ein Handgießen angebracht. Aelteren Datums ist die Decke, deren eine Rechnung von 1630 gedenkt. Ihre Struktur ist ein reiches Kassettenwerk, das dem Saal einen vornehm wohnlichen Charakter verlieh.

Wie es so ist, beim Guten finden die Besten sich oft zusammen. Das Klopfen am Spund hatten auch Die im fernsten Winkel gehört. Es ging nicht lange, so fand sich nur neugierig der Eine, ein Anderer zwinkernd und vollends zielbewußt der Dritte und Vierte ein. Sie waren, als wir kamen, schon einmüthig zusammengerückt, von einem Bruder bedient, der sie fleißig



mit Labsal versah. Stockar saß mitten unter ihnen, so feucht verschämt wie damals kam mir sein Lugen nie mehr vor.

Inzwischen war Herr Benedikt aus Zürich zurückgekehrt. Er hatte dort vikarisiren müssen und war der Eindrücke voll, die er, gute und schlechte, unter den Weltkindern gesammelt hatte. Ueber die Späße des Zirkus zwar, wo ich ihn kurz zuvor als den kräftigsten Lacher gesehen hatte, schwieg er sich aus, um so rückhaltloser ging seine Rede von Anderem. Er schilderte, wie Rekruten gedrillt und im Gleichschritt gemeistert wurden. Hatte das Mitleid darob sein menschenfreundliches Herz ergriffen, oder war der Vespertrunk zu jäh durch eine reisetrockene Kehle geflossen, ich will nicht sagen, daß es zu Thätlichkeiten, aber doch zu der denkbar ergötzlichsten Szene kam. Könnte ich malen, ein Bildchen wäre schon längst gerathen. Front gegen die Tafel und bestaunt von dem Bruder, der abseits beim Fäßchen stund, nahm Pater Benediktus militärische Stellung an, hob sodann die Kutte und trollte mit prallen Waden einher. „Tra-tra-tra", es tönt noch jetzt in den Ohren, wie er die Parade accompagnirte. So ging es auf und ab, bis ein Bruder unter der Thüre erschien. Er war eilends gekommen, um zu melden, daß für die Herren, weil sie nun doch einmal reisen wollten, das Fuhrwerk in Bälde gerüstet sei.

Das gab ein jähes Scheiden, dem eine kritische Sache auf dem Fuße folgte. Es galt, den Urlaub von dem gnädigen Herrn zu nehmen und dazu waren Halt und Stimmung durchaus nicht angethan. Aus dem „Sankt Maurus" wurde die Inful zur Stelle geschafft und mit dem Riesenfutteral, in dem sie steckte, zur Prälatur hinaufgeturnt. Jetzt lag die Schwelle da, vor der wir bänglich hielten; wir fühlten, daß Sammlung vonnöthen sei, um tapfer aufrecht zu bestehen. Ein „Ja" tönte als Antwort auf unser Klopfen heraus; die Thüre öffnete sich und in schlichtem Raume standen Reverendissimus mit einer unvergeßlichen

Miene da. Sein Blick, der uns von oben bis unten musterte, schien durch Leib und Seele zu schauen. Erst kam mir vor, als ob ein Schatten drüber schwebte, aber die Wolke hat nur den Schalk verhüllt, der sich bald in launiger Rede entpuppte: „Nun, meine Herrn, Sie werden doch nicht glauben, daß wir Sie hungrig ziehen lassen, kommen Sie gleich mit mir ins Gastzimmer hinab, das Tischlein zum Abschied ist schon gedeckt." Es war dem so, wir sahen wieder zwei Schoppen stehen, von der bekannten Größe und diesen ebenbürtig, was die Küche gespendet hatte. Solche Coteletten hätten leere Mägen beschwert, geschweige denn, daß wir sie zu bewältigen vermochten, ein rascher Aufbruch war zudem geraten. Bis zur Hausthüre gaben uns einige Patres das Geleit; sie nahmen sich recht malerisch aus, wie sie, ein schwarzes Häuflein, unter dem Portale stunden. Auch der gnädige Herr wollte uns nochmals sein Wohlwollen bezeugen; er schmunzelte, augenscheinlich gespannt, aus dem Fenster herab. Mochte er ahnen, was erst noch im Zuge war?

Dem Vehikel waren zwei Schimmel vorgespannt; es sah so halbwegs einem Bernerwägelchen gleich. Den Vordersitz nahm der „Marstaller" ein, der zweite auf Federn war für uns gebaut, dahinter lag in großer Kiste ein Gemälde verpackt. Wir schwingen uns auf, bereit die letzte Reverenz zu machen. Nun aber erröthe, Muse — es sollte anders kommen! Ein Sausen der Peitsche treibt die Gäule an, hierauf ein Ruck — es war nicht unsere Schuld, sondern die der Federn, die den Sitz so sprunghaft schnellten, daß statt der Hände vier jäh und hoch erhobene Beine zum Abschied winkten. Das Gleichgewicht war rasch gefunden, dann ging es flott durch den Bogen und über die Brücke hinaus, dort hat noch einmal ein frohes Grüßen den gastlichen Herren gegolten.

* * *

Am 3. März des folgenden Jahres waren in Zürich die Würfel gefallen; mit 157 gegen 22 Stimmen hatte der Große Rath die Aufhebung des ehrwürdigen Stiftes beschlossen[1]). Einem Beileidsschreiben, das ich dem Abte sandte, lagen etliche Zeichnungen bei, unter denen sich auch eine Ansicht des Hofes befand. Die Antwort, deren Träger P. Benedikt war, drückte in edler Form die Stimmung aus, in der sich damals mein Gönner befand: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich Ihr freundliches Schreiben vom 10. März gefreut hat. Es war der erste Freudenbote, der mir von jener Stadt zukam, in welcher das Todesurtheil über unser liebes Kloster ausgesprochen und dadurch besonders mir so unaussprechlich viele Sorgen und Leiden bereitet worden sind. Ich sage Ihnen in meinem und meiner Konventualen Namen den lebhaftesten Dank für Ihre Theilnahme und wünsche von Herzen, daß Gott stets, so weit es im menschlichen Leben möglich und zuträglich ist, alles von Ihnen fern halte, was Ihnen Kummer verursachen und das schmerzliche Mitgefühl Ihrer Freunde rege machen müßte.“

„Es erregte in mir eine wehmüthig süße Rührung, daß Sie mir in einem Augenblicke, da wir zu ewiger Verbannung verurtheilt sind, so liebe mit eigener Hand gefertigte Bilder zur Erinnerung geschickt haben. O gewiß, sie werden ihren Zweck nicht verfehlen; sie werden mich treu begleiten, wohin mich Gott auch führen mag, und den größten, schönsten und wichtigsten Theil meines Lebens mir in die Erinnerung zurückrufen. Wie lieb wäre es mir gewesen, wenn Sie bei der Abbildung des Klosterhofes statt des Holzwagens jenes leichte Wägelchen mit der malerischen Studenten-Gruppe gezeichnet hätten. Es muß

---

[1]) Zürcherische Freitagszeitung vom 7. März 1862. Eine am 22. April folgende Abstimmung hatte nur noch über die Verwendung des Klostervermögens zu entscheiden.

Ihnen diese improvisirte Fahrt wohl noch in Erinnerung sein; mir ist das liebliche Gemälde unvergeßlich geblieben und es bedarf insofern keiner bildlichen Darstellung mehr, um es stets in mir lebendig zu erhalten. Ich sah Sie damals zum letzten Mal; hoffentlich ist es nicht das letzte Mal gewesen!"

Am 22 August haben die Wenigen: der Abt, neun Kapitularen und drei Brüder ihr Kloster verlassen. Gegen äußere Sorgen hatte der Staat sie sicher gestellt. Pater Benedikt ist mit seinem Prälaten nach Katharinenthal gezogen und dort gestorben. Den immer heiteren Herrn Ambrosius habe ich im April 1873 in seinem buen retiro zu Kaiserstuhl getroffen; dort hat er es noch erleben müssen, daß ihm ein Brand seine ganze Fahrhabe zerstörte. Als Letzter des Konvents ist er 1884 gestorben. Mit dem gnädigen Herrn fand eine zweimalige Begegnung statt. Zu Ostern 1869 habe ich ihn in Katharinenthal besucht und 1874 den damals in Schännis Weilenden in flüchtiger Begegnung zu Rapperswil gesprochen. 1876 hat er das Zeitliche gesegnet; er wurde am 11. September in der Stiftskirche zu Einsiedeln beigesetzt. Er war ein hochgesinnter, treuer und tapferer Hirt. Vor drei Jahrhunderten haben solche Männer als starke Gärtner im Weinberge des Herrn gestanden.

Aus zürcherischen Theilrödeln.

Von Paul Ganz.

Zu den ausgiebigsten und reichhaltigsten Quellen, welche uns einen Einblick in das häusliche Leben unserer Voreltern gewähren, gehören die sogenannten Theilrödel oder Verlassenschafts-Inventare. Es sind dies detaillirte Aufzählungen der gesammten liegenden und fahrenden Habe des Erblassers, die gewöhnlich von den Erben selbst angefertigt, in außerordentlichen Fällen, wie bei Hinterlassung minderjähriger Kinder oder Erbstreitigkeiten, durch die Obrigkeit aufgestellt worden sind. Die Privattheilrödel aus alter Zeit gehören heute zu den Seltenheiten, die von Amtswegen angefertigten dagegen haben sich in den städtischen Schirmbüchern erhalten und liefern uns, mit Ausnahme des Waldmann'schen Rodels [1]), das alleinige Material für's XV. Jahrhundert.

In Zürich wurde das Vermögen der Minderjährigen durch einen vom Rathe bestellten Vogt verwaltet, die Kleinodien und das Silbergeschirr in der Schirmlade verwahrt, der Hausrath und die übrige fahrende Habe sofort verkauft. Der Vogt mußte jährlich Rechnung ablegen vor zwei Mitgliedern des Rathes [2]), im Beisein eines Verwandten oder Freundes des Mündels und hatte für seine Mühe ein Vogtgeld zu beziehen, das später auf

---

1) C. Dändliker, Hans Waldmanns Jugendzeit und Privat leben. Mittheilungen der Ant. Gesellschaft in Zürich. XLII. p. 27, 28.

2) Einer vom großen und einer vom kleinen Rath sind bestimmt, Wittwen und Waisen zu beschirmen ꝛc. Schirmbuch 1 (Z. Staatsarchiv).

höchstens 10 ℔ gesetzt wurde.[1]) Den Vogtrechnungen ist ein Theilrodel beigegeben, „zu der Kinden Handen zu behalten", in dem der Besitz der Mündel festgestellt wird. Silbergeschirr und Kleinodien, Waffen, Kleider, Handwerkszeug, Kisten und Kasten mit den Lebensmittelvorräthen, ja der ganze Hausrath und Bettplunder werden einzeln angeführt und zum Theil eingehend beschrieben, manchmal sogar im Rahmen der Stuben und Kammern des Hauses[2]). Durch diese Angaben ist es möglich, ein beinahe vollständiges Bild von der Ausschmückung und Einrichtung des Innern der Bürgershäuser zu entwerfen und zwar nicht nur von dem Wohnhause der vornehmen Geschlechter und des reichen Kaufherrn, sondern auch von dem bescheidenen Heim des einfachen Bürgers und des Handwerkers.

Die Waldmann'sche Verlassenschaft, welche im Jahre 1489 auf Anordnung des Rathes inventarisirt wurde, bietet uns einen ausgezeichneten Maaßstab für den Vermögensstand der einzelnen Bürger, denn Waldmann galt bekanntlich als der reichste Eidgenosse. Das Inventar nennt denn auch[3]): an Vorräthen 836 Eimer Wein, 535 Säcke Fäsen (Hülsenfrüchte), 70 Mutt Kernen und 50 Malt Hafer. An Silbergeschirr: 79 Stück, 1 vergoldeter großer Kopf, 1 silbern vergoldeter Becher, 10 silberne und 23 beschlagene Löffel, 139 Mark schwer, u. s. w.; an Möbeln: 19 aufgerüstete Betten, 28 Kasten und Tröge, 5 Tische, 3 Gutschen mit

---

[1]) Der Vogt erhielt für die Verwaltung von 1000 ℔ und darüber 10 ℔, 500—1000 ℔ die Hälfte, von 100—500 ℔ 3½ ℔ und für die Mühewaltung von „under 100 ℔ sol er keinen lohn nehmen, sondern es um Gotts willen ein Jar tun".

[2]) Waldmanns Rodel erwähnt im Schlosse Dübelstein: 1 Thurmstuben, 1 Nebenkammer, 1 ander Thurmkammer, 2 Erggelstübchen, die untere Stube, 1 Kammer neben der Stube, der Jungfrauen Kammer, die Laube, Küche, Keller und Stall.

[3]) Dändliker p. 21.

Zubehör; an Tisch- und Bettplunder: 70—80 Kissen, 80 Linlachen, 60 Tischlachen, 20 Stuhlkissen, 5 seidene Decken, Banktücher u. s. w.; an Hausrath: 13 Kessel, 14 Häfen, 12 Pfannen, 3 Dreifüße, Becken, Röste, Wasserkessel, 39 Paar Zinnplatten und Schüsseln, 10 Kannen und 23 Kerzenstöcke, ferner eine überaus reiche Garderobe, 4 Armbrüste, allerlei Harnisch, 1 Hakenbüchs, 8 Handbüchsen, 4 Hellebarten u. s. w.

Der erste Rodel des Schirmbuchs vom Jahre 1490 enthält den Nachlaß des Schmiedemeisters Hans Thumysen am Rennweg [1]). Zu ebener Erde befand sich die Schmiede mit 4 Ambosen, 2 Hornambosen und 3 „Vorschlach". Ferner sind genannt 2 Schlegel, 2 Hand-, 3 Nagelhämmer, 2 Niethämmer, Schrotachsen, Bohrer, Rad- und „Bschlachzangen", 16 Zangen klein und groß, „egysen, halbysen, mul- und zauysen", 4 Blasbälge und unter den Vorräthen 150 neue Roßeisen und 750 Roßnägel. Hinter der Werkstatt befand sich der Garten. Das Mobiliar der oberen Stockwerke bestand aus 3 großen und 2 kleinen Betten mit Laubsäcken, Kissen, Pfulwen und Decken, „3 gutschenbetly" (Sophas), 6 Spanbet groß und klein, 3 Tisch, 2 Gwandkasten, 2 Kisten, 1 Käsply, 3 Zumuskasten [2]), 1 Bachmullen [3]); vom Hausrath sei erwähnt: „1 zinnyn gießfaß, 2 möschin Kerzstöck, 8 erin häfen, 3 kessy, 2 Pfannen, 17 zinnyn blatten und 4 Kanten, 1 Senffkently, 1 Bratspieß, 1 Rost, 1 tryfuß, ein wesch-tryfuß und by 70 Eimer Faß."

Vom wohlhabenden Meister, in dessen Haushaltung gebraten und gebacken wurde und in dessen Betten Federdecken und „Feder-

---

[1]) Hans Thumysen von Augsburg ward Bürger zu Zürich 1468. Dem Schmiedehandwerk blieben auch seine Nachkommen treu. Rudolf T. ward schon 1490 XIIer bei den Schmieden und 1519 Zunftmeister.

[2]) Vielleicht der spätere Stücklitrog.

[3]) Da viele Zinse an Kernen ausgerichtet wurden, so pflegte man das Brot im Hause zuzubereiten.

ritten"[1]) lagen, wenden wir uns zum Schwertwirth Rudolf Rubli[2]), der dem ersten Gasthause der Stadt, dem Absteigequartier der Gesandten von Bern und Luzern, von 1489—1498 vorgestanden. Da fanden sich an Vorräthen: „18 Eimer Wein mit den Fassen, darunter 2½ Eimer Guten, an Geld 66½ ℔, 6 Mutt Kernen, 4 Malter Haber, 7 ℔ Heu und Stroh, „3 ziger und 6 ches", 1 Kuh, 1 Roß und 2 kleine Schweine. Zum Service des Gasthauses gehörten: 1 Zentner Zinnen Geschirr, an Geld 15 ℔, 100 Teller, 2 Fischteller, 10 Messerschüsslen, 1 Schüsselkorb, 2 große Gleser, 21 kleine Gleser, 4 Salzfäßli, 31 Kessi, groß und klein, an Geld 4 ℔, 5 Kupfer Häfen, groß und klein, wegend 1 Zentner = 15 ℔ Geld, 2 Huskörb, 7 Pfannen, 1 Hel[3]), 1 Spieß, 2 Roïst, 1 Trifuß, 1 Röstli, 2 Kerzenstöck, 1 Mörsel und Stößel, Becki und Gießfaß. An Silbergeschirr 12 Stück, mit zusammen 93 Loth = 90 ℔ an Geld."

Die Schlafstellen des Hotels scheinen sich in verschiedenen Häusern befunden zu haben; der Rodel führt „6 Betschaft mit ir Zugehörd zu lutzern und im Wilden Mann"[4]) an, 14 Bettstatten je zwei zu oberst im Thurn, zum Hirtzen[5]), zum Hasen, zum vorderen und hinderen Kopf, in verschiedenen Kammern des Hauses zum Schwert, so in der Kammer zum Bernschilt[6]), ferner alle Bett und Bettstatt in den Kammern zum Ochsen und

---

[1]) Federrytti, das unüberzogene Federkissen.

[2]) Rudolf Rubli war XIIer bei der Meisen; sein Sohn Heinrich, der den Gasthof zum Schwert weiter führte, war ein berühmter Kriegsmann, kämpfte vor Dijon, bei Marignano und zu Kappel. Seine Gattin Margareth Belzinger entstammte ebenfalls einem Wirthgeschlecht.

[3]) Hel (Hell, Heel) = Feuerhaken. S. Anmerkung 5, p. 234.

[4]) Unklar bleibt, ob die Rubli Antheil an einem Luzerner Gasthofe hatten oder ob die Kammer des Luzerner Gesandten „zu Luzern" benannt war.

[5]) Das Gasthaus zum Hirzen befand sich an der Schifflände.

[6]) Wohl zu Ehren des bernischen Gesandten so benannt.

zum Schneggen [1]), die Bettstatt in der Knecht Kammer und der Jungfrauen Bett [2]). Zusammen an Gold gewerthet 145 fl.

Nach Abzug der Passiva verblieb den Kindern an liegenden Gütern und fahrender Habe 1413 ℔ 1 ß 8 d. Für den Reichthum der Familie Rubli spricht auch die Thatsache, daß der Schwertwirth Heinrich Rubli den Bernern im Jahre 1512 zum Feldzuge nach Pavia das nöthige Geld vorstreckte [3]).

Auch die Kinder des Apothekers Meister Ludwig Huber [4]) waren mit Glücksgütern reich gesegnet, denn der Vater hinterließ ihnen an jährlichen Zinsen 140 Gulden in Gold [5]), 130 ℔ 12 ß 6 d an Geld, 1½ Mutt Kernen, Reben im Balgrist, an der Mühlehalden und im Goldbach, ferner an Silber und Kostbarkeiten: „5 Guldin Ring, wegend 6 Guldin, 2 Silbri Becher 11 Lot, item die Ringli 1½ Gl., 1 Silbrin Löffel 2 Lot"; an beschlagenen und mit Steinen besetzten Frauengürteln: „1 rot porten 10 Lot, 1 schwarz porten 11½ Lot, 2 grüne porten 6½ Lot; 5 paster noster, 2 Sidy Bendel, 2 sidiny flögerli [6]), 2 sidy Seckel, item ein Tüchli 28 Ell lang".

---

[1]) Das Wirthshaus zum Ochsen an der Sihl besaß 1512 Heinrich Nef. Die Trinkstube zum Schneggen stand bekanntlich neben dem Rathhause.

[2]) Der Wirth scheint außer den Familienangehörigen nur noch 1 Knecht und 1 Magd in ständigem Dienst gehalten zu haben. Im XVIII. Jahrhundert verfügte das Hotel zum Schwert über 16 Angestellte. (vergl. Liebenau, das Gasthofwesen der Schweiz.)

[3]) Liebenau. c. l. p. 220.

[4]) Ludwig Huber ward Zunftmeister zur Saffran 1476. Er nahm Theil an den Burgunderkriegen und hat wohl das eine oder andere Stück als Beute mit nach Hause gebracht.

[5]) Unter den Schuldnern erscheinen Gotthard v. Landenberg, Hartmann Nordorf, Ulrich Muntprat Ritter, zu Weinfelden, Junker Eberhard v. Reischach, Gebhard Hegner v. Winterthur, der Abt v. Wettingen, die Stadt Zürich, die Spitäler zu Winterthur und Zürich.

[6]) flögerli = Schleier.

Einen bescheidenen Haushalt beherbergte das „Hüsli zum Rappen am Rennwege", das die Kinder Rudolf Wiederkehrs anno 1499 mit folgendem Inventar ererbten: 1 bettli, 1 Gutschen, 2 Kessi, klein und groß, 3 Häfen, 4 Pfannen, 7 zinni Blatten und 3 Kanten, 1 Kästli, 7 Habersack und 5 Mehlsack.

Ueber die Bewaffnung des einzelnen Bürgers erfahren wir aus den Theilrödeln, daß der gemeine Mann gewöhnlich 1 Krebs[1]), 1 Ruggen, 1 Kragen, 1—2 Armbrüste mit Winden und Köcher, Hallparte, Spieß oder Schwert zu Hause bereit hielt, daß die reichen und kriegslustigen Herren aber über eine volle Rüst- oder Wehrkammer verfügten. Zu den schon aufgezählten Waffen Hans Waldmanns seien noch erwähnt aus dem Nachlasse des Rathsherrn Felix Keller, des Jungen, † 1498: 3 Panzer, 2 Krebs, 1 Ruggen, 1 Hinderbrüstli[2]), 1 Salar[3]), 2 Blechhentschen, und aus demjenigen des Junkers Felix Schwend: 2 Panzer, 1 Krebs, 1 Ruggen, 1 schwarzer Ysenhut, 3 Armbrust, 2 Winden u. s. w.

Das häufige und oft in großen Mengen vorkommende Silbergeschirr erklärt sich einerseits aus dem zunehmenden Luxus und dem Eindringen fremder Sitten, anderseits aber aus dem Umstand, daß das Edelmetall als eine zwar unverzinsliche, aber stets flüssig zu machende Vermögensanlage verwendet wurde.

Eine reiche Auswahl von Geschirr und Kleinodien bietet das Material des XVI. Jahrhunderts. Da finden sich: silberne Becher, silberne und vergoldete Schalen, „21 silbri Becher mit Insazbecher — 1 silbrin hocher Becher mit 1 guldinen Ring

---

1) Krebs = ein gewöhnlicher Brustpanzer.

2) Hinderbrüstli = gebauchter Rückenpanzer.

3) Salar = Schaller, frz. Salade, runder Helm mit nach hinten verlängertem Nackenschutz.

darin — 1 hocher Becher mit 1 Lyd[1]), daruf stat ein Steinbock — 1 dito mit Knütlen und 1 Deckel, daruf 1 Wapen — 17 silbrin Becher in einem Insaz und ist der obrist kleiner, dann die andern, — 1 verdeckt übergült Becherli mit 3 Füßlinen — 1 Straßburgerschalen[2]) — 1 Thalerbächerli — 1 silbrin Becher, ist das Mundstuck vergült und das teckeli — 2 Becher die alt Gattung einer ist geschuppet, einer glatt. — An Stäuffen[3]): „2 zilig silbrin und vergült gedeckt Stöuff. — 1 Stöuffli, darinn 1 Schilt mit dem Brand (Brennwald) — 2 silberi Stöuffli mit Lyden, stat uf eim ein Hirzenkopf und uf dem andern Maria mit dem Kindli." Mit Silber beschlagene Muskatnüsse und hölzerne Köpfe finden sich oft, eigentliche Kunstbecher dagegen sind seltener erwähnt, z. B.: 1 silbriges Fischli 12 lot, 1 Einhornstuck $2^1/_2$ Lot, 1 silbriger Truben, wigt $3^1/_2$ March; ferner: 1 silb. großer Bisum=Öpfel[4]) mit 1 Kettenli, 1 bschlagene Krusen mit einem vergülten Deckel", beschlagene Löffel, Frauengürtel, Degen und Dolche, silberne Siegelstempel und Pettschaft=Ringe.

Junker Hans Schwend besaß 1506 an ererbtem Silbergeschirr: „1 silbrine Stinz[5]) 3 March 5 Lot; 1 silbrine Fläsch (Flasche) wigt 8 March 3 Lot, der groß verdeckt silbri Bächer 3 M. 10 L., das kleine verdeckt Bächerli $1^1/_2$ M. $^1/_2$ L., 5 silbery Bächer mit Reiffen, wigen 3 March $5^1/_2$ Lot. 1 flachs

---

[1]) Lyd = Lied vom mhd. lit = Deckel.

[2]) Straßburgerschalen = vielleicht eine der Schalen, die von Zürcher Schützen als Preis beim großen Straßburgerschießen des Jahres 1576 gewonnen wurden.

[3]) Stauff = ein Trinkgeschirr auf hohem Fuß.

[4]) Bisam=Moschus, hier gleichbedeutend mit Wohlgeruch; also ein Vorläufer der Riechfläschlein.

[5]) Stitze, ein Gießgefäß mit langem Mundstück, noch heute im Zürcher Dialekt gebräuchlich in der Bedeutung eines kleinen Maschinenölers.

Bächerli mit Schönen und Swenden Schilt[1]), wigt 8 Lot 1 q.; 1 silbrini Schal wigt 2 March $1^1/_2$ Lot".

In der Silberlad des 1572 verstorbenen Hauptmanns Sprüngli[2]), Zunftmeisters zur Meisen, fanden sich vor: „1 beschlagen vergulte deckte Muscatnuß, — 1 hocher deckter Bächer mit Mstr. Felix Sprüngli sel. Wappen, — 1 hocher Stouff, so Mstr. Felix Sprüngli sel. von Gemeinen Zünfteren zum Weggen ins Bad geschenkt[3]), — 1 Bächer uf dryen Granaten ohne Deckel, — 1 Spitzbächerli mit 1 Deckel, — 1 Spitzbächerli on ein Deckel, ist inwendig vergült, — 1 silberne gebügelte Schalen[4]), — 9 glych Tischbächer, — 1 kleines Bächerli uf dryen vergülten Knöpfen, — 1 silberner Tolchen mit ysinem Gefäß und Knopf — 2 silberne Sigel, da was ein Mstr. Jakob Sprüngli gsin, — 1 guldiner Pitschier Ring, — 1 silberner Ring, — 1 Totzet beschlagne Löffel mit Grenaten, — 1 beschlagner Schwytzertolchen."

Junker Marx Escher erbt in der Theilung mit vier Geschwistern und der Mutter von seinem Vater, dem Stadtschreiber Johannes: „Ein großen Becher, so minem L. Vatter selligen von ein statt St. Gallen geschenkt ward, wigt 38 Lot, 4 Tischbecher", 1 Denkring und 1 Kette zu 50 Gl.

Die Erben Junker Wilpert Zollers haben im Jahre 1557 13 große Becher und eine Schale zu vertheilen, die Kinder

---

[1]) Das Stück wird von Hans Schwend dem Jüngeren herstammen, der mit Anna Schön verehelicht war und 1429 starb. Vielleicht der Großvater des Besitzers.

[2]) Felix Sprüngli ab dem Zürichberg. XIIer bei dem Weggen 1571, des Raths 1572 und Landhauptmann gen Wyl. Seine Gemahlinnen waren: Anna Simmler und Adelheid Bluntschli.

[3]) Den zur Kur nach Baden reisenden Amtspersonen pflegten Bürger und Zünfte Geschenke zu machen.

[4]) gebüglet = mit Henkeln versehen.

Hans Beltzingers[1]) 115 Lot Silbergeschirr, 2 goldene Kettinen, 18 guldi Ring u. s. w.

An Schmuck und Kleinodien bieten die Verzeichnisse eine reichhaltige Auswahl, aber die bedeutsamsten Stücke sind doch die schon erwähnten Frauengürtel, die goldenen Halsketten und Ringe. Die Frauengürtel, „Gürtlen" genannt, waren entweder ganz aus Silber „Kettengürtlen" oder aus schwer beschlagenen Leder- und Seidenstreifen angefertigt. Am Gürtel pflegten angehängt zu werden: ein silbernes oder vergoldetes Besteck, bestehend aus einer reichverzierten Scheide und 1—2 Messern, ein Seckel aus Seide oder „Harnischpletz"[2]) oder die Schlüsseltasche. Beispiele liefern ein Stapfer'scher Rodel: „1 silbrine Kettengürtlen mit Seckel und Messer" und „ein bschlechtli an ein Frowengürtel" aus dem Nachlasse des Rathsherrn Felix Keller. An goldenen Halsketten war gewöhnlich nur eine, höchstens 2 vorhanden, sie wurden je nach dem Gewicht auf 50, 100 und mehr Goldgulden gewerthet. — Viel häufiger finden wir Ringe vor, da sie von Männern und Frauen in großer Zahl an beiden Händen getrugen wurden. Neben den Siegelringen scheinen sich besonders solche mit gefaßten Steinen einer allgemeinen Beliebtheit erfreut zu haben. Die Mannigfaltigkeit zeigt sich am besten an den Beispielen: 1 guldin Betschat-Ring; 1 guldin zwifalten Denkring, 1 g. Ring mit 1 geschnittnen Carniol, do. mit 1 geschnittnen Jazinten (Hyazint), 1 g. Ring mit 1 Gamahi (Gemme), 1 Ring mit 1 Türggis ingefaßt, 1 gewundner Ring. — 1 großer Ring mit 1 großen Amatist, dito mit 1 großen Türggis, 10 guldi Ring, 1 selzener Guldi 14 Lot Gold und die Stein darunter gewogen[3]). —

---

[1]) Hans Belzinger, Zwölfer bei der Meisen 1564, Wirth zum Storchen. Gemahlin: Marg. Brennwald, des Bürgermeisters Tochter.

[2]) Harnischpletz = aus Silberdraht oder silbernen Ringen geflochtener Beutel.

[3]) aus dem Nachlasse des Hans Belzinger.

Krampfringe [1]), 1 Ring mit einem Chrisolino, 1 vierfacher Zanckring, 1 Ring mit 1 Rubin und 1 Diemant, 1 Ring mit 1 Schmaronki [2]) uß der Glashütten], 1 gebundener 5falten Wiberring; ferner an gefaßten Steinen: Krotten=, Senf= und Muttersteine [3]).

An weiteren Schmucksachen und Zieraten, mit denen man die einzelnen Theile des Kleides behing oder die man als Amulet um den Hals trug, sind zu nennen: 1 silb. vergült Halsband, 1 guldin Zeichen mit 1 Steinli an Hals. Im Nachlaß der Gattin Ulrich Zwinglis findet sich „1 Ellentzbeinli [4]) an eynem sylberigen Kettenle gefaßet". Aehnliche Merkwürdigkeiten sind: 1 gefaßter Ellendtfuß, in Silber gefaßte Ellendt= und Eichhorn Klauen, 1 bschlagne Krallen und 1 Dattelkern. — Perlenhalsbänder, guldine Halshängli gehören zum alltäglichen Schmucke, während die goldenen und silbernen Schellen, Vögeli und Knöpfli noch von der Tracht des XV. Jahrhunderts stammen dürften. Die Eintragungen lauten: 16 silberine Schellen, 8 Vögeli, 10 Knöpfli übergült, 18 silberne Schellen und Vögel und 10 Knepfli. — Als Barettschmuck wird erwähnt: silbrin vergülte Tölchli uf ein Paret, 1 silbrin verguller Zenher uf ein Paret. — Unter den Kleinodien zählt Marx Escher auch „ein silbreis übergults pfiffli mit gar schönem Orengrübel" [5]) auf.

Ebenfalls zu den Kostbarkeiten zählen die Pater noster oder Rosenkränze, welche nach der Reformation noch in pietätvollem

---

[1]) Silberne Ringe gegen Gichtleiden. Aus dem Besitze des Heinrich Bullinger stammend.

[2]) Schmaronki = ? gehörte dem Zunftmeister Andreas Geßner.

[3]) Krötenstein, ein seltener Stein mit wunderthätiger Gewalt, der im Kopfe der Kröte gefunden werde und Wunden heile. Mutterstein, versteinerte Muschel von eigenthümlicher Form.

[4]) Elendsbeine und Elendklauen vom Elennthier oder Elennhirsch pflegten auch in Ringen gefaßt zu werden.

[5]) Orengrübel = Ohrenlöffel. Idiotikon. II 691.

Andenken verwahrt wurden. Hans Beltzinger besaß deren vier: „1 Krallis (Corallen) mit Bollen und vergulbten Agnus dei, 1 schwarz Agsteinis (Agat) mit 1 silbrin Agnus dei, 1 mit 1 Totenkopf, 1 fladreis (Nußbaummaser) mit 1 silb. Bisumöpfel und silbrin Bollen, 1 rot Krallis Pater noster, 1 Amatisten Pater noster mit fünf großen silbrinen Bollen und einem Römer Agnus dei, 1 wiß Koralli Pater noster, Calzedonier Pater noster, 1 kristallis und 1 silberis Pater noster [1]).

In dieselbe Kategorie gehören die goldenen und silbernen Schaumünzen, seltene Pfennige, durch Alter, Rarität oder Größe ausgezeichnete Geldstücke, z. B. „der Pfennig mit Bildnuß unseres Herrn Christi und seiner heil. Mutter, so Papst Sixtus IV. Herrn Burgermeister Roisten [2]) verehrt hat anno 1474. — 1520: „Hanß Jakob, Heinrich und Gregorius von Ulm, Gebrüderen, habend sich wegen der Küniglichen Kleinoten, nammlich eines kostlichen Türkis und Rg.: Sporn, so Ihrem Urahnen Herrn Heinrichen v. Ulm, Ritter und Burgermeister zu Costantz, von Keyser Sigismundo verehrt worden, dergestalt verglichen, daß er dem Eltsten von Ihnen und Ihren Nachkommenden selbige sein lebelang gehören und solche in possess behalten solle: darüber wurde ein pergamentiner Vergleichsbrief ufgericht und besiglet. 18 Jul. 1520." — „1 Stück Gelt, so miner Herren Wappen und Landschaft gebildet stat; 1 Stück daruf miner Herren Schilt und S. Felix und Regula stat [3]); 1 Stück Gold,

---

[1]) Unter dem Nachlasse des Antistes Bullinger wird auch ein „korallis Pater noster in einem Trükli" aufgezählt.

[2]) Aus der Erbschaft der Frau Elisabeth Roist, Hans Wilhelm Stuckis Gattin. Der Pfennig befindet sich heute mitsammt der goldenen Gnadenkette in den Sammlungen des schweizerischen Landesmuseums.

[3]) Zürcher Silbermünzen, die erste mit dem Stadtschild und dem Wappen der Vogteien, von 1512, abgeb. Corraggioni VI. 6, die zweite mit Felix und Regula, den Stadtschild zu Füßen, und dem Standeswappen mit 2 Löwen, von 1504. Corragioni IV. 14, 16.

so man ein Rosen-Nobel [1]) nempt; 1 Stück Gold, so man ein Engellot nempt [2]); 1 Silbrin doppelter Meiländer Dycken; 1 vergult Nürenbergerpfennig" ꝛc.

Gleich wie an Gold und Silber, so sind auch die Rödel des XVI. Jahrhunderts reicher an Möbeln, an Hausrath, Eß- und Kochgeschirr, von denen wir eine Auslese folgen lassen:

an Möbeln: Kasten uf die alt Gattung (1547, also gothisch) — hüpscher Gwandkasten — Allmergen [3]) uf der Lauben — Armagynen (Armoires) — 1 kleiner Kasten für 1 Bett — große und kleine Gwandkasten — das Glaskästli — die Silberlad — die Brieflad — 1 Zippräßin- (Cypressen) Lädlin — allerlei Laden — 1 Schmalsetkästli [4]) — 1 hübsch Gießfaßkästli — 1 Kepsfußlädeli [5]) — das Buffet — Tröge — 1 Trog mit blunder, so die Kind all Tag bruchend — Kisten — 1 Kuchikäspli.

1 großer Tisch — 1 geblümter Tisch — 1 bschlossen zusammengleit Tischli — Stühle — Sessel — 1 großer Sessel — 1 beschlossen Sidelen — Scabellen [6]) und allerhand Sidelen, sowie Fußschemel. Die langen Bänke, welche rings herum an den Wänden angebracht waren, gehörten naturgemäß nicht zur fahrenden Habe.

---

[1]) Rosennobel, eine alte englische Goldmünze, mit dem Bilde der Rose auf der einen Seite, galt im XVI. Jahrhundert 3, im XVIII. 4 Reichsthaler.

[2]) Englische Goldmünze mit dem Bilde eines Engels. An Goldwert 2 Thaler 21 Gramm.

[3]) Allmergen, im Dialekt ballmäri = Küchenschrank, überhaupt Schrank.

[4]) Schmalsetkäspli = Schmalsaatkasten, Saamen von Bohnen, Rüben, Erbsen, Kraut.

[5]) Kepsfußlädli, vielleicht Kerbsfußlädli, mit Kerbschnitt verzierte, auf Füßen stehende Truhe.

[6]) Stabellen = Holzstühle mit Holzlehnen.

— 1 Vischteller — 17 kleine Teller — 10 Kanten und Stitzen — 21 Schüßlen groß und klein — 4 Saltzbüchsli — 2 Senfkentli — 2 Fleschen — 1 Gießfaß (1544).

Marx Escher [1]) (1564) besitzt: „1 Schützen-blatten, 2 Zipfelschüßlen, 2 Sempfschüsseli, 4 Saltzbüchsli, das ich mit dem armbrust gewunnen, 13 blatten, 7 schüßlen, 2 welsch stitzen, hab ich mit der Büchsen zu Losanne gwunnen [2]), 2 Fleschen, 1 Stitzli, hab ich uff dem blatz (zu Zürich) mit der Büchs gwonnen an der Kilwy 1568."

Zur Beleuchtung der Stuben benützte man Kerzen und Oellichter. Wir finden: hübsch möschin Kertzenstöck, Kertzenstöck mit 2 und 3 Roren — 1 möschin Kertzenstock mit 2 Roren und einem stengli mitten ufhin — 1 ysiner Kertzenstock mit 1 höltzinen Fuß — 1 Henglicht — 4 Oel- und Henglichter.

Johannes Escher verfügte auch über eine „wechsine tortschen oder Zündkertzen" (vor 1564), welche wohl außer dem Hause als Leuchte in den dunkeln Gassen gedient hat.

„Ein möschin Rößli, daraus man Waßer an die Hend git" stammt wahrscheinlich aus katholischer Zeit, wo es in der Kirche als aquamanile Verwendung fand, ebenso „ein Wiechwasserkesseli."

Den Schluß des Hausrathes bilden Gwandbürsten, Schreibzüg, Löuffelkratten, Ellstecken, hültzin Tischring, 1 Zytli so man

---

[1]) Marx Escher, geb. 1547 als Sohn des Johannes und der Marg. Meyer von Knonau, wohnte zu Wetzikon, ward 1598 Stattrichter, XVIIIer und 1609 Schultheiß am Stadtgericht. † 1612. Seine Gattinnen waren: 1. Margret Blarer, 2. Anna Maurer, 3. Catharina Klauser.

[2]) An den Frey-Schießend oder Gesellenschießend, die schon im XVI. Jahrhundert an der Faßnacht und Kirchweih unter großer Betheiligung abgehalten wurden, pflegte man mit Bogen und Armbrusten oder „Feuerrohren um gewine größere und mindere Gelt- auch etwaß Verchpreise nach den ausgestellten Zihlen" zu schießen.

ein Wecker nennt [1]), 1 Merktkessi, 1 Fliegenwedel, 1 Schießstuhl [2]) und eine Menge von alltäglichen Gegenständen und Kleinigkeiten.

In den Kasten und Laden lagen unter großen Vorräthen von Leinwand und Tuch Bett- und Tischplunder und Kleider. Zum Tischplunder zählte man die Tischlaken, schmale Streifen aus Leinenzeug, welche nicht das ganze Tischblatt bedeckten, ferner die Handzwehelen, Schlaftrunkzwehelen [3]) und Tischzwehelen (Servietten), die Tischtücher (Decken), Buffetdecken und Zweheli. Der Bettplunder bestand aus den Lilachen (Leintücher), Kissen, darunter Haupt-, Ohren- und Fußkissen, Pfulwen (Pfulmen), Decken (Federtecki, wißi Summertecki), Fäderryten (Federmatratze?), Küssiziechen (Ueberzüge), aus allerlei Tüchli und Zwehelen.

An Vorräthen besaß eine einzelne Haushaltung: 1 Gwandkasten, darin: 27 Linlachen, 28 Tischlachen, 17 Handzwehelen, 62 Tischzweheli [4]), oder aus Stoffel Klausers Nachlaß (1575) 10 Lylachen, 22 Tischlachen, 5 Schlaftrunkzwehelen, 3 gewirkte Tücher, 2 Tischtücher, 1 Dotzet Zwehelen, 1 1/2 Dotzet Tischzwehelen, 10 Handzwehelen u. s. f.

Die Bank-, Stuhl- und Gutschenkissen, deren schon bei den Möbeln gedacht wurde, waren aus Leder oder aus Zeug: „2 gewürkt Gutschenküssi, 5 durchgend Bankküssi, liderin Küssi [5])", ferner 1 Gutschentuch mit Faden genäyt (brodirt) und hübsche Banktücher.

---

[1]) Aus dem Nachlasse des Jakob Eßlinger an der Strehlgasse. Ob diese Weckeruhr wohl eigenes Fabrikat war?

[2]) 3 beiniger Stuhl für die Armbrustschützen, welche ihre Uebungen sitzend zu machen pflegten.

[3]) Kleine Tücher oder Becherunterlagen.

[4]) Verzeichniß der Hinterlassenschaft des Kaspar Bluntschli.

[5]) liderin = ledern. Ferner werden „Küssi, liderin underzogen", erwähnt.

Wollene und kölschene Tücher gehören ebenfalls zum Plunder, während die gestickten seidenen Decken unter die Kostbarkeiten gezählt werden. Eine solche Decke wurde von Verena Zoller[1]), der Tochter Junker Hans Wilperts und der Frau Agnesa Schmid, gestickt, bevor sie sich mit Junker Hans Konrad Escher verehelichte. Heinrich Bullinger[2]) schreibt 1561 darüber, daß sie die Menschwerdung und Erlösung unseres Herrn Jesu Christi von einem Gemäld gar künstlich und mit vielen Bildnussen auf ein Tuch abgewürkt hat, also eine kostliche Tafel gemacht habe[3]).

Umhänge aus farbigem Tuch, mit Seide gewirkt, pflegte man oben um die Bettstellen zu hängen, ähnlich den „Himletzen", unter denen wir die eigentlichen Betthimmel zu verstehen haben.

Die Kleidungsstücke, welche in den Gewandkasten aufgespeichert lagen, geben uns ein buntes Bild von der Mannigfaltigkeit der zeitgenössischen Tracht in Schnitt und Farbe. Als

---

[1]) „Verena Zollerin hat einen gewürkten Aufschlag oder Tapezirey „gar kunstlich verfertiget von verschiedenen Historien, darüber der sel. „Herr Bullinger eine beschreibung gemachet: Welche samt dem gewürkten „Aufschlag, annoch in Zollerischem Geschlecht verwahrt bleibet."

„Diesen Aufschlag hat Baß Anna Barb. Zoller Obervogt Bühlin „von Stein übernommen bei Erbschaft ihrer Frau Mutter sel. und dem „Buchbinder Conrad Däniker nebst vielen andern Sachen verkauft im Juni 1785."

[2]) Die Familie wünschte ein Gutachten von dem Antistes, um sich vor allfälligem Verdachte, am alten Glauben zu hangen, rein zu halten.

[3]) Der Teppich wird in dem Nachlasse der Frau Katharina Zoller erwähnt und ist bis 1785 in der Familie verblieben. Ueber das lange Verbleiben einzelner Stücke belehrt eine Notiz aus der Theilung David Zollers vom Jahre 1752: es war nebst anderen alten Sachen noch vorhanden: „eine uralte große mit eisen neglen beschlagne Kisten, an deren Fus das Zoller und Sikingerwapen sehr deutlich gemahlet ware; diese Kisten ist aber nachgehends als unbrauchbar zerschlagen worden."

Wygant Zoller und N. v. Sikingen um 1461.

Beispiele führe ich eine männliche und eine weibliche Garderobe an, um dieselbe im Anschlusse an weitere Theilrodel zu ergänzen.

Das Töchterlein des Vogtes Beat Holzhalb [1]) besaß um's Jahr 1551 an Oberröcken: ein grawen Parpyonischen [2]) mit schwartzem Samet und einen brunen mit roten Samat; an Unterröcken: 1 grünen mit dryg Goldfarben Strichen, 1 Läderfarwen mit 2 blauwen Strichen, item 1 schlächten Nägelifarwen. An Halsgölleren: 1 schwartz samatis mit 3 paar guldinen Häftlinen, 1 Grüns mit 3 paar guld. Häftlinen, 1 Rauchfarb Schamlotis [3]) mit Samat, 1 Nägelifarbs mit Samat verbandlet. An Kleinoten: 2 beschlagen paar Meßer, das eint paar Manglet des kleinen Mäßerlins, 1 roihen guldinen beschlagnen Gürtel, 1 Guldis Pörtli mit 1 Senkeli und Schlößli, 1 Huben (Haube), ist halb sidin und halb guldin, 2 guldin Kragen, sind noch aneinanderen, 1 teilten Samatnen Seckel, 1 blawen Bändel mit 1 guldinen Örtli. An lininem Gewand: zwen gfalten Halsmäntel, der eint ist mit Sidin und Gold gemachet, 1 wyßen Schürlitz [4]), 1 gäl Kittelhembd, 1 wyßes Kittelhembd, 1 gälen und 1 wyßen Umbgurt, 1 wyßes Kindsteckli mit einer Rosyngin-rodten Blegi [5]), 1 schwarz linis paar Ermel, 16 Tüchli, 1 schwartz Pursatis [6]) Libli.

---

[1]) Küngolt Holzhalb heiratete 1562 Hans Konrad Rollenbutz. Ihre Eltern waren Beat Holzhalb † 1550 und Magdalena Haab, des Bürgermeisters Johannes Haab Tochter, † 1549.

[2]) Parpionisch, wahrscheinlich nach dem italienischen Orte benannt, in dem das Tuch hergestellt wurde. Id. IV. 1535.

[3]) Schamlot, franz. Camelot, ein im Mittelalter hochgeschätzter feiner Wollenstoff, später überhaupt geblumter oder gemusterter Stoff.

[4]) Schürlitz, Name eines Zeugstoffes und eines Kleidungsstückes, besserer Unterrock. Unter den Preisen des Zürcher Freischießens von 1465 ist „ein halb schwarz schürlitztuch".

[5]) Blegi = Belag.

[6]) bursat = halbseidenes Zeug.

Ferner gehören zur weiblichen Kleidung: Underhembder, Widerhembder mit den Umbgürtlin, aus weißer, schwarzer Leinwand oder aus Pelz. An Unterkleidern: 1 grüne Underjuppen, 1 grüne Juppen und 1 Underbletz. An Oberröcken: schwarz wollene Hosseggen, gefüllte (gefütterte) Hossefen[1]), sidine, wulline Röcke, zwilchin Röck, 1 wyßer Schürlitz. Zum Oberrock gehörten: das Göller, eine Art Kragen aus schwerem Stoff, der die entblößten Schultern decken und wärmen sollte; z. B. 1 wullin Göller, 1 samatin Göller mit 7 paar silb. Häftlinen, 5 linini Göller, ferner die Aermel. Sie werden stets extra und paarweise erwähnt. 16 paar lini Ermel, ein paar gefüllte (gefütterte) Ermel, 1 paar ganzer Ermel und Handschuh. Die Gürtel und Porten[2]) wurden schon bei den Schmucksachen genannt; als Beispiele dienen weiter: 1 guldine Porten mit Buchstaben, 1 Sänkel und Ringgen zu einer Porten, 1 guldiner Sänkgürtel und 1 Gürtel mit gewerchtem Silber beschlagen.

Schuben[3]) (Schauben), weite Ueberröcke oder Mäntel, sind bei Frauen und Männern in der Mode: 1 lüntsche[4]) Rouchfarwe Frowenschuben, 1 gfült und 1 ungfült Schuben, 1 schwartze Lütschi Schuben, 1 Ariß gfülte Schuben[5]), 1 grün sammatine mit ruggfehinem[6]) Futer.

An Stelle der Hauben, die sich zwar noch in den Rödeln finden, trat das Barett aus schwarzem oder farbigem Stoffe,

---

[1]) Hossegge = Husecke, ein Mantel des XV.—XVII. Jahrhunderts, ursprünglich für beide Geschlechter, zuletzt nur für Frauen. Vom franz. housse = Decke.

[2]) Porte, wohl Träger der Taschen, Schlüsselhaken u. s. w.

[3]) Schube = großer, weiter Mantel für beide Geschlechter, der von den Predikanten und Ratsherren schwarz, von den Adeligen und dem weiblichen Geschlechte in farbigem Stoffe getragen wurde.

[4]) lüntschi = schlecht erhalten.

[5]) französischer Seidenstoff aus der Stadt Arras.

[6]) Pelzfutter aus Rückstücken des Marders zusammengesetzt.

mit Federn und Schmuckbehänge: 1 grüne Huben, 1 guldin Huben, 1 samatin Paret, 1 roth Paret, 6 wyß fädern.

Aus Pelz wurden „libli", Brusttücher, Umgürtlin und Underbletz verfertigt, und die Röcke, Mäntel, Göller und Barette wurden damit verbrämt. Zwei mir unbekannte Stücke der weiblichen Garderobe sind: 1 Frowenwetschger[1]) und 1 gemangoter Kittel.

Die Männertracht lernen wir aus der Garderobe des Junkers Johannes Escher kennen, der im Jahre 1564 starb.

An Hosen: 1 rauchfarw, 1 rot, 1 eschfarw und ein paar Zilche ritthoßen.

An Wamsel: 1 schwartz Samatig, 1 schamlotiß, bombosiniß[2]), 1 Galler Zwilchis.

An Röcken: 1 schamler[3]) mit einem Fuchsfuter underzogen, 1 schwartzer Mantel, 1 Filtzmantel und 1 bruns Röckli (kurzer Mantel?).

An Hütli: 2 Schlappen (Schlapphüte), 1 tütsch schwartzes Hütli (Barett), 1 roth tütsch hüttli, 1 welsches, 1 samitiger ritthutt samt einer rauchfarwe nebelkapen[4]).

Dieser Aufzählung sind noch beizufügen:

An Hemden: Mannenhembd, Nestelhembd, Kittelhempt;

an Hosen: 1 paar gäl Hoßen, wyß Hoßen.

an Wamsen: barchatin Wamsel, sidin Wamsel, 1 rauchfarw, 1 rot sammatin, 1 grün atlassin, 1 wyß atlassin, 1 aschfarb sammatin und 1 schamlotin Wamsel, 1 gefült Beltzschopen[5]).

---

[1]) Nach privater Mittheilung soll Wetschger einen Sack, eine Tasche bezeichnen.

[2]) bombasin, franz. baumwollen oder barchet.

[3]) wohl wie Anmerkung 3, p. 239.

[4]) Kapuzzenartige oder mit Ohrlappen versehene Kopfbedeckung, die vor Wind, Kälte und Nebel schützt.

[5]) Pelzjacke mit Stoff gefüttert.

an Röcken: 1 schwartzer mit grün gefütert, 1 schwartzes mit Sammt besetzt, 1 aschfarw Wappenröckli, 1 französisch Rock, 1 schwartz einfalten, 1 gefalten und 1 läderfarben Rock, 1 samater Librock, 1 gefülter Librock, 1 liderin (lederner) Librock, 1 Oberrock mit Samat.

an Mänteln: 1 kurzer schwarzer, 1 aschfarwen, 1 rother.

an Hüten: Hütt, schwartz und rott Paret, schwarze Schlapen.

an Schuhen: 1 paar Rieterstifel, 1 paar Mannenschuh.

Wehr und Waffen gehören ebenfalls zu des Mannes nothwendiger Ausrüstung, denn in den kriegerischen Zeitläuften des XVI. Jahrhunderts trug ein Jeder Schwert und Dolch. Im Escher'schen Rodel sind: 1 großer Harniß so Im (dem Vater) erstlich angemacht, 1 welscher Haggen [1]) sampt 2 Fleschen, 1 Schwert mit silbernen Spangen, 1 Rapier mit einem schwartzen Gfeß, ein vergüldter welscher Dolchen, 1 großes Weidmesser, 2 hübsch Spieß, darunder der ein gell, 1 hallenbertli.

In weiteren Theilrödeln werden angeführt:

an Kopfbedeckungen: 1 Salar (Schaller), 1 Ysenhut, 1 alter Ysenhut, 1 Begelhuben (Beckenhaube), 1 Hirnhuben (kleine anschließende Eisenkappe).

an Panzerstücken: Krebs, Ruggen, Blechhentschen, Armschinen [2]), 1 Pantzer, 1 Harnesch mit aller Zugehör, 1 schlechter, schwartzer Harnesch, 1 klein Harnischli, 1 Bantzerhembd [3]).

an Schlag- und Stechwaffen: 1 Schlachtschwert, 1 Rytschwert [4]), 1 mit silber beschlagen Schwert (20 ₶ an Geld), 1

---

[1]) Haggen, ein bis ins XVII. Jahrhundert gebräuchliches, schweres Feuergewehr, mit einem Haken am Schaft, mittelst dessen es auf einem besondern Gestell befestigt werden konnte.

[2]) Rüstzeug zum Schutze der Arme.

[3]) Das Panzerhemd, ein Geflecht aus eisernen Ringen, wurde im XVI. Jahrhundert kaum mehr getragen und mag noch aus alter Zeit herstammen.

[4]) Rytschwert = langes Reiterschwert.

Rapier geperlet, 1 beschlagen Rapier, 1 beschlagen Tägen und Tolchen, 1 Schwytzertegen [1]) oben umb und die Messer auch mit Silber beschlagen, samt 1 silbernen Kolben mit Bildern, 1 mit silber beschlagenes Tölchli, Hallbarten, Spieß, Knebelspieß, Schwinsspieß mit 2 Spitzen, 1 Schaferin [2]), 1 Windner [3]), 1 bschlagen Vormesser. — 1 Huntpiel, 1 Grientpiel.

an Schießgewehr: 1 kleiner stächliner Bogen, alte und neue Armbrüst, 1 Zilbüchs, 1 Fürbüchs.

ferner Lädergöller, Sättel, Wadtseck [4]) und 1 Jegerhorn.

Bevor wir die Vorräthe an Wein und Lebensmitteln (an nassen und trocknen Früchten) betrachten, wollen wir zur geistigen Nahrung, zu den Büchern, übergehen. Die Bibel findet sich öfters, andere Werke dagegen seltener; in jedem Falle steht der Besitz an Büchern und geschriebenen Werken in keinem günstigen Verhältnisse zu Schmuck und kostbaren Gehängen, zu der komplizirten Küche und den großen Vorräthen an Früchten und an Wein. Das Verzeichniß einer größeren Bibliothek ist uns nur in dem schon mehrmals erwähnten Theilrodel des Stadtschreibers Johannes Escher erhalten geblieben:

an Büchern: Cronica Schleidiani [5]), Cronica Stumpfii, 2 Bücher.

---

[1]) Schwytzerdegen, den Schweizern eigene Waffe für den Nahkampf, mit kurzer, schwerer Klinge und kleinem Messer, an der Scheide oft reich mit Silber beschlagen.

[2]) Schaferin = Tschäffeli, aus dem franz. Javeline, kleiner Wurfspieß. Es war der Name für die von den Obrigkeiten so häufig verbotenen, weil allzu lose in der Scheide sitzenden Kreuzdegen.

[3]) Windner = eine Waffe (Speer, Schwert).

[4]) Wadtsack = Sack für die Wat (Kleidung), also Kleidertasche, Mantelsack.

[5]) Sleidan † 1566 in Straßburg, Verfasser der commentarii de statu religionis et reipublicae Carolo V Caesare, einer Geschichte der deutschen Reformation, die als eines der ersten zeitgenössischen gedruckten Geschichtswerke ungeheures Aufsehen erregte.

— Concilium zu Constantz[1]). — Schimpf und Vest. — Meilandische Krieg[2]). — Des Kungrich Hungern Beschreibung. — Ußzug uß Stumpfen Chronik. — Kriegsanschlag. — Der Rollwagen[3]). —

an Klassikern: Plutarchus. — Valerius Maximus. — Justinianus. — Herodianus. — Officia Ciceronis.

an geistlichen Schriften: Die Evangelisch Kilch. — Lobgesang Zachariae. — Hoffnung der Gläubigen. — Verklerung Jesu Christi. — Der alt Glaub. — Berichte der Kranken. — Der Widertäuffer Ursprung. — Ein schöner Spruch.

ferner: Peyerische Lantzordnung. — Wirtenbergische Lantzordnung. — Titular Buch. — Calenderbuch. — Hexenbuch. — Das nüw Rechenbuch. — Ußlegung des Anatoni — (?). Handbüchli. — Retorich (Rhetorik) und tütsch formular. — 300 gemeiner Sprüchwort[4]).

Im Nachlasse des Gebhard Krütli, Zwölfers zur Meisen (1545), sind: 2 Bücher „die gantz Bibli", schön ußgestrichen — 1 Buch Julii Cesarus (!) und Cicero zämen bunden. — Weiter finden sich: Das Heldenbuch[5]). — Summa Christlicher Religion Heinrich Bullingers. — Der Rollwagen.

---

[1]) Das Concil, so zu Constantz gehalten ist worden. Mit Wappen und Figuren. Augsburg 1536; oder Stumpf: Beschreibung des Concils. Gedruckt bei Froschauer zu Zürich.

[2]) Wahrscheinlich: Galeatius Capella. Beschreibung und Geschichte deß Meyländischen Kriegß, verdeutscht durch Wenz. Lincken. Bern 1539.

[3]) Eine Fabel und Schwanksammlung des Riga'ischen Pfarrers und Dichters Burchard Waldis, welche durch ihre naive und witzige Sprache allgemein verbreitet war.

[4]) Marx Escher, der Besitzer dieser Bibliothek, schrieb eine Chronik löblicher Eydgenossenschaft von ihrem ersten Ursprung her bis zun Zeiten Caroli Quinti. Msc.

[5]) Neudruck der Erzählungen von Wolfdietrich, Rosengarten und Laurin, Eckeharts Ausfahrt, Sigenos, Siegfrieds Drachenkampf. Ermenrichs Tod und des Hildebrandsliedes mit schönen Figuren geziert und zu Frankfurt gedruckt.

Die Vorräthe an Wein und Kernen waren natürlicher Weise von dem Reichthum der Familie abhängig, da die Zinsen vielfach an Wein und Kernen ausgerichtet wurden. Aber im Allgemeinen sind sie doch für unsere heutigen Begriffe recht beträchtlich. Die Erben Junker Wilpert Zollers und frouw Agnesa Schmidin syner Husfrowen erhalten an Wein 413 Eimer aus den Jahren 1552, 1553, 1555, 1556 und gemischt 1552 und 1554er. Peter Füßli's, des Gloggengießers Kinder erben anno 1500 70 Eimer Wein aus den Jahren 1498 und 1499. Hans Roist zum Luchs in Gassen hinterläßt 30 Eimer Win und Faß zur Meißen, 28 Eimer Win vom 1499sten Jar, ligend zu Bendlikon; an Rotem bi 6 Eimern. Junker Hans Schwend besitzt: 34 Eimer in der Neustadt, 15 Eimer uß Ütikon, uß Meilen 19 Eimer (3 am Jurst, 16 am Bül gewachsen), und Hans Hug von Nürenberg 72 Eimer.

Die Kornvorräthe wurden theils zu Hause in der Kernenkammer, theils beim Bäcker aufbewahrt. Hans Hugen Kinder erben im Jahre 1512 an Kernen 28 Mütt in der Kammer, 26 Mütt uf der Beilen[1]) am Pfister uf den Lehlüten. An jährlichen Zinsen bezogen z. B. Jakob Effinger 70 Mütt Kernen, 16 Malter Hafer, 1 Malter Gersten, 1 Vlg. Bohnen, (1530); Junker Jakob Lantz v. Liebenfels 172 Mütt Kernen, 40 Malter Hafer und 18 Malter Fäsen (Bohnen 2c.).

Junker Hans Schwend bezog im Jahre 1506 an Kernen 51 Mütt, 11 Malter Fäsen, ferner 60 ufgehnder terter (gedörrter) Albelen und 2 gut Lächs.

Fleischvorräthe lernen wir im Nachlasse Jakob Cunradts genannt Schultheiß[2]) † 1556 kennen: 5 Syten Fleisch, 14 Tigenwürst, 10 Hamen, 2 Rippli und 1 Stück Kinnbacken.

---

[1]) Beilen = Vorratskammer beim Bäcker. Vrgl. Idiotikon IV 1161.

[2]) Jakob Cunradt, genannt Schultheß, XIIer zur Gerwe, 1520, † 1551.

Der Wittwe des Junkers Johannes Escher, Frauen Adelheid von Chusen, überlassen die 5 erbenden Kinder außer allem, was sie zugebracht, 4 Eimer Win vom 58. Jahr, 4 Mütt Kernen uff der Beilen, 1 centner Anken, etlich Holtz, Keß, Gemüse, Schwine fleisch, Confriten (Confituren, Zumus) und dergleichen Züg.

Ludwig Holzhalb, der Metzger hinterließ 1502 an Vorräthen: 6 Ochsen fl 48 hat der Widmer von Schneisingen, 8 Ochsenstand hat Vogel auf Ringlikon (an Futter) 67 fl 2 Ochsenst nd 17½ fl hat Uli Schmid von Oetwil, 1 Kuh bi Uli Öchsli, sin's Vaters Kuh und Roß für 39 ℔.

Die Metzgerbank ist in dem Inventar zu 200 ℔ gerechnet, eine beträchtliche Summe, wenn man bedenkt, daß die beiden Häuser des Meisters sammt 1 Mütt Kernen Zins zu 400 ℔ angeschlagen sind.

Ueber den Nachlaß an Geld und Schuldbriefen, an Häusern und liegenden Gütern sei nur bemerkt, daß die Baarbestände gewöhnlich nicht sehr groß waren und sich aus einer Menge verschiedener Geldstücke und Münzen zusammengesetzt haben. Hans Rollenbutz hinterließ 1506 an alter Müntz 1190 ℔. — Conrad Bindschädler 1522 nur 68 Rheinisch Gulden. — Der Zuftmeister Felix Sprüngli, dessen Silberlade wir beschrieben haben, hinterließ in der Lad uf dem Rathhus: 50 fl an Frankrycher Dick Pfennigen[1]), — 21½ fl an Solothurner und Luthringer ouch dergleichen Dickpfennigen, — 29 fl an gantzen und halben Thalern, — 1 alten Österreichischen Taler, — 4 Taler da jeder 1 Guldin werth, — ½ Guldin Taler, — 3 fl 10 ß an allerley Pfennigen, — 22 gantz und halb Nüw Kronen, 2 halb für 1 gantze zellt, — 8 Sonnenkronen[2]), — 3

---

[1]) Dicken oder Königstaler, hat an Metallwerth 27 gute Groschen.

[2]) Französische Goldmünze écu de soleil mit dem Bilde der Sonne hat 60 Sols oder 1 Reichsthaler ohne Agio.

Krütz Duggaten, — 6 einfach Duggaten, — 1 spanische Doppel Tuggaten, — 7 Rheinisch Gold Gulden und 5 halb Sonnen Cronen. Als Gesammtvermögen seien die Verlassenschaften des Junkers Wilpert Zoller-Schmid † 1557 und der Frau Esther Zoller, geb. Reutner von Wyl, genannt. Der erstere hinterließ an Hauptgut 25,662 fl 14 ß, 8, Haus und Hofstatt, darzu den Garten vor dem Lindenthor, das Erblehen zu Höngg, 413 Eimer Wein, 189 lot Silbergeschirr ohne den Hausrath und die fahrende Habe; Frau Esther, geb. Reutner von Wyl, 16,180 Guldin 20 ß.

Vermächtnisse und Schenkungen werden in diesen Quellen selten aufgeführt, sie sind in den Gemächtsbüchern der Stadt zu suchen. Zunftmeister Sprüngli setzt dem Spital ein Legat von 200 ℔ aus und der Elisabeth Kollerin, siner Dienstmagd 100 ℔. Frau Esther Zoller-Reutner vermacht ihrem Sohne Junker Joh. Caspar Zoller 500 Guldi zum Voraus, „weil derselbig ledig bliben und ich sinetwegen mit dem Hochzit keinen Kosten gehebt, als mit andern geschwistergiten“.

Aus dem XVII. Jahrhundert liegen mehrere Privattheilrödel vor, welche in ungekürzter Wiedergabe ein so reiches und vollständiges Bild des gesamten Hausinventars geben, daß es eitle Mühe wäre, dasselbe durch weitere Beispiele zu ergänzen. Die Vorräthe an Gold- und Silbergeschirr häufen sich, überhaupt ist der Reichthum in stetem Steigen begriffen. Seine Quellen waren der blühende Handel, die Seidenindustrie mit ihren Zweigbeschäftigungen, die fremden Gelder und Pensionen und wohl auch die Pest, welche in Zürich mit furchtbarer Gewalt wüthete und die Familien zusammenschmelzen ließ.

Bei der Erbtheilung war dem Sohne, wie z. Th. heute noch, ein Vortheil gewahrt, indem er die liegenden Güter und das Handlungsgeschäft zum halben Preise oder noch billiger übernehmen konnte, oder indem er vom Vater eine bestimmte Summe

zum Voraus ausgesetzt erhielt. Das zugebrachte Weibergut wurde zu gleichen Theilen unter die Kinder vertheilt. Wehr und Waffen, Bücher, Familienschriften, Gemälde, überhaupt Familienstücke, sowie des Vaters Kleider, fielen dem Sohne zu, der Mutter Schmuck und Garderobe den verheiratheten und ledigen Töchtern zu gleichen Theilen, der Mutter Sparhafen den ledigen Mädchen. Unter den Abzügen am Gesammtgut, welche natürlich einzeln in diesen Rödeln aufgeführt sind, finden sich Legate an das Waisenhaus, den Spital, das Almosenamt, an die Armen am Oetenbach, am Sellnau und an die Bürgerbibliothek, ferner

Seelgräht [1]) an Gotten und Göttinen, gewöhnlich in Form einer Anzahl von Goldstücken (Doublonen, Speziesthalern, Duggaten).

Der treuen Dienstboten wird sehr oft im Testamente gedacht. Junker Wilpert Zoller vermacht seiner Dienstmagd Elsbeth Bülerin 150 Gl., Frau Cleophea Wyß-Zoller dem Adli Sulzer 100 Gl. samt dem bet, darauf die Magd gelegen; — dem Elßbetli, so der Frau Muter sel. gewachet und abgewartet, 2 Gl. (d. h. ein Genueser Dukaten).

800 ß vermacht der Zunftmeister Hafner seinem Sohne für die Frömde Köſten und die Zunfft, in der Meinung, daß wenn er mehr brauche, es aus seinem Eigenen geschehe.

Stets wiederkehrende Posten sind: die Begräbnißkosten, die Leidtücher, die Rechnung für Trauerkleider [2]) aus dem Kramladen und vom Schneider, der Grabstein (20 ß dem Meister Dietschi für den Grabstein), die Rechnung des Doktors (dem Herrn Dr. Lavater laut Zeddel und Verehrung 50 Spezies thaler), des Apothekers (dem Apotheker Stocker laut Zedel 20 Gl.).

---

[1]) Seelgrät = Vermächtniß, ursprünglich zum Heil der Seele für Seelenmessen vermacht.

[2]) Die Trauerkleider der gesammten Familie wurden aus dem Nachlasse des Verstorbenen bezahlt.

Die nun folgenden und zum Theil in extenso abgedruckten Theilrödel mögen einen noch so trockeneu Lesestoff bergen, sie werden dennoch einem Jeden, der sich in die Vergangenheit vertiefen will, eine Fülle von kultur- und sittengeschichtlichen Aufschlüssen zu geben im Stande sein.

Theilrodel 1608. Frau Wittwe Esther Zoller, geb. Reutner von Wil. Theilung Jhres eignen Guts.

Es sollen 5 gleiche Theile gemacht werden, der Schwester aber der Mutter Kleider und Cleinothen, auch ir silberner Becher sampt einer bettstat vorusghören.

Hüser, Güter, Zehnden, Gülten 24,187 güldi.

Das Silbergeschirr wurde in 5 gleiche Theile gesondert und durch das Loos getheilt, jedem Theil 135 Loth.

Theilrodel 1626.

J. Hans Jakob Zoller und Anna Escher v. Luchs Hab und Gut [1]).

Erben: 2 Söhne, 1 verh. Tochter, 4 ledige Töchter.

3000 ₰ Das Haus zum Kranach, darin sollen die ledigen Kinder wohnen und es besitzen (an der Schmidgasse auf Dorf).

1550 ₰ Zehnden zu Stadel.

500 ₰ Hof Gugenbül zu Jllnau

u. s. w. Summa Summarum an Gütern, Zehnten, Häusern: 8950 ₰.

7250 ₰ 27 ß 6 Heller an Gültbriefen.

4179 ₰ 13 ß 6 Heller an Schuldbriefen.

1763 ₰ 12 ß an unsicheren Briefen.

262 ₰ 10 ß an Kernen.

---

[1]) Hs. Jakob Zoller, geb. 1560, hat sich 1579 verehelicht mit Anna Escher, Junker Heinrich Eschers und Frau Ursula Wellenbergin Tochter. Er wurde XVIIIer zum Rüden und Vogt der Herrschaft Lauffen, der Herrschaft Eglisau und starb 1625. Sie starb ebenfalls 1625.

2136 ℔ 1624ger. der Eimer zu 10 ß. 1625ger, der Eimer zu 8 ß, bleibt den ledigen geschwistern.

1762 ℔ an Sylber Geschyr.

306 ℔ an einem großen vergulten Kredenzgeschirr, sampt dem Deckel, wigt 163 loth. diesen bächer habent die 5 schwöstern beiden brüdern verehrt, welches aber iren geliebten Eltern selige Meinung auch gewesen [1]).

1461 ℔ Ist an allerlei vergulten und silberin Stöuffen und Bächeren, drunder auch ein Dozet silberin löffel begriffen, vorhanden gsyn. tut zusammen 728 lot, das lot 71 ß; überdies 21 lot so zu seelgrät geben worden; auch bleibt ein hübscher fladener Kopf mit Silber beschlagen im Huß, so verzertheilt ist, so Hartzer und von Schneeberg wappen daruff stadt [2]).

Wyter ist vorhanden, so den Töchteren gehört:

612 ℔ ist an einer großen guldinen Kettinnen vorhanden, wigt 36 lot.

312. 7. 6, Ist an 3 kleinen kettinen vorhanden, wägend 11½ lot ½ quintli, sampt 1 paar Armbent, wägent 6 lot 3 quintli [3]).

24 ℔ an einem guldinen gemachel Ringg.

---

[1]) „Anno 1610 hat die Stadt Eglisau ihrem Vogte ein Zierdvergült silbernes Pokal verehrt, in welchem die Wappen Zoller und Escher mit Farben geschmolzen und folgende Umschrift zu sehen: Hans Jacob Zoller der Zyt Vogt der Herschaft Eglisouw." Er dürfte mit dem obigen identisch sein.

[2]) Die Wappen Harzer und v. Schneeberg deuten auf Ulrich Hartzer von Salenstein und Adelheid von Schneeberg ca. 1450, der Ursula von Wellenberg Urgroßeltern.

[3]) Die Ketten und Armbänder werden in dem letzten Verzeichniß der Zollerschen Familie ausführlich beschrieben.

135 ℔ Ist an silbern und vergulten Messern, deßglichen 2 hübsch durchbrochen vergült hochzit gürtel; item 1 silberni ketinen gürtel, wigt alles zusammen ungevor 67 1/2 lot per 1 ß; was die Ring und kleinöter, so vorhanden, hannd sy ouch mit ein Anderen geteilt.

167 ℔ 12 ß Ist an Goldstücken, so die F. Mutter selig verlassen, gefunden worden.

Summa 1250 ℔ 19 ß 6 H.

Summa der ganzen Verlassenschaft 27365 ℔ 12 ß 6 H.

Das lot Silbergeschirr zu 2 ℔ gerechnet. Zusammen 728 lot Silbergeschirr.

an Zinnernem Geschirr 333 ℔
an Kupfernem Geschirr 199 ℔

Item an allerlei hübschen Tüchern, gutschen und benkküßinen.

An allerlei Lyninem ist jedem geworden:

6 Tischlachen, 6 Handtschwächelen, 10 Lylachen.
1 1/2 dotzed Tischzwächelen.
1 Zwächelen
1 Buffettuch
1 Guet Jar tüchli
} ouch yedem angevar

Nit geteilt worden und im Huß verblieben

2 groß Gfrücht-Kasten uff der Louben.
1 Anckenkessel, wigt 31 ℔, dazu 1 Dreifus und 1 Kupferni Kelen.
1 Offleten Ysen.
1 Großer Bratspieß sampt 3 Spießen.
1 Großen Flatinnen Kopff mit einem silbernen Mundstuck, darin ist Zoller und Schultheiß vom Schopf Wappen [1]).
3 Kertzenmodel.

[1]) Eine Zoller-Schultheiß v. Schopf'sche Alliance konnte nicht gefunden werden.

Theilrodel 1669 [1]).

Der Jungfrau Elisabeth Zoller Verlassenschaft [2]).

1500	fl		auf dem Haus zum Kranich.
581	fl		auf dem Zehnten zu Stadel.
22	fl	10 ß	Kernen.
15	fl		ab einem mit silber beschlagenen Ellendsfuß erlöst [3]).
50	fl		ab einem Haarband u. Meienstill [4]) erlöst.
19	fl		hat das baartuch gekostet.
1456	fl	23 ß	an allerley Gold und Silbersorthen in 9 underschiedenlichen Säcken.

Wyters an Silbergeschirr.

20	fl	20 ß	à 20½ lot an 2 vergüllten Stöufflenen mit bugglen.
14	fl	20 ß	à 14½ lot an einem vergüllten Tischbächer, daruff Escher und Wellenberg-wappen [5]).

[1]) Hans Wilpert Zoller, n. 1582 als Sohn des Hans Jakob und der Anna Escher, heirathete 1620 Frau Marina Müllner, Herrn Landvogt Schneebergers hinterlassene Wittfrau, † 1630. Er starb ohne Nachkommen 1639 zu Baden im Ergouw, ward in Begleitung von 100 Personen in das Feld gen Wettingen, da der Badener Marchstein, geführt, allwo Herr Caspar Geßner dem Volk abgedanket und die Leichenpredigt gehalten. Er hatte die Schwester zur Erbin eingesetzt, weßhalb das Nachlaß separat aufgezählt wird.

[2]) Jungfrau Elisabeth Zoller, n. 1596, lebte mit den ledig gebliebenen Geschwistern im Hause zum Kranich auf Dorf und starb 3. Jenner 1669. Da wegen der Erbschaft Uneinigkeit entstand zwischen dem Junker Hs. Jakob von Schönau, dem Sohne der Regula Zoller († 1665) und den Kindern des Landvogts Jos. Zoller, Hs. Wilpert, Jos, Katharina und Cleophea, mußte ein detaillirtes Verzeichniß des ganzen Nachlasses aufgenommen werden.

[3]) Von einem Ellenntier, wohl ähnlich den Klauen.

[4]) Es ist fraglich, was unter Meienstill gemeint ist; ein Blumenhalter oder aber ein Schäferstab nach französischer Mode.

[5]) Das Trinkgeschirr stammt aus dem Besitze der Großeltern Escher: Heinrich Escher, Amtmann im Einsiedlerhof, und Ursula von Wellenberg, † 1569.

12 fl à 12 lot an einem Stauff mit ablangen Buggelen.
21 fl 20 ß à $21^{1}/_{2}$ lot an einem Tischbächer, mit einem Deckel, uff 3 Engelköpfen, mit Escher und Zollerwappen [1]).
7 fl 20 ß à $9^{1}/_{2}$ lot an einem Tischbächer mit einem Fuß.
6 fl à 6 lot an einem kleinen runden Tischbächer.
5 fl à 5 lot an einem tugen Tischbächerli.
7 fl 20 ß à $7^{1}/_{2}$ lot an einem hochen Tischbächer, so inwendig vergüllt.
8 fl 20 ß à $8^{1}/_{2}$ lot an 2 runden Saltz-Büchslenen.
10 fl à 10 lot an einem Flader-Köpfli [2]) mit einem mit Silber beschlagenen Deckel.
16 fl 10 ß à $16^{1}/_{2}$ lot an einer Rosengürtlen [3]).
13 fl à 13 lot an einer Schloßgürtlen.
10 fl à 10 lot an einer gantz silbernen Messerscheid.
Item 1 Messerscheid mit Silber beschlagen.
1 Bülgli [4]) mit gegossenen Knöpfen.
24 fl à 24 lot an einem vergüllten Dopplet.
24 fl 20 ß an einem gantz vergüllten gedeckten Bächer uff 3 Granatöpflen.
27 fl à 27 lot an einer vergüllten Stytzen.
30 fl à 30 lot an einem vergüllten Stauff [5]), mit Escher und Wellenberg-waapen gedeckt.

---

1) Wappen der Eltern, Hans Jakob Zoller und Anna Escher. 1560—1625.

2) Flader-Köpfli = halbkugeliges Trinkgefäß aus Nußbaummaser.

3) Die Gürtel (Gürtlen) scheinen einen wichtigen Platz unter dem Frauenschmuck eingenommen zu haben, sie wurden ein- oder mehrfach um die Taille geschlungen, dienten zum Tragen des Schlüsselbundes, der Messerscheiden aus edlem Metall oder einer Tasche.

4) Bülgli, Bulge = Schlauch, Sack. Wahrscheinlich eine sackartige Tasche zum Anhängen, mit silbernen Knöpfen verziert.

5) Vergl. Anmerkung 3, p. 228.

35 fl à 35 lot an 2 Schifflenen[1]), mit Escher Zoller-waapen.
24 fl 20 ß à $24^1/_2$ lot an einem gestämpften[2]) inwendig vergüllten Bächer.
4 fl 20 ß à $4^1/_2$ lot an einem vergüllten Schähleli.
29 fl à 29 lot an 4 glychen Tischbächeren.
12 fl 20 ß à $12^1/_2$ lot an 6 Silbernen Löfflen mit Zoller-waapen.
17 fl à 17 lot an 7 Silbernen Löfflen mit Zoller-waapen.
1 fl 20 ß à $1^1/_2$ lot an 3 Kinder-Löfflenen.
3 fl à 3 lot an bschlagenen Löfflen.
22 fl à 22 Lt. an einer Gürtlen.
17 fl 20 ß à $17^1/_2$ Lt. an einer Kettenen Gürtlen.
17 fl 20 ß à $17^1/_2$ Lt. an einer andern Gürtlen.
17 fl 20 ß à $17^1/_2$ Lt. an einer Roosengürtlen.
Item 2 Kleider-Häggen.
1 Messerscheid oben mit Silber beschlagen.
1 silberne Spangen.
1 Bülgli mit glatten Knöpfen.
1 silberne Messerscheid mit Kettenen.

9 Loth an einem Tischbächer ist laut Vermächtniß der Dienstmagd zugestellt worden.

Wyters ist an Gold, Ringen und Cleinodien vorhanden, die Cronen schwehr per 3 fl gerechnet.

28 fl 20 ß à $9^1/_2$ Cronen, an 8 Ringen und einem Cleinot mit Perlenen.
87 fl 30 ß à $29^1/_4$ Cronen, an 2 Armbanden.
90 fl 30 ß à $30^1/_4$ Cronen, an einer Fläschenzug[3]) Halskettenen.

---

1) Kleine Becher in Form von Meerschiffen.
2) Gestämpfte Becher, mit Mustern ausgeschlagen.
chenzug-Halskette, mehrfach um den Hals getragen?

9 fl 15 ß à $3^{1}/_{8}$ Cronen an einem Fläschenzug Arm-kettenli.

37 fl 35 ß à $12^{5}/_{8}$ Cronen an einem andern Kettenli.

Item. Allerhand Hand-Zierathen von Agstein, Carmiölen, Rothen Corallen, Ammethisten, Perlen, deßgleichen Vordertheill, Messer, Guldin Hauben und Händschuh, so nit wol kan angeschlagen werden.

57 fl 10 ß à $19^{1}/_{12}$ Cronen, an 11 Ringen und 2 eingefaßten Kleinodien.

465 fl 30 ß à $155^{1}/_{4}$ Cronen, an einer guldenen Kettenen.

Wyters ist vorhanden an Wyber-Kleidern u. a.:

1 daffet sambt dem Fürschooßen [1]. — 1 Sydin Aris [2]) Fürschooß. — 1 grüene geständpete brust [3]). — 14 par Ermel. — 1 schwartze Sayeten [4]). — der schöne hinderführ [5]). — 1 schöne gantz noüwe Huseggen. — 1 Sydener Aris mit Roth und blauw vermengt. — 1 brauner Cadys [6]) mit 10 Taffet-strichen. — 1 nöuwer Nachtpeltz. — 1 schwarzer tüchener Rock mit strichen. — 2 sammete Kilchen-kappen [7]). — 1 schwarzer Damast mit großen Blumen. — 1 hinderführ. — 1 sydener Schlauff.

Wyters vorhanden an Kuchi-Gschirr:

216 ℔ Zinnis, 168 ℔ Küpferins, 96 ℔ Ehrins.

---

[1]) Schürze.

[2]) Seide aus Arras in Frankreich.

[3]) Aehnlich den Schnürleibern des XVIII. Jahrhunderts.

[4]) Sayeten, eine Stoffart, welche wie Scotti, Garn, Beutel in Zürich fabrizirt wurden.

[5]) Hinderführ = eine weibliche Kopfbedeckung, aus Zobel oder „köstlichen Breminen", auch mit Gold und Silber verziert. Vergl. Idiotikon I. 964.

[6]) Cadys = aus Schafwolle gewobenes Tuch. Vergl. Idiotikon III. 147.

[7]) Kilchenkappen verordneten die Kleidermandate den adeligen Patriziersfrauen.

Wyters an allerley Haußrath:

20 ß ein Brotmesser. — 20 ß 1 Calendertafelen und Stund. — 4 fl alte Bücher[1]. — 20 ß 1 Offletten-Büchs[2]. — 1 Neyestrucken (Nähschachtel).

Unter den Möbeln sind nur hervorzuheben:

3 fl ein ufrechter Kasten mit 4 Thüren. — 1 fl 20 ß ein zusammengelegter Tisch. — 2 fl 10 ß. ein liggender Kasten mit Wellenbergwappen[3]. — 15 fl eine bettschaft sammt Fußschämel und Umbhang[4].

Wyters ist vorhanden an Bett-Plunder, lynenem geneyetem und gewürcktem Zeug:

21 Küßi. — 2 Gutschentücher[5]. — 1 Kinderdecki. — 16 Hembder und Bad-Ehren[6]. — 7 guette und schlechte Better. — 32 Hembder und Badlachen, Item Bad-Ehren. — 17 Elltüechlin. — 105 Lylachen. — 72 Tischlachen. — 38 Handzwehelen. — 8 Dotzet Tischzwehli. — 9 Puffet-Zwehlin. — 50 Wyberhembder. — 89 Schwenkel Umbschlägli[7] — und Haupt-fächli[8]. 354 Ellen 3 Vierling Wyß flächßin und Ryslintuch. — 28 lot flächßener Faden[9].

---

[1]) Die Bibliothek scheint bedenklich klein gewesen zu sein.

[2]) Runde Blechbüchse, die Gespanin der Hüplitrucke, die heute noch in jedem zürcherischen Hause zu finden ist.

[3]) Vielleicht ein Erbstück der Urgroßeltern: Hans Peter von Wellenberg und Magdelene Hedinger.

[4]) Der hohe Preis von 15 fl läßt schließen, daß diese Bettschaft ein schön geschnitztes oder eingelegtes Paradebett war. Das gewöhnliche Bett varirt im Preise zwischen 3—6 fl.

[5]) Gutschentücher = gewirkte Sophadecken.

[6]) Badkleider oder Badhemden.

[7]) Schwenkel-Umschlägli, leinene Bestandtheile der Kopfbedeckung?

[8]) Hauptfächli, deßgleichen.

[9]) Der große Vorrath an Leinwand und Tuch war dazumal allgemein und gehörte zum Luxus einer wohlhabenden Familie.

Wyters an trockenen und nassen Früchten:

3 Mütt an Kernen uff der Schütti. – 28 Eimer an Wein im Keller.

Die ganze Verlassenschaft ist also gewerthet 11,099 fl 16 ß 3 hlr. Unter den Vermächtnissen figuriren 200 fl der Magd Mareyen so 28 Jahr bey den abgestorbnen Jungfrauen Ehrlich gedienet, ferner der angebrochene Ancken, Saltz, Holtz und von jeder Gattung Hußrath ein stuck.

1/3 fällt dem Schwestersohn Jkr. J. Jacob v. Schönau zu, 2/3 den 4 Bruderskindern, deren Vater Jkr. Landvogt Zoller gestorben war.

An baarem Geld erhält der Junker von Schönau 607 fl 19 ß 7 hlr. 256 fl 19 ß 7 hlr. an allerley, 100 fl an Louis, 200 fl in 2 Säcken an Zürich Müntz, 30 fl an Louis und Ducati. — Die Zoller'schen Erben 590 fl 12 ß 5 hlr. und zwar: 160 fl 13 ß an Zürich-Batzen, 196 fl an Gold, 109 fl 30 ß 5 hlr. an allerley groben sorthen, 137 fl in 2 Säcken Müntz.

1690. Theil Rodel über das Gut der Frau Catharina Escher, Junker Joh. Zollers, Landvogt zu Regensberg Wittwe [1]).

Hab und Guth an Brieffen, barem Gelt, Börthlen und Silbergeschirr:

49624 fl 37 ß 8 hlr. 1309 Loth 3 quintlj.

An Gold und Silbersorten hat sich befunden baares Geld:

220 spanische und französische Dublonen 1452 fl
19 dopplet und 60 einfache Dukaten 356 fl 32 ß
65 italienische Doublonen à 6 fl 16 ß 416 fl
an leichtem Gold 86 fl 32 ß

---

1) Katharina Escher, Tochter des Junkers Hans Georg Escher und der Cleophea von Salis, heirathete anno 1632 den Landvogt von Regensberg Junker Jost Zoller. Er starb 1649, sie starb 1690.

an 458	Philipp-Thalern	881 fl	24 ß
an 411	Hennesere	096 fl	
an 256	Louis-Thalern	460 fl	32 ß
an 230	Rychs Thalern	414 fl	
an 191	Holländischen Thalern	429 fl	30 ß
an 388	17 ß wärtigen	164 fl	28 ß
an 122	× Dicken, 28 halb × Dicken	68 fl	
an 113	ganz und halb Dicken	45 fl	8 ß
an	allerley	362 fl	19 ß

Unter dem Silbergeschirr werden gegen 50 Becher, Stäuffe, Schalen und Doppelbecher aufgezählt, so z. B. ein Dopplet à 63 Lot, 1 Kelch mit Deckel $23^{1}/_{2}$ Lot, 1 Birr 29 L., 1 zierd-vergulter Bächer mit Deckel und Fuß. — Ein zierd-vergulte Schalen, die Herr Obrist Steiner sel. dem Herrn Vater sel. als seinem Fendrich verehrt hat. 32 L. [1]) — Ein vergulter Stauf 90 L. — Ein Trauben 28 L. [2]) — Ein Confectschalen mit $1^{1}/_{2}$ thalern Zusatz 28 L. — 2 vergulte Löffel mit 2 Thalern Zusatz. —

Folgendes habend sich die Frauen untereinander vertheilt: Tisch und Bethplunder, an geneheten Stucken [3]):

Daß Täfelin, darauf die Gespons Christi [4]) represientieret wird, von der Frau Mutter sel. genehet worden, sammt einem Gutschengruß von 8 Küssinen [5]).

Die Jacobsleiteren samt 9 Küssinen. — Die 10 Jung-

---

[1]) „Anno 1620 ward Jost Zoller Herrn Obristen Steiners Fändrich, als man ins Vältlin für Tyran gezogen; den 3. Augusten zugend sie fort und kamen zurück den ersten Wintermonat 1621."

[2]) Trinkgeschirr in Form der Zoller'schen Schildfigur.

[3]) Genehete Stücke zum Schmuck der Wände in Zimmer und Gängen oder als Parade-Tischteppiche.

[4]) Gespons Christi = der Heiland als Bräutigam der christlichen Kirche.

[5]) Gutschengruß, eine Anzahl gleichausgestatteter Kissen, welche das Ruhebett auspolsterten.

frauen[1]) samt 6 Küssinen. — Ein Gutschengruß samt 8 Küssinen —.

Die 2 gewürkten Aufschläg betreffend, da auf dem einten etliche vorbilder auf Christum[2]), auf dem anderen jegereien und Fischereien ꝛc. repräsentiert werdend gehörend nach alter Gewohnheit beiden Söhnen zu und werden in dem Huß, welches dismahlen Jr. Lüt. zuständig verwahrlich aufbehalten.

An Rystentuch[3]) 719 Ellen — an flächsnem Tuch 129 Ellen — an Garn 28 ℔.

1697. Teilrodel des Herrn Zunftmeister Joh. Conrad Hafner[4]).

Der minderjährige Sohn erhält das väterliche Haus zum Voraus und das Landgut zum halben Preise gewerthet.

Bleibt an Häusern	15,600 fl		
An Gült und Schuldbriefen	53,226 fl	33 ß	4 hlr.
an 102 Säck Fäsen à 4 ß	408 fl		
an 36 Säck Roggen	81 fl		
an 26 Eimern Wein à 4. 20	117 fl		
an Silbergschirr 716 lot. 2 quintli	716 fl	20 ß	
an baarem Gelt	3867 fl	37 ß	
die ganz Verlassenschaft	76,117 fl	10 ß	4 hlr.

Das Silbergeschirr wird in 4 Theile getheilt. An einer vergoldeten hohen Schalen 34 lt. 1 qt. — an 2 tribenen weißen

---

[1]) Die klugen und thörichten Jungfrauen.

[2]) Vergleiche Anmerkung 2 und 3, p. 238.

[3]) Ristentuch von Riste = Flachsbündel.

[4]) Joh. Conrad Hafner, n. 1624, ward XII bei den Schmieden. 1679 Salzhausschreiber und Zunftmeister 1686. † 1697. Er hatte eine Seidenfärberei auf Dorf und war dreimal verheirathet: 1. mit Anna Hottinger, 2. mit Dorothea Berger, 3. mit Maria Theresia Groß. Seine Grabschrift im Kreuzgang des Großmünsters lautet:

In Glauben, Fleiß, Gedult | den lauf hab ich vollendet
Und bin durch Gottes Huld | im Himmel angelendet.

Confect Blatten 25 lt. — an 2 vergulten sechseggeten Stäuffen 26 lt. 3 qt. — an 1 vergulten Schalen mit 1 Trauben 19 lt. — an 1 vergoldeten Schalen mit Berger Wapen[1]) 18 lot 2 q: — an 1 silbernen Glasfuß 16 lt. — an 2 zierd verg. Tischbächeren 13 lt. 3 q. — an 1 vergülten Mämmelj[2]) 8 lot. — an allerley silbernen Löfflen 17 lot 3½ q.

An 2 vergulten kunstlich tribenen Schalen 50 lot. — an ½ Dozet gräuchten Tischbächeren sammt 1 Deckel mit Berger Waapen 38 lot 2 q.[3]) — an 2 zierd-vergülten Stiflen 25 lot. — an 2 geeggeten vergülten Stäuflinen 18 lt. — an 2 zierd-vergülten alten Tischbecheren 13 lot. — an Salzbüchslinen und silb. Löfflen 33 lot.

Ferner[4]) an einem buxbäuminen Hercules mit silbernem Fuß und Weltkugel, zusammen gewägen 53 lot. — an einer silberen vergülten Einfaßung einer masernen[5]) Schalen mit zierd-vergültem Deckel 43 lot — an einer silberen vergülten Einfassung einer Muscatnuß 41 lot 3 q. — an 2 vergülten glatten Schalen 25 lot — an silbernen Knöpfen 16 lot — an 1 Zierd-vergülten Tristner Stytzen[6]) 61 lot — an 2 silbernen Stifelbächern[7]) 28 lot 1 q. — an 1 Zierdvergülten Stifelbächer 28 lot — an einer vergülten Schüssel samt Deckel — an 2

---

[1]) Von der Mutter der jüngeren Kinder, Dorothea Berger.

[2]) Mämmeli = Milchflasche für Säuglinge.

[3]) Wir haben schon im XVI. Jahrhundert Beispiele dieses Tafelschmuckes angeführt. Die Becher wurden ineinander gestellt, manchmal bis zu 20 Stück; sie bildeten mit dem aufgesetzten Deckel ein großes Stück, da sie sich in der Größe nach oben verjüngten. Dem Landesmuseum wurde ein Trinkservice dieser Art, bestehend aus 6 Bechern mit Deckel aus dem Besitze des Zürcher Goldschmieds Holzhalb geschenkt.

[4]) Dem Sohne kamen laut Testament noch folgende „mit dem Hafner Wapen verzierte Stucke" zu.

[5]) Hölzerne Trinkschale, mit vergoldetem Silber gefaßt.

[6]) Tristner-Stytze = Italienisches Gefäß, aus Triest?

[7]) Stifelbecher, Spitzbecher, Stifel-Spitzglas.

vergülten Salzbüchslinen 18 lot, an Löfflen 19 1/2 lot — an einem hochen vergülten Stauff mit 1 Deckel 45 lot — an 1/2 Dozet gräuchten Tischbächern 30 lt. 2 q. — an 2 vergüldten knorzeten[1]) Stäuffen 29 lot — an einer vergüldten Bir mit 1 Deckel 26 lot — an einer tribnen silbernen Kalendertafeln mit darzugehörigem Gemälde der 12 Monaten 12 lot — an einer Zierdvergülten Confect Schalen 11 lot 3 q. — an Löffeln 16 lot 3 1/2 q.

An Silbergeschirr wurde der Wittwe zu ihrem Gebrauch überlassen: 2 große tribne Blatten, daran Sie das Hafner Waapen stechen lassen — 1 großer alter Tischbecher auf 3 Knöpfen mit 1 Dekel — 1 großer neuer Tischbächer samt dem Dekel — 1/2 Dzt ander Tischbächer — je 1/2 Dzt silb. Gablen und Löffel — 1 silbern vergüldtes Fäßli, aufgethan für zwen Tischbächer zu gebrauchen, darauf sie auch das Hafner Wapen stechen lassen[2]) — 7 Brauchlöffel — 1 umb und umb mit Silber beschlagne Bibel in 8.

Zusammen 40 Becher, 21 Schalen, 6 Platten und Schüsseln, ohne die Sparhäfen der Kinder.

An Zinn:

3 Schlenggenblättli[3]), 1 Schärblatten[4]), 1 Tischblat, 5 Styzen, 1 Bächer-Bläch, 1 Köpfige Kanten, 1 köpfige Fläschen, 2 Löffelfaß[5]), 1 Milchhafen, 2 Schenk — Styzen mit Hafner Wappen, ferner noch gegen 220 ℔ Zinngeschirr.

An Küpfernem:

1 großer Wasserkessel, 2 Wassergelten und Gätzi, 1 Dunkkessi zum kerzen[6]), Kunst- und Schlitthäfen, 2 Braatpfan-

---

[1]) Wahrscheinlich mit Buggeln versehen.

[2]) Vergl. Katalog der herald. Gesellschaft auf dem Schneggen in in Zürich. Schultheß 1897.

[3]) Schlenggenblättli = mit beweglichen Griffen oder Bügeln versehen.

[4]) Schärblatten = zum Rasieren, Platte mit einem Einschnitt.

[5]) Löffelfaß = ähnlich unserem Besteckkorb.

[6]) Unschlittpfanne, Kerzenmodel und das Dunkkessi zeigen, daß die Kerzen im Hause selbst hergestellt wurden.

nen, 4 Kunstpfannen, 1 Pfefferpfannen [1]), 1 Salatzeinen, 1 Meß-Schüßlen, 1 Honig-Bächer.

An Erinem:

1 großer Kunsthafen, 1 Häfeli mit 3 Beinen, 1 große und 1 kleine Pasteten-Büchs.

An Hölzinem:

der große schöne Meisterstuck-Kasten (32 fl), aufrechte, liegende Kästen, 1 aufrechter halber Kasten, 1 Reiskasten, 1 Mählkasten, 1 Huseggenkästli, die Silberlad, 1 zusammenglegter Tisch, 1 Schreibtisch u. s. w.

An Allerley:

1 Spiegel, 1 Tischtuch, 1 Pulver-Mülli auf einem nußbäuminen Stuhl, 1 Braatspieß, 2 Glet-Eisen, 1 Totentuch, 1 genäjeter Sessel mit dem langen Hafft, 2 blau blümte Küssi, 1 Stuck Umbhang für Fenster, 3 rundi Zeinli mit Waapen, 7 genäjete schöne Bankküßi mit dem langen Haft. — Die Königin Esther in einer Ram, auch auf diese weis genäjet [2]). — 1 halbsidener Bett-Umhang. — 8 wolline und sametine Bankküßi. — Kasten und Tischtücher.

An Goldgeschmeid:

An einem krausnen [3]) Ketenlj 23 Cronen. — An einem Rolli [4]) 6 Cronen. — An zwei schlechten Ringen 2 Cr. — An 1 Saphir $4^1/_2$ Cr. 1 guldine Halßketinen. — 1 große kraußne Ketinen. — 1 Ehegellt in einem Drükli [5]).

An 1 kraußnen Ketinen $35^1/_2$ Cr. — An 1 par doplet Harnischbläzinen Armbanden 32 Cron. — An 1 geschmelz-

---

[1]) Pfefferpfanne = Pfanne mit durchlöchertem Boden.

[2]) mit dem langen Haft genäjet = mit langem Stich.

kraus = gedreht, mit gedrehten Ringen.

Rolli = Kinderspielzeug.

Es war Sitte, daß der Bräutigam der Neuvermählten ein sel- in einem aus Silber getriebenen oder mit Filigran ver- n verehrte.

ten guldinen rößlin 3½ Cr. — An 1 glatten Kettinen u. Armbanden mit geschmelzten Schloßen 67 Cron. — An einer großen hohlzognen [1]) Ketinen, einer do. Gürtlen und an einem par hohlzognen Armbändlenen, die 2 Mahl um den Arm gehen. 86 Cronen. — An 8 güldinen Ringen samt 1 geschmelzten Röslein.

Ferner erben die ledigen Töchter der Frau Mutter Sparhafen:

1 Zierdvergüldte Rosen-gürtlen. — 1 rein ketenlete silberne Gürtlen — 1 krause silberne ketenen Gürtlen — 1 Silb. Fläschenzug — 1 Silberne Schlüsselketinen. — Silberne Göllerketinlj mit vergülten röslinen. 1 Nachtmahlbüchli umb und umb mit Gold verbändlet. — 1 Psalmenbuch umb und umb mit gold und Waapen [2]). — 1 Psalmenbuch mit silbernen Schlößlinen — 1 Psalmenbuch mit guldenen Müschelenen — 1 Psalmenbuch um und umb mit Silber und dem Berger Waapen. — 1 Psalmenbuch mit Schlossen, Eggen und dem Nammen. — 1 Testament mit halben silbernen Schlößlenen. — 2fach rohte Corallen mit 9 Sonnenkronen [3]) und einem Schloß. — 1 silberner Rolli — 6fach Granaten mit einem Schloß — Runde Carmiöl, groß und kleine Ametisten, 6 Stein mit Silber eingefaßt, Agaten, Augenstein [4]) mit 1 Herz unden daran.

An Kleideren:

1 schwartz tertzenellis Kleid und Fürgürtli. — 1 Modefarb und gelb gesprengt seidines Kleid und Fürgürtli — 1 braune Kronrosen mit Schiller tafetinen Strichen — 1 Leibfarbe Frysen [5]). — 1 Kermesynte Sayeten. — 1

---

[1]) entweder innen hohl oder jedenfalls nicht massiv.

[2]) Wahrscheinlich Hafner oder Berger Wappen.

[3]) Sonnenkrone = franz. Goldstück.

[4]) Augenstein, runder, eiförmiger Stein mit augenförmigen Flecken.

[5]) Friese, schlechtes Tuch aus zweischüssiger Wolle, gewöhnlich nicht geschoren.

grün und gelbe Viertraat [1]). — 1 schwarze Heerrnsayen. — 1 braune Frysen.

Wehr u. Waffen, wie auch Bücher, Kleider, Gemälde und dergleichen Sachen fallen dem Knaben zu, darüber er selber ein Verzeichnuß gemachet.

so z. B. das große Gmähld uf der undern Lauben.

Der Kinder Sparhäfen sind aus allerlei Geschenken anläßlich der Geburt, Taufe, durch die jährliche „Helsete" durch Geburtstags und Confirmationspräsente gebildet worden, was aus den beiden im Theilrodel angeführten Verzeichnissen hervorgeht.

Beschreibung Hans Conr. Hafners Sparhafens:

1 silberin vergüldtes Bächerli — ein vergüldtes Posthörnli an einer silbernen Ketinen — ein silberin guldiwasser fläschlein — Ein silberin Meyenrysli — 15 silberne Löffel mit breiten Stihlen samt den Waapen — 6 silberne Löffel oben mit vergüldten Däublinen. — 2 silberne Löffel, der einte mit einem Apostel, der andere mit einem Brustbild. — 2 vergüldte Löffel mit breiten Stihlen. — 1 vergüldter Löffel mit einem gedrähten Stihl — 1 vergülter Löffel mit einem Schildli. — silberne und vergüllte Pfennig, Ducaten 2c.

Jungfrau Dorothea Hafnerin Sparhafen:

1 silberin vergült Schälelin, 1 par messer mit silbernen Hefftinen. — 4 par vergüldte Fürgürtli Rosen [2]) — 1 par glimpf. — 1 vergüllt Halskettenli mit einem blauen Stein — 35 1/2 par silberner Brusthaften [3]). — 11 fach lährer Granötli um den Hals, Granötli mit 5 vergülten Bollen, samt 1 vergülten silbernen Schloß. — Granaten mit 12 vergüldeten Underzeichen. — 1 Psalmenbüchli umb und um mit Silber beschlagen. — Vergüldte Löffel mit Brustbildern,

---

[1]) Viertraat = vierfacher Faden.

[2]) Broschen oder Stecknadeln in Rosenform, um den Gurt am zu befestigen.

[3]) für ein Göller oder eine Schnürbrust.

Aposteln, Steinböklenen und breiten Stihlen. — Allerley Ducaten, Doublonen u. groß u. klein Stuck an altem Geld.

Vom Sparhafen des dritten Kindes, der J. Katharina Hafner verdient noch genannt zu werden:
Löffel mit breiten Stihlen mitsammt dem Waapen, — do. mit gedräyetem Stihl. — Ringe, Rosengürtlen, Göllerketten ꝛc. — 1 krällelter Sekel mit 4 silbernen Knöpfen — 2 vergüldte Däubli — 3 fächtli Granötli und Perli durcheinander, 3 fachli rote Kräլleli und perli under einander, Granatschmuck, Gold u. Silberstücke.

Aus der Verlassenschaft des Herrn Pfarrer Heidegger[1]) von Volkensschwyl. 6. Brachmonat. 1698.

An Silbergeschirr:
daß loth umb 1 ß gerechnet und angeschlagen.

52	fl	20	ß	an 6 vergülten Tischbächern sambt dem Deckel wägend 52 Loth 2 quintli.
38	fl	—	ß	an 2 vergülten Schallen, darinnen Heidegger und Körner-Wappen, wägen 38 Loth.
42	fl	20	ß	an 2 vergülten Schallen, darinnen Körnerwappen.
39	fl	—	ß	an 2 vergüllten Schallen, darinnen Ein Roß getrieben.
32	fl	20	ß	an 2 vergülten knorzeten Stäuflenen.
33	fl	20	ß	an 4 vergülten Tischbecheren.
21	fl	—	ß	an 2 vergülten Tischbecheren auf Knöpflenen.
6	fl	—	ß	an finem vergülten Schäleli, darinnen Heidegger und Körnerwappen.
3	fl	20	ß	an 2 silbernen und zierdvergülten Salzbüchslenen.
43	fl	20	ß	an 20 silbernen, 2 vergülten löflen, und 1 silbernen Kindenlöfeli.
318	fl	—	ß	Summa des ganzen Silbergeschirr.

[1]) Hans Kaspar Heidegger, n. 1639. Pfarrer zu Volketsschwil 1676. Decan 1691. † 1698. Gattin: 1. Anna Körner, 2. Anna Vogler.

12 fl — ß ungefähr an 2 vergült Ringen, und Einen silbernen Rolli mit Einem Wolfzahn.

A° 1700 verfertigt Junker Johann Im Thurn [1]) zu Zürich ein Inventar alles dessen, was mir wegen meiner Fr. Eheliebsten, Frau Cleophea Im Thurn, gebohrnen Weißin, gleich nach unserer Hochzeit anno 1684 ist zugestellt und übergeben worden, item was uns Erbsweis von der Fr. Schwöster, gew. Rathsherin, Frau Anna Barbara Erni, gebohrnen Weißin zugefallen anno 1697, fürnemlich aber der gantzen Verlassenschaft unserer hochgl. Fr. Mutter sel, der woledelgebohrenen Frauwen Catharina Weißin gebohrnen Zollerin, so im Jahr Christi 1700 den 6. Mey dise Welt gesegnet.

Das Heiratsgut bestand in Schuld und Gültbriefen, Silber und Hausrat im Werte von 2972 fl 35 ß 8 hlr. Auch bezahlte die Frau Mutter die Kosten der Hochzeit 265 fl., 24 ß.

An Silbergeschirr hat sie mir zugebracht:

69 fl 20 ß an einem halb dutzet grücht gantz vergülte [2]) Tischbächer.

35 fl an Zwey hohen vergülten Schalen, in der einten das Wyssen, in der ander das Zollerwappen inwendig erhöcht gemacht [3]).

7 fl an einem inwendig vergülten Schälelin, darin das Weisen und Escherwapen gestochen [4]).

6 fl an einem gantz vergülten Schälelin, mit einer Handhebeten.

5 fl an einem runden Zierd vergülten Schälelin, mit

---

[1]) Junker Johannes Imthurn von Schaffhausen, Vogtherr zu Thayngen, heirathete Cleophea Wyß, Junker David Wyßen und der Katharina Zoller einzige Tochter, welche ihm die gesammte Zollersche Erbschaft zubrachte.

[2]) grücht = rauh, wahrscheinlich punktirt, gepunzt.

[3]) in getriebener Arbeit die Wappen der Schwiegereltern.

[4]) aus der Verwandtschaft.

2 Handhebeten, auf allen dreyen ist der Frau Nahmen außwendig gestochen.

25 fl 10 ß an einem Dutzet Apostel-Löffel, darauf meiner Liebsten Nahmen gestochen.

16 fl 20 ß an 6 vergülten silbernen Löfflen.

1 fl 30 ß an 1 zierdvergülten Löffel, drauf der Zoller und Escher Wapen gestochen[1]).

Ein halb Dutzet kleine glatte Tischbächer, inwendig vergült, von 54 lot. — Eine große vergülte grüchte Weiber-Stietzen von 33 1/2 lot. — Eine andere silberne Zierd-vergülte Weiber-Stietzen, mit einem Röhrlein an der Handhebeten 23 1/2. — Eine Kindbetteren grüchte Silberne runde jnwendig vergülte Schüssel, mit einem Deckel, daruf das Thurmen und Wyßen wapen gestochen, von der Fr. Großmutter sel. auf der Hoffstatt. Meiner Liebsten in die erste Kindbett verehrt, von 20 lot[2]). — Zwei erhöhte Silberne Saltz-Büxlein mit aufgetriebener Arbeit, die Schälelin, darin das Saltz gethan wirdt, vergült. 22 1/2 lot. — Ein 8fache Fläschenzügige silberne gürtlen, mit einer großen Roosen 41 lot. — Ein einfache fläschenzügige Gürtlen, mit einer Schlüsselkettinen 22 lot. — Ein Rosengürtlen mit ablänglichen Rooßen. 11 lot. — dto. drei Gürtlen mit Rooßen. 30 lot.

---

[1]) Wappen der Großeltern von Cleophea Wyß.

[2]) Kindbetterstize: Hohes, nicht bauchiges Trinkgefäß aus Steingut, mit Reliefﬁguren und zinnernem resp. silbernem Deckel, etwa 1 1/2 Schoppen (1/2 Maß) haltend. Im vorigen Jahrhundert stellte sich die Schwiegermutter unter die Hausthüre, wenn die Kindbetterin von ihrem ersten Kirchenbesuch heim kam und ließ sie nicht eintreten, bevor sie aus der Kindbetterstitze getrunken (und zwar von demjenigen Wein, den ihr Mann ‚fern scho‘ hiezu eingekellert und ‚im e chline Fäßli under der Stäge‘ (‚Chindbetterwi‘) placirt hatte. Bülach, Oberland (ausgestorben).

Diße Stück seind uns den 24. herbstmonat 1696 zu Schaffhaußen jn der Königs-Crohn, durch einen nächtlichen Einbruch gestohlen worden.

Weiteres hat sie an Gschmuck, in Gold, Ringen und Cleinodien zu mir gebracht:

An einem kleinen krußen Kettenlein. 1 lot $3^1/_2$ quintli. — Ein paar Armband von Traht-Arbeit mit weiß geschmältzten Röslinen. — Ein ablänglichter großer Saphirring. — Ein Ring mit einer Todten-Schädelen, so aufgeht und zu einem Balsam Bürlin dienet. — Ein Kreutzring mit Rubinen. — Ein Saphirringlein. (Ein Diamant von 7 Steinen. — Ein Ringlein, darauf ein geschmältztes hündlin. — Ein Ringli, darauf ein Saphirhertzli. — Ein Anstoß-ringlein von klahrem gold [1]). — Ein Cleinod in Form eines hertzlins mit Rubin-körnli. — Ein größeres Cleinod mit 3 Rubine und zwei Schmaragden. — Ein kleines Cleinod, oben ein Schmaragt, unden mit 4 Rubinen, in der Mitte der Cupido.

An Weiber-Kleidern:

1 schwartzer Damast, 1 schwartzer Sidenrups, 1 Schwartzer Siden aris, 1 schwarzer alter Taffet, 1 schwarze Heeri-Say, 1 schwartze Sayete, 1 roth und schwartzer Sidenaris, 1 Hirtzenfarbene Sayetin Kleidung, je ein feiwrfarber, weißer, grüner Rock.

Von der ganzen Mitgift im Betrage von 2982 fl 15 ß 8 hlr. zieht er 50 fl ab, die ich in unsern Spittahl zu Schaffhausen geben wegen meiner Ehliebsten. — 12 fl daß wir außert der Stadt einsegnen lassen, in unser Armensäcklein, — 18 fl Fuhrlohn, die Mobilia hinauß nach Theyingen zu führen.

Aus der Verlassenschaft der Frau Rathsherrin Erni, geb. Wyß, sind nur zwei Stücke hervorzuheben, nämlich:

62 fl an $^1/_2$ Dutzet Löffel, Messer und Gablen, 8 Schiltlj-Löffel und einem Futher, zusammen 62 lot à 1 gl und

[1]) Diße Ring sammt 2 silbernen Balsam-Bürlin und anderen galanterien hat auch der Dieb erwütscht in obigem Dato.

36 gl an einem Goldstuck, so der Frau Rahtsherrin sel. Ehegelt gewesen, samt einem Silberen trücklin, unserem Sohn Friderich, Ihrem Götti, zu einem Seelgeräth verordnet.

Aus dem „Inventarium deß gantzen Haab und Guts meiner Hochgeehrten Frau Schwiger sel.[1]" steht unter den Gülten und Schuldbriefen: 1200 gl hat uns die Frau Mutter sel. am Kauffschilling unseres erkaufften Hauses, der Königs Crohn in der Nëu Statt in Schaffhaußen gegeben, welche sie aufgenommen 1694 und jährlich mit 4 fl pro cento verzinßet.

An Silbergeschirr:

59 fl à 59 lot an einem erhöchten vergülten Schenkbecher[2], mit einem Deckel, darauf das Escher und Roist Wapen.

29 fl à 27 lot an einem vergülten hochen Gschirr jn form eines Trauben[3]), mit einem Deckel, künstlich mit Zieraden.

24 fl à 24 lot an einem hochen Becher, Zierd Vergült, mit einem Deckel, darauf der Zoller und Escher Wapen, mit der Jahr Zahl 1620[4]).

---

[1]) Katharina Zoller n. 1633 als Tochter des Junkers Jost Zoller und der Katharina Escher, heiratete 1661 Junker David Wyß, nachdem ihr erster Bräutigam, Hs. Ulrich Keller, plötzlich im Alter von 26 Jahren weggestorben. Sie starb anno 1700.

[2]) Der Becher stammt wohl von Heinrich Escher, Vogt zu Greiffensee, und Elisabeth Roist, Voreltern des Junkers Jost Zoller und der Frau Catharina Zoller, geb. Escher in der 3ten Generation.

[3]) Das Wappenbild der Zoller, in gelb eine grüne Traube, ist hier als Becherform gewählt worden, ähnlich dem Gockel der Blaarer von Wartensee, dem Luchs der Junker Escher, dem Buckelglas der Escher vom Glas. Vergl. Kathalog der herald. Ausstellung auf dem Schneggen. Schultheß 1897.

[4]) Der Becher gehörte den Großeltern väterlicherseits der Frau Cleophea Im Thurn-Wyß, dem Junker Hans Jakob Zoller, 1560—1625. Landvogt zu Eglisau, und seiner Gattin Anna Escher.

11 fl 30 ß à $11^1/_2$ lot an einem hochem Gschirlin Zierd vergült.
24 fl 20 ß à 24 lot 2 g. an einem großen vergülten Becher mit Bügglen samt dem Deckel.
31 fl à 31 lot an Zwey vergülten Schalen, darauf außwendig ein Trauben, das Zoller Wapen gestochen.
21 fl 20 ß à 21 lot 2 g. an einem Zierd Vergülten Becher mit einem Deckel, darauf der Fr. Mutter Sel. Nahmen gestochen.

Ferner 11 Tischbecher mit und ohne Deckel. 67 gl 30 ß.
24 fl 30 ß à 24 lot 3 g. an einem vergülten Weiber Stietzli mit Zieraden.
10 fl 10 ß an einer vergülten, ovalrunden Schalen mit zwey Handhebeten.
28 fl an einem Dutzet Apostel=Löffel mit Jkr. Schwehers Sel.[1]) und Frau Schwigers selig Wapen und Nahmen.
11 fl 20 ß an einem halb Dutzet Löffel, Kurtz=Stihler.
Ein Futteral, darin ein vergülter löffel, Meßer und Gablen.
Item 2 bsteckten Messer mit Silberen Hefften. — Noch 1 par Meßer mit vergülten durchbrochnen Hefften. — Ein Seckel, so mit Gold gestickt.

An silbernen gürtlen:
24 fl an einer vergülten großen Rosen Gürtlen. —
18 fl an einer Körbli gürtlen mit gulden unterziehen. —
48 fl an einer großen Rosen Gürtlen.

---

[1]) Junker David Wyß, deß Regiments zu Zürich und Amtmann, zu Winterthur. Cop. 1661 mit Katharina Zoller. Auf die Hochzeit wurde ein gedrucktes Gedicht verfaßt: Frauen Ruhm, und ein Glückwunsch=Liedlein von J. M. Hardmeier, dem Schwager des Bräutigams, das also anhebt:

Oh Ihr Zürich Nimfen singen!
Und die Stimmen hoch erschwingen
Durch das schöne Limath=Thal
Daß es hört der Widerschall.

Der Frau Mutter sel. Gschmuck an Gold, Ringen und Cleinodien. 369 fl 24 ß an einer guldenen Ketten, mit krußen Ringen, das einte Stück hat 288 Ring, das ander Stuck hat 213 Ring wigt 115 1/2 krohn schwer, à 3 fl 8 ß. — 345 fl 24 ß an einer anderen großen Kettenen, das einte Stück hat 382 Ring, das ander Stück hat 378 Ring. Wigt 108 Crohnen. — 102 fl 16 ß an einer Kettenen mit großen Ringen, das einte Stuck hat 224 Ring, das ander hat 222 Ring; wigt 32 Crohnen. — 160 fl an einer Halß-Ketten, Fläschen-Zug, wigt 50 Crohnen. — 84 fl 32 ß an einem paar Armband, Harnischpletz, 26 1/2 Crohnen schwer. 83 fl 24 ß an einem anderen par Armband, fläschenzügin von 7 lot, wigt 26 Crohnen. — 107 fl 8 ß an einem krußen Kettenlin. — 77 fl 24 ß an einem fläschen Kettenlin. — 26 fl 24 ß an einem kleinen Kettenlin. — An Ringen, Ein Rubin, ein ablänglichter Saphir und drey andere geringe Ringlin samt drey Pütschierringen. — Ein Cleinod von einem Hiacint, so auf die 30 fl estimirt.

Die Zoller'schen Theilrödel sind den Msc. J. 143, 144 und W. 74 der hiesigen Stadtbibliothek entnommen, die übrigen befinden sich in zürcherischem Privatbesitz oder in den Schirmbüchern der Stadt.

Den Herren Proff. Bachmann und J. R. Rahn, sowie den Herren Dr.Dr. H. Escher, Durrer und Zeller-Werdmüller verdanke ich die Erklärung einer Reihe von Ausdrücken aufs beste.

Zu unsern Abbildungen.

Unserer Aufgabe, Personen, Begebenheiten und Zustände aus dem Zürich vergangener Zeiten festzuhalten und sie den Angehörigen einer neuen Zeit vor die Augen zu führen, kommen wir in diesem Jahrgange nach, indem wir unsern Lesern neben den Abhandlungen und ohne weitern Zusammenhang mit dem Texte einige kleine Bilder vorlegen, die zwar noch der Gegenwart angehören, aber doch bald nur Erinnerung sein werden oder in charakteristischen Einzelheiten bereits geworden sind. Dem Blick auf den Neumarktbrunnen und den dahinterliegenden Grimmenthurm (Seite 113) ist das steile Thurmdach mit dem Dachreiter bereits entschwunden. Das Waschhaus des Waisenhauses, der letzte Rest der Befestigung Zürichs vor den neuen Werken des 17. Jahrhunderts (Seite 149), wird den neuen städtischen Bauten im Oetenbach, das Portal zum Künstlergut (Seite 166) in nicht allzuferner Zeit wohl den Bedürfnissen unserer Hochschule Platz machen.

Wir hoffen, die anspruchslose Reihe, sofern unsere Freunde Gefallen daran finden, gelegentlich fortzusetzen.

Die Redaktion.

Zürcher Chronik

auf das Jahr 1898.

Zusammengestellt von **A. K.**

Januar 7. Dem Großen Stadtrath werden Pläne für den Neubau des Fraumünsteramts zur Aufnahme eines Theils der Stadtverwaltung vorgelegt, und es wird ihm beantragt, die Gemeinde um einen Kredit von Fr. 1,200,000 anzugehen.

8. Der Große Stadtrath genehmigt die Kredite für die Selnaubrücke und für einen provisorischen Steg bei der Wipkingerbrücke.

10. Sitzung des Kantonsrathes. Nationalrath Forrer wird zum Präsidenten gewählt. Erster Vizepräsident wird Nationalrath Abegg, zweiter Vizepräsident Nationalrath Amsler.

Der Antrag der Kommission, den Posten für Besorgung und Ergänzung der Sammlungen und Laboratorien der Hochschule und der Kantonsschule von Fr. 58,000 auf Fr. 60,000 zu erhöhen, wird angenommen.

15. Der Große Stadtrath verhandelte über die Niederlassungsbewilligung- und Ausweisschriftenfrage.

17. Anläßlich der Berathung des Rechenschaftsberichtes des Regierungsrathes über das Jahr 1896 lädt der Kantonsrath den Regierungsrath ein, beförderlichst eine Vorlage über die Beschaffung der nothwendigen Unterrichtslokale für die kantonalen Unterrichtsanstalten in Zürich (insbesondere für die Hochschule) einzubringen.

Februar 5. Sitzung des Großen Stadtraths. Mit Rücksicht auf das Mißverhältniß zwischen dem überaus starken Schulbesuch durch die Kinder ausländischer Einwohner und der geringfügigen Steuerkraft des ausländischen Elementes, sowie darauf, daß das Ausland nirgends Gegenrecht für die hier bestehende Unentgeltlichkeit des Schulunterrichts hält, wird der Stadtrath eingeladen, zu prüfen, ob hinsichtlich der Unentgeltlichkeit des Unterrichts an der höhern Töchterschule eine Aenderung vorzunehmen sei.

11. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Die Bewilligung zur Niederlassung oder zum Aufenthalte wird fortan nur solchen Angehörigen Italiens oder Oesterreich-Ungarns ertheilt, die neben einem Heimatscheine oder Paß ein Zeugniß über guten Leumund beibringen.

12. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrathe wird beantragt, zur Bezahlung älterer Schulden, sowie für Bauten, insbesondere des Gaswerkes, des Elektrizitätswerkes und der Straßenbahn, eine zu $3^1/_2$ % verzinsliche, nach Kündigung heimzuzahlende Anleihe von 15 Millionen Franken zu erheben.

20. Eidgenössische Abstimmung über die Eisenbahnverstaatlichung: 386,634 Ja gegen 182,778 Nein.
Kanton Zürich: 69,713 Ja gegen 13,871 Nein.
Stadt Zürich: 19,075 Ja gegen 4,367 Nein.

21. Der Kantonsrat nahm die Vorlage betreffend Einführung der gewerblichen Schiedsgerichte an.

März 7. Sitzung des Kantonsrathes. Es liegt ein Initiativvorschlag des Großen Stadtrathes vor, der durch eine besondere Gebäude- und Liegenschaftensteuer seine Einnahmen erhöhen möchte.

Dem kantonalen Lungensanatorium in Wald wird ein Beitrag von Fr. 60,000 bewilligt.

11. Von dem 15 Millionen-Anleihen (zu $3^1/_2$ %) der Stadt Zürich wurden bloß $4^1/_2$ Millionen gezeichnet.

13. Am Fraumünster fällt die Bestätigungswahl gegen den bisherigen Geistlichen, Herrn Pfarrer G. R. Zimmermann, aus.

22. Der Kantonsrat lehnte mit 108 gegen 52 Stimmen den Verwerfungsantrag Usteri betreffend die staatliche obligatorische Mobiliarversicherung ab.

März 25. Der Regierungsrath ist vom Bundesrathe beauftragt, die Durchführung des Beschlusses des Großen Stadtrathes betreffend Leumundszeugnisse der österreichischen und italienischen Arbeiter sistiren zu lassen, da dieser Beschluß mit den Niederlassungsverträgen nicht vereinbar sei. Immerhin wird in Bern eine Revision der Niederlassungsverträge mit Oesterreich-Ungarn und Italien in diesem Sinne ins Auge gefaßt.

April 1. Der Regierungsrath bewilligte die Errichtung einer 4. Pfarrstelle in Außersihl auf den 1. Oktober 1898.

2. Morgens 10 Uhr Brand der Telephonzentrale an der Bahnhofstraße. Infolge starken, nassen Schneefalls rissen die Drähte und fielen auf die Starkstromleitung der elektrischen Straßenbahn.

15. Zur Einführung der gewerblichen Schiedsgerichte werden Vollziehungsvorschriften erlassen.

22. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrathe wird beantragt, der Genossenschaft für den evangelisch-französischen Gottesdienst in Zürich 900 Quadratmeter an der Ostecke des Friedhofes zur hohen Promenade um Fr. 27,000 als Kirchenbauplatz abzutreten.

24. Zum Präsidenten des Bezirksgerichtes wird mit 14,053 Stimmen gewählt Dr. Karl Keller. Die Wahl eines Bezirksrichters ist nicht zu Stande gekommen.

Erneuerungswahl des Stadtrathes. 8 Mitglieder und als Präsident Herr Hs. Pestalozzi mit 11,014 Stimmen sind bestätigt. Neu gewählt wird der von den Demokraten und Sozialisten vorgeschlagene Herr E. Müller, Architekt, er erhielt 7898 Stimmen; sein Gegenkandidat Dr. R. Bollinger nur 6451. Erneuerungswahl des Großen Stadtrathes. Gewählt 6 Konservative, 51 Freisinnige, 40 Demokraten, 21 Sozialisten.

Die Kirchgemeinde Fraumünster wählte Herrn Pfarrer Ritter in Neumünster einstimmig zu ihrem Geistlichen.

Mai 15. Als Bezirksrichter wird gewählt Dr. C. Escher mit 7163 Stimmen. Substitut Flachsmann erhielt 5880 Stimmen bei einem absoluten Mehr von 6655 Stimmen.

Mai 20. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrathe wird beantragt, von der Gemeinde einen Kredit von Fr. 1,793,000 zu begehren für den Bau zweier Schulhäuser und einer Doppelturnhalle auf dem Bühl im Kreise III mit Inbegriff des bereits gekauften Bauplatzes; ferner sollen die Pläne und der Kostenvoranschlag gewährt werden.

21. Rudolf Koller feiert in seinem Heim am Zürichhorn seinen 70. Geburtstag. Zu seinen Ehren ist in der Börse eine Ausstellung seiner Gemälde veranstaltet.

Juni 1. Der Stadtrath legt dem Großen Stadtrathe einen Antrag über den Umbau der Pferdebahn zu elektrischem Betrieb mit einem Kostenvoranschlag von Fr. 3,900,000 vor.

4. Der neue Große Stadtrath unter dem Vorsitze von Dr. Bissegger bewilligt die Abtretung von Land auf der hohen Promenade für eine französische Kirche.

5. In der Abstimmung der Einwohnergemeinde Zürich über die Ausdehnung der Krankenbesuche der medizinischen Poliklinik und den Ausbau des Fraumünsteramts werden beide Vorlagen angenommen.

12. Die neue Schießstätte am Albisgütli erfährt durch die Eröffnung des kantonalen Schützenfestes ihre Einweihung.

22. Vor 200 Jahren wurde das Rathhaus in Zürich eingeweiht und von den Räthen bezogen.

24. u. 25. Einweihung des schweizerischen Landesmuseums.

24. Abends $4^1/_2$ Uhr Empfang der Bundesbehörden; später Fackelzug der Studentenschaft. Festspiel des Dramatischen Vereins im Stadttheater.

25. 9 Uhr morgens Festakt im Landesmuseum. Nachmittags Festumzug, Trachtenbilder und Volksfeste aus allen Kantonen der Schweiz darstellend.

29. Die Kirchensynode versammelt sich außerordentlicherweise zur Berathung einer Publikation über die römische Propaganda.

Juli 1. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Große Stadtrath wird um einen Kredit von Fr. 10,000 angegangen, um die Weltausstellung in Paris im Jahre 1900 zu beschicken.

3. Kantonale Abstimmung. Alle 4 Vorlagen wurden angenommen, und zwar das Gesetz über die Ausübung des

Rechtsanwaltberufs mit 24,283 gegen 17,595 Stimmen (die besondere Bestimmung über die Zulassung der Frauen zum Rechtsanwaltberuf mit 21,717 Ja gegen 20,046 Nein), das Gesetz über die Liegenschaftensteuer mit 27,609 Ja gegen 14,337 Nein, die Vorlage betreffend die Anstalt Rheinau mit 37,234 Ja gegen 6259 Nein und die Vorlage betreffend Verlegung der Strafanstalt mit 33,721 Ja gegen 8188 Nein.

Juli 3. In Stäfa wird ein Denkmal zur Erinnerung an die Führer der Bewegung von 1794/95 eingeweiht.

9. Der Große Stadtrath beschloß mit 54 gegen 42 Stimmen, auf die Vorlage betreffend Arbeitslosenversicherung nicht einzutreten.

19. Im Hause zum Berg wird zu Ehren des 200. Geburtstages J. J. Bodmers eine literarische Ausstellung eröffnet, die vom Lesezirkel Hottingen in Verbindung mit der Stadtbibliothek veranstaltet wird.

24. Als 4. Pfarrer der Kirchgemeinde Außersihl wird gewählt Herr Pfarrer J. H. Brassel von Neßlau.

26. Im Alter von 84 Jahren starb in Zürich Herr Heinrich Schultheß- v. Meiß, ein eifriger Gönner gemeinnütziger und wohlthätiger Bestrebungen und der bildenden Kunst.

August 7. Dieser Tage fanden in Rüschlikon mehrere Rutschungen von Land in den See statt.

12. Der Regierungsrath unterbreitet dem Kantonsrath ein neues Gesetz betreffend die Korrektion, den Unterhalt und die Benutzung der Gewässer.

16. Kantonsrathssitzung. Die Restitution Bolligers soll vom Obergericht verlangt werden.

21. Zollikon feiert die 400jährige Kirchweih.

24. Der Regierungsrath bestellt zu Projektstudien für die Hochschule Zürich eine Baukommission.

28. Gemeindeabstimmung über das Gesetz über den Bau von Schulhäusern auf dem Bühl in Wiedikon im Kostenvoranschlag von Fr. 1,793,000: 7953 Ja und 2132 Nein.

September 14. Der Leichnam der in Genf ermordeten Kaiserin Elisabeth von Oesterreich passirt auf seiner Reise Zürich unter Glockengeläute.

September 25. Zum Pfarrer am Neumünster wurde mit 1916 Stimmen gewählt Herr Lic. Hermann Kutter, Pfarrer in Vinelz bei Erlach.

30. Herr Pfarrer Ed. Fröhlich bei St. Anna starb an einem Herzschlage.

Oktober 17. Die Motion Pestalozzi, welche die Besoldungsfrage der Staatsangestellten auf den verfassungsmäßigen Boden stellen wollte, wurde vom Kantonsrath an eine 9gliedrige Kommission gewiesen.

22. Aus den Stadtrathsverhandlnngen. Der Voranschlag des Gemeindegutes für 1899 schließt mit einem Rückschlage von Fr. 275,855 im ordentlichen Verkehr und von Fr. 2,560,500 im außerordentlichen Verkehr ab, der Voranschlag des Armengutes mit einem Rückschlage von Fr. 11,500.

Herr Antistes Dr. Finsler hat nach 27jähriger Wirksamkeit am Großmünster seinen Rücktritt vom Pfarramte auf den 1. Mai 1899 erklärt.

Sitzung des Großen Stadtrathes. Dem Prof. Alb. Heim wird anläßlich seines 25jährigen Jubiläums als Professor der Geologie am Polytechnikum das Bürgerrecht schenkungsweise verliehen.

29. Die bürgerliche Sektion des Großen Stadtrathes hat den Antrag Zuppinger betreffend Erleichterung von Bürgerrechtsertheilungen angenommen.

31. Der Kantonsrath bewilligt den Bau eines Bankgebäudes für die Kantonalbank auf dem Platze der jetzigen Lokalitäten an der Bahnhofstraße im Voranschlage von Fr. 300,000.

November 7. Der Große Stadtrath beschloß gegen die Zunft zur „Meise“ das sog. „Mehrwerthverfahren“ einzuleiten, weil das Zunftgebäude durch die Beseitigung des Kaufhauses an Aussicht und damit an Werth gewonnen habe.

Angenommen wurde ferner ein Zusatzantrag zur Polizeiverordnung über das Feilhalten und den Verkauf von Lebens- und Genußmitteln.

13. Eidgenössische Abstimmung über Vereinheitlichung des Civilrechts: 262,040 Ja und 97,858 Nein, und über Vereinheitlichung des Strafrechts: 263,042 Ja und 98,404 Nein.

Kantonale Abstimmung über die staatliche obligatorische Mobiliarversicherung: 26,769 Ja und 39,690 Nein.

21. Der Gerichtshof des Schwurgerichtes erledigte die Affäre Bolliger. Dieser wurde nichtschuldig erklärt und freigesprochen und die Entschädigung für die ausgestandene Haft auf Fr. 8200 festgesetzt.

28. In Kilchberg starb der Dichter Conrad Ferdinand Meyer.

Dezember 30. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrathe wird ein Vertrag mit der Kunstgesellschaft vorgelegt, wonach die Stadt einen 66 m langen und 36 m breiten Bauplatz in der Stadthausanlage an der Börsenstraße vertauscht gegen das Künstlergut und der Gesellschaft einen Beitrag von Fr. 200,000 an den Bau eines Kunstgebäudes gewährt.

Bibliographie
der
Geschichte, Landes- und Volkskunde von Stadt und Kanton Zürich.

November 1898 bis Oktober 1899.

Zusammengestellt von Heinrich Brunner.

Abkürzungen.

ASZ.: Allgemeine Schweizer Zeitung. — **NZZ.**: Neue Zürcher Zeitung. — **ZAZ.**: Zürcher Adreßbuch-Zeitung. — **ZFZ.**: Zürcher Freitagszeitung. — **ZP.**: Züricher Post.

Ber.: Berichthaus. — **FB.**: Fäsi & Beer. — **OF.**: Orell Füßli. — **ZF.**: Zürcher & Furrer.

A.: Auflage. — **Comm.**: Commissions-Verlag. — **Dr.**: Drucker. — **NF.**: Neue Folge. — **oDr.**: ohne Drucker. — **oO.**: ohne Ort. — **Pr.**: Programm. — **Ref.**: Referat. — **SA.**: Sonderabdruck.

Ein * vor der Angabe einer neuen Auflage zeigt an, daß diese in irgend einer Weise von der früheren abweicht, d. h. vermehrt, verbessert, umgearbeitet ꝛc. ist.

Ein * in der Totenschau bedeutet so viel als „geboren".

Wo das Format nicht ausgesetzt ist, wird immer 8^0 verstanden.

I. Periodisches und Bibliographisches.

Adreßbuch der Stadt Zür. für 1899. Zür., OF. 1898.

Brunner, Hch. Ueberſicht der vom Nov. 1897 bis u. mit Okt. 1898 erschienenen Beiträge u. Materialien zur Geschichte von Stadt und Kant. Zür. (Zürcher Taschenb. 1899).

B[runner, Hch]. Zuwachsverzeichnis der Bibliotheken in Zür. (NZZ. 1899 Nr 32).

Chronik, 1899er, der Stadt Zür.; Bandausgabe d. Adreßbuchzeitung. [Red.: Jak. Hardmeyer]. Zür., OF. 1899. 4⁰.

Field, H[erb.] H[aviland]. Le Concilium Bibliographicum. (La Suisse universit. 1899, Nr 6).

Jahrbuch, Zürcher, für Gemeinnützigkeit. 1898/99. Zür., Leemann Dr. 1899.

Pestalozzi-Blätter; herausgeg. von der Komm. des Pestalozzistübchens in Zür., redig. v. Otto Hunziker. 20. Jahrg. 1899. (Beiblatt z. schweiz. pädagog. Zeitschr.) Zür., OF. Dr. 1899.

Pestalozzi-Studien; Monatshefte für Pestalozzi-Forschgn. Herausgeg. v. L. W. Seyffarth. 4. Jahrg. 1899. Liegn. 1899.

Taschenbuch, Zürcher akademisches. Wintersem. 1898/99. Zür., Speidel 1898.

Taschenbuch, Zürcher, auf das Jahr 1899; herausgeg. v. einer Gesellsch. zürch. Geschichtsfreunde. NF. Bd 22. Zür., FB. 1899.

Tobler, Gust. Histor. Litteratur, die Schweiz betreffend. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1899, Nr 3 u. 4).

Wäber, A[d.]. Landes- u. Reisebeschreibgn; ein Beitr. zur Bibliogr. d. schweiz. Reiselitt. 1479—1890. (Bibliogr. d. schweiz. Landeskde. Fasc. 3). Bern 1899.

Zuwachsverzeichnis der Bibliotheken in Zür. Jahrg. 1 (1897)—3, 1. Hälfte. Zür., Concil. Bibliograph. Dr., Ber. Dr. 1898—99.

Zwingliana; redig. v. Em. Egli. 1899. Zür., ZF. Dr. 1899.

Zürcherische Neujahrsblätter auf 1899.

Stadtbibliothek: Escher, Ed. Der Ueberfall v. Nidwalden '(9. Sept. 1799)'; bearb. n. älteren handschriftl. Aufzeichngn. Mit einer Taf. u. Textabb. Zür., OF. Dr., FB. Comm. [1898]. 4⁰.

Allgem. Musikgesellschaft: Steiner, Ad. Joh. Brahms. 2. Teil. Zür., ZF. Dr., FB. Comm. [1898]. 4⁰.

Waisenhaus; (herausgeg. v. der Gelehrten Gesellschaft): Furrer, Kd. Ein Jerusalem- u. Sinaipilger aus Zür. im 15. Jahrh.: Der Predigermönch Fel. Schmid. Ill. Zür., Ber. Dr., FB. Comm. 1899. 4⁰.

Naturforschende Gesellschaft: Grubenmann, Ulr. Ueb. die Rutilnadeln einschließenden Bergkrystalle vom Piz Aul im Bündner Oberland. Mit einer Taf. Zür., ZF. Dr. [1898]. 4⁰.

Hülfsgesellschaft: Finsler, Geo. Geschichte der Zürcher Hülfsgesellsch. v. 1799—1899. Mit Portr. Zür., Schulth. Dr. [1898]. 4⁰.

Kunstgesellschaft: Hardmeyer-Jenny, J. Antonio Ciseri. Mit 2 Lichtdruckbildern u. Textill. Zür., Ber. Dr., FB. Comm. [1898]. 4⁰.

Feuerwerkergesellschaft: Meister, Ulr., u. Paul Nütsche. Der Kant. Zür. im J. 1799. Mit Portr. Zür., NZZ. Dr., FB. Comm. [1898]. 4⁰.

Antiquarische Gesellschaft: Durrer, Rob., u. Rud. Wegeli. Zwei schweiz. Gemäldecyklen aus d. Anf. des 14. Jahrh. Mit 8 Taf. Zür., Amberger Dr., FB. Comm. 1899. 4°.
Stadtbibliothek Winterthur: Hauser, Kasp. Die Wellenberg zu Pfungen. Wthur [1899]. 4°.

Kalender auf 1900.

Distelikalender, lustiger. Grüningen, Wirz.
Familien-Kalender. Zür., Schröter.
Grütlianer, der; herausgeg. v. schweiz. Grütliverein. (Red.: Rob. Seidel). Zür., Grütlidruckerei.
Joggeli-Kalender. Zür., Jean Frey.
Vetter Götti; Familien-Kal. Grüningen, Wirz.
Vetter Jakob; ill. schweiz. Familien-Kal. Zür., J. R. Müller.
Volkskalender, schweiz. Grüningen, Wirz.
Wanderer, der; herausgeg. v. Ulr. Kollbrunner. Zür., Herm. Gößler.
Wehr- u. Landsturm-Soldaten-Kalender, schweiz. Zür., Keller, Müller C.
Züricher Kalender, Dav. Bürkli's. Zür., Amberger.
Z();Züricher-Kalender, neuer. Grüningen, Wirz.

II. Politische Geschichte; Kirchengeschichte; Kulturgeschichte.

B[aiter], H[ans]. Die Rückkehr der Waffen Zwinglis nach Zür. (NZZ. 1899, Nr 302).
Bauernchroniken aus den thurg. Bezirken Dießenhofen u. Frauenf. u. dem zürch. Weinland; v. A[lfr.] Farner u. R[ud.] Wegeli. (Thurg. Beiträge. 38).
Baumann, F[ranz] L[dw.]. Die Eidgenossen u. der deutsche Bauernkrieg seit dem Märze 1525. (Sitzungsber. d. philos.-philol. u. d. histor. Classe der k. b. Akad. d. Wiss. zu München. 1899, Nr 1).
Beck, Jos. v. Ein Apostel der Wiedertäufer: Georg Blaurock u. die Anfänge des Anabaptismus in Graub. u. Tirol. (Beil. zur Allg. Z. 1899, Nr 191). (NZZ. 1899, Nr 258).
Becker, F[ridolin]. Die erste Schlacht bei Zür., den 4. Juni 1799. Mit einer Planskizze. (Vor hundert Jahren. II). Zür., Schulth. 1899.
Bernoulli, A. Eine zürch. Verlustliste v. der Schlacht bei Kappel. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1899, Nr 4).
Bichsel, Ad. Graf Eberhard II. v. Kyburg '(1299—1357)'. Diss. Bern 1899.

Bichsel, Ad. Graf Eberhard II. von Kyburg '(1299—1357)'; ein Beitr. z. Gesch. der Grafen v. Habsburg-Kyburg. Bern 1899.

Christen, Ern. Zwingli avant la réforme de Zur.; histoire de son développement intellectuel et relig. Thèse. Genève 1899.

Claassen, Walt. Die Agrarpolitik Zürichs im Zeitalter der Reform. Diss. Jena 1899.

Claassen, Walt. Schweizer Bauernpolitik im Zeitalter Ulr. Zwinglis. (Socialgeschichtl. Forsch.; Erg.-hfte z. Zeitschr. f. Social- u. Wirtsch.-gesch. IV). Berl. 1899.

Dändliker, Karl. Zürcher Volksanfragen von 1521—1798. (Jahrb. f. schweiz. Gesch. Bd 23, 1898).

Darstellung, aktengemäße, der vor 100 Jahren '(am 29. Jan. 1798)' erfolgten Amnestie über die Unruhen auf der zürch. Landschaft in d. J. 1794 u. 95, sowie die am 30. Jan. 1798 erfolgte Entlassg der bestraften Patrioten aus dem Zuchthause... Wytikon-Zür., Schilde [1898].

Diener, Ernst. Das Haus Landenberg im Mittelalter; mit bes. Berücks. des 14. Jahrh. Diss. Zür., Schulth. Dr. 1898.

Egli, Em. Analecta reformatoria. I: Dokumente u. Abhandlgn zur Gesch. Zwingli's u. seiner Zeit. Zür., ZF. Dr. 1899.

Erinnerung an eine Heldentat zürch. Scharfschützen im Aug. 1799. (Sonnt.-post d. Landb. 1899, Nr 34).

E[scher], E[d]. Die Kriegsereignisse um Zür. 1799. (Schweiz. 1899, Hft 15 u. 16).

Farner, Alfr. Altes u. Neues; ein Beitrag zur Stammheimer Reform.-gesch. SA. Andelf. 1899.

Farner, A[lfr.]. Die pfarramtl. Register im Gebiet des Kant. Zür....; mit spec. Berücks. der Kirchgem. Stammheim. (Zürch. Taschenb. 1899).

Finsler, Geo. Geschichte der Zürcher Hülfsgesellschaft 1799—1899. Mit Portr. (Neuj.-Bl. der Hülfsges. 1899). Zür., Schulth. Dr. [1898]. 4°.

Finsler, Geo., [in Basel]. Unsere Bibelsammlg. Vortr. (Sonnt.-Beil. z. ASZ., 1899, Nr 25—27). [Zürch. Bibeldrucke betr.].

Finsler, [Rud.]. Notstände u. Hülfeleistgn im Kant. Zür. vor 100 J. Ref. (Zürcher Jahrb. f. Gemeinnützigk. 1898/99). (ZP. 1898, Nr 261).

Flach, Hch. Dr. Albr. Rengger; ein Beitr. z. Gesch. der helvet. Revol. u. der Helvetik. I. Diss. Aar. 1898.

Fritschi, Fr[dr.]. Eröffngswort zur 65. ordentl. Versammlg der Schul-synode. (Ber. üb. die Verh. d. zürch. Schulsyn. 1898). [Kurze Uebersicht über die Entwicklg des zürch. Schulwes. seit der Helvetik].

Gasser, Joh. Ed. Der Schwabenkrieg, mit Hervorhebg der Ereign. im Klettgau u. Hegau. Zwei Vortr. Schaffh. 1899.

Geschichte, aus der, des Uetliberges; v. Hr. (NZZ. 1899, Nr 5).

Glättli, Walth. Geschichte der Unruhen auf der Landsch. Zür. 1645 u. 46. Diss. Zür., oDr., 1898.

Häberlin-Schaltegger, J[ak.]. Zwei Jahre im Neuzofinger-Ver. Zür. (Centralbl. des Zof.-Ver., Jahrg. 39, Febr./März). — Zürcher Studentenleben vor 50 Jahren. (NZZ. 1899, Nr 198, 200 u. 201).

Häne, Joh. Mailändische Gesandtschaftsberichte u. ihre Mitteilgn üb. zürch. u. luzern. Truppen '(1490)'. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1899, Nr 3).

Hauser, Kasp. Die Wellenberg zu Pfungen. (Neuj.-Bl. der Stadtbibl. Wthur. 1899). Wthur [1899]. 4⁰.

Hauser, K[asp.]. Die Mühlen im Mittelalter. (Sonnt.-post d. Landb. 1899, Nr 12—16).

Hauser, K[asp.]. Die Fähren bei Zurzach. (Sonnt.-post d. Landb. 1899, Nr 35—38).

Henning, Max. Schweizer Städte im J. 1762; nach dem Reisetagebuch d. Kard. Garampi. (NZZ. 1899, Nr 96, 97, 99). [Darin: Zürich].

Hirzel, Paul. Aberglaube im Kant. Zür. (Schweiz. Archiv f. Volkskde. Bd 2, Nr 3 u. 4).

Hohenklingen, die letzten von, u. die mittelalterl. Wandgemälde zu Stein a. Rh. (NZZ. 1899, Nr 243 u. 245).

Hoiningen-Huene, Christine v. Beiträge zur Geschichte der Beziehgn zw. der Schweiz u. Holland im 17. Jahrh. Diss. Dessau 1899.

Hoiningen-Huene, Christine v. Beiträge zur Gesch. der Beziehgn zw. der Schweiz u. Holland im 17. Jahrh. Berl. 1899.

Jaccard, E[m.]. Le Marquis Jaques [!] de Rochegude et les protestants s. les galères. Laus. 1898. [Aufenthalt de R's in Zür.].

Jahren, vor hundert. 4 Hfte. Zür., Schulth. 1899.

Keller-Escher, C[arl]. Vor hundert Jahren. Rede am Sechseläuten 1898. (Zür., Schulth. Dr. 1898).

Keller-Escher, C[arl]. Die Familie Hirzel v. Zür.; Genealogie u. geschichtl. Uebersicht. Als Manuskr. gedr. Leipz., Hirzel 1899. f⁰.

Kriegslasten im Jahre 1799. (NZZ. 1899, Nr 1).

Maag, Alb. Geschichte der Schweizertruppen in franz. Diensten '(1816—30)'. Mit Chromobild. Biel 1899.

Markt-Ordnung, eine Zürcher, vor hundert Jahren. (Stadt-Chr. d. ZP. 1899, Nr 25).

Meister, Ulr., u. Paul Rütsche. Der Kant. Zür. 1799. Mit Portr. (Neuj.-Bl. der Feuerwerkerges. 1899). Zür., NZZ. Dr., FB. Comm. [1898]. 4⁰.

Meyer, Dieth. Margaretha Blarer; eine Lichtgestalt aus dem Zeitalter d. Reformation. Zür., Schulth. 1899.

Meyer, Wlh. [*1830]. Ortsbeschreibg u. Geschichte der Gemeinde Dübendorf. Zür., OF. 1898.

Meyer, Wlh. [*1830]. Zum 100jähr. Bestand der Aerztegesellschaft des Kant. Zür. (Corresp.-Bl. f. Schweizer Aerzte. 1899, Nr 10 u. 15).

Meyer, Wlh. [1797—1877]. Die zweite Schlacht bei Zür. am 25. u. 26. Sept. 1799; mit einem Vorw. v. G[er.] Meyer v. Knonau. Mit einer Planskizze. (Vor hundert Jahren. III). Zür., Schulth. 1899.

Meyer v. Knonau, G[er.]. Aus dem Tagebuch eines Zürcher Bürgers (Obmann Leonh. Köchli) in den J. 1798 u. 99. (Zürch. Taschenb. 1899).

Meyer v. Knonau, G[er.]. Antistes Dr. Geo. Finslers histor. Arbeiten. (Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz. 1899, Nr 26 u. 27).

Morf, H[ch]. Die erste staatl. Lehrerbildgsanstalt im Kant. Zür.; ein Beitr. z. Gesch. uns. Volksschule. (Landb. 1899, Nr 52—65).

Morf, H[ch]. Die erste staatl. Lehrerbildgsanst. im Kant. Zür. SA. Wthur 1899.

Nüesch, Alex., u. Hch Bruppacher. Das alte Zollikon; kulturhistor. Bild einer zürch. Landgemeinde ... bis z. Neuzeit. Mit 14 Ill. u. 1 topograph. Karte. Zür., ZF. 1899.

Nüscheler, Arn. Glockensagen aus der Schweiz; auf Grund eines Manuskr. v. A. N. herausgeg. v. E[rnst] A. Stückelberg. (Schweiz. Archiv f. Volkskde. Bd 3, Nr 3).

Ochsner, M. Der Turbentraktat zwischen Einsiedeln u. Zür. 1751. (Einsiedler Anz. 1898, Nr 54).

Oechsli, Wlh. Die Schweiz 1798 u. 99. Mit einer Karte in Farbendr. (Vor hundert Jahren. I). Zür., Schulth. 1899.

Oechsli, [Wlh.]. Die Schweiz vor hundert Jahren. (3. Jahresber. d. Pestalozzigesellsch. in Zür. 1898/99).

Oechsli, Wlh. Urkundliches zur Geschichte Hch Wollebens. (Anz. f. schweiz. Gesch. 1899, Nr 3).

Ortroy, F. van. Quatre lettres inédites de Gérard-Mercator à Théod. Zwinger et à Wolfg. Haller. (Compte-rendu de la comm. royale d'hist., Brux. Tome 8, Nr 7). — SA. Brux. 1899.

Pieth, Frdr. Die Mission Justus v. Gruners in der Schweiz 1816—19. Diss. Chur 1899.

P[fyffer], J[vo]. Massénas Limmatübergang bei Dietikon; 25. Sept. 1799. (NZZ. 1899, Nr 204).

Rott, Ed. Perrochel et Masséna; l'occupation franç. en Helvétie 1798—99. Neuch. 1899.

R[üegg, Rhold]. Häusl. u. geselliges Leben in Zür. (Stadt-Chr. d. ZP. 1898, Nr 88—91, 100—103; 1899, Nr 1—3).

Schmidt, H[ch]. Die deutschen Flüchtl. in der Schweiz. Diss. Zür., Grütliver. Dr. 1899.

Schmidt, Hch. Die deutschen Flüchtl. in der Schweiz u. die erste deutsche Arbeiterbewegg 1833—36. Zür., Buchdr. d. schweiz. Grütliver. 1899.

Schultheß, Frdr. Zur Gesch. der Zunft zur Saffran zu Ende des 18. Jahrh. Zür., Schulth. Dr. 1898.

Schultheß-Rechberg, G[ust.] v. Reise eines jungen Zürchers (Leonh. Schultheß) durch Südfrankr. u. Italien 1773 u. 74. (Zürcher Taschenb. 1899).

Seitz, O. Die theolog. Entwicklg des Urbanus Rhegius, spez. seines Verhaltens zu Luther u. Zwingli 1521—23. Diss. Gotha 1898.

Soziales aus dem alten Zür. (Stadt-Chr. d. ZP. 1899, Nr 59 u. 60).

Stadtbücher, die Zürcher, des 14. u. 15. Jahrh.; auf Veranlassg der Antiquar. Ges. in Zür. herausgeg. v. H[ch] Zeller-Werdmüller. I. Leipz., Hirzel 1899.

Stichler, Carl. Sonntagsfeier u. Sonntagsvergnügen in Altzür. vor 200 J. (Sonnt.-post d. Landb. 1899, Nr 31 u. 32).

Tobler, G[ust.]. Die Mission des französ. Gesandten Reinhard in der Schweiz 1800—1801. (Archiv d. histor. Ver. d. Kant. Bern. Bd 15, Hft 3).

Tobler-Meyer, Wlh. Die Stühlinger ab Regensberg, von Waldhausen u. in Eglisau. (Arch. hérald. suisses. 1898, Nr 2).

Tobler-Meyer, Wlh. Nachtrag zur Gesch. d. Familie Stühlinger. (Arch. hérald. suisses. 1899, Nr 2).

Urbar, das habsburgische; herausgeg. v. Rud. Maag. Bd 2, 1. Hlfte. (Quellen z. Schweizergesch. Bd 15, 1. Hlfte). Bas. 1899.

Weber, Hch. Die Kirchgemeinde Höngg; urkundl. geschildert. 2. *A. Zür., Leemann 1899.

[Wegma]nn, [Arn.]. Eine Pfingstfahrt. (NZZ. 1899, Nr 146).

(Wegmann, A[rn.], u. A[lb.] Hafter). Die Pfingstfahrt des Pontonnier-Fahrver. Zür. . . . 1899. SA. Zür., NZZ. Dr. 1899.

Wiesendanger, E[m.]. Die Schweiz im Kriegsjahre 1799. Zür., Bopp [1899].

Winckelmann, Otto. Zur Geschichte Sleidans u. seiner Kommentare. (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. Bd 14, Hft 4). [Correspondenz mit Bullinger, ꝛc.].

Wöber, Franz X[av.]. Die Miller von u. zu Aichholz; eine genealog. Studie. I: Die Mülner v. Zür. u. ihr Sturz. Bd 1 u. 2. Wien 1893 u. 98. 4°.

Zeller-Werdmüller, H[ch]. Aus zeitgenöss. Aufzeichngn u. Briefen. Doppel-Hft. Ill. (Vor hundert Jahren. IV). Zür., Schulth. 1899.

III. Kunst und Altertümer; Wappen- und Münzkunde.

Angst, H[ch]. Scheibe der „Gesellschaft v. Dalwil [Thalweil]“ v. 1522 im hamburg. Museum f. Kunst u. Gewerbe. (Anz. f. schweiz. Altert.-kde. NF. Bd 1, Nr 1).

Brun, Carl. Verzeichnis der bedeutenderen Kunstwerke im Künstlergut zu Zür.; mit biograph. Notizen. 3. *A. Zür., Schulth. 1899.

Diener, Ernst. Wappen u. Siegel der Herren v. Landenberg im Mittelalter. (Arch. hérald. suisses. 1899, Nr 1 u. 2).

Doppeldenkmal, ein; Keller u. Meyer? (Landb. 1899, Nr 25).

Doppelscheibe von 1517 (mit den Zürcher Stadtheiligen, dem Reichs- u. dem Zürcher Standesschild) im German. Nationalmus. zu Nürnb.; kurzer beschreibender Text mit Abbildg. (Katalog der Glasgemäldesammlg des German. Nat.-Mus. 2. A. 1899. Seite 33 u. Taf. 11).

Durrer, Rob., u. Rud. Wegeli. Zwei schweiz. Gemäldecyklen aus dem Anf. des 14. Jahrh. Ill. (Neuj.-Bl. d. Antiq. Ges. 1899). Zür., Amberger Dr., FB. Comm. 1899. 4⁰.

F[leiner], A[lb.]. Weckesser-Ausstellg in Winterthur. (NZZ. 1899, Nr 77 u. 80).

Ganz, Paul. Wappen u. Wappenbriefe der Hagnauer v. Zür. (Arch. hérald. suisses. 1898, Nr. 4).

Ganz, Paul. Zürcher Standeswappen v. 1529. (Arch. hérald. suisses. 1898, Nr 3).

Ganz, Paul. Geschichte d. herald. Kunst in d. Schweiz im 12. u. 13. Jahrh. Diss. Frauenf. 1899.

Ganz, Paul. Geschichte d. herald. Kunst in d. Schweiz im 12. u. 13. Jahrh. Mit Abb. u. Taf. Frauenf. 1899.

Gerster, L. Die schweiz. Bibliothekzeichen ‘(Ex-libris)’. Kappelen, Kant. Bern 1898.

Gerster, L. Ein altes Bibliothekzeichen der Stadtbibliothek in Zür. Mit Farben-Beilage: Bibliothekzeichen d. Chronisten Ger. v. Edlibach in Zür. 1480. (Ex-libris; Zeitschr. f. Bücherzeichen. Bd 9, Hft 2).

Hablützel, A. Festschrift bei Anlaß des 50jähr. Jubil. des Kunstver. Winterth. Wthur 1898.

Hirzel, Osk. Das Denkmal zur Erinnerg an die Dampfschiffkatastrophe auf dem Zürichsee. (NZZ. 1898, Nr 334).

Inwyler, Ad. Zur schweiz. Medaillenkunde: Belohngsmedaille des Rats v. Zür. für Junker Pfyffer v. Altishofen 1694. (Revue suisse de numismat. Vol. 8, Nr 1).

Keller-Escher, C[arl]. Die Familie Hirzel v. Zür.; Genealogie u. geschichtl. Uebersicht. Als Manuskr. gedr. Leipz., Hirzel 1899. f⁰.

(Landesmuseum, schweiz.): Erinnerung an die Eröffng des schw. L. in Zür., 25. Juni 1898; Gruppenbilder vom Trachten-Festzug. 38 Lichtdrucktaf. Zür., Polygraph. Inst. 1898. 4°. — Eröffnung, feierliche, des schw. L. 1898; kostüm. Festzug. 26 Taf. Zür., Frey 1898. 4°. — Gull, Gust. Zur Eröffng des schw. L. in Zür. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 31, Nr 26; Bd 32, Nr 1, 7, 8, 24 u. 25).

Eingabe, die, des Stadtrates wegen der Hodlerfresken (mit Gutachten v. J. R[ud.] Rahn). (NZZ. 1898, Nr 329). — Entwurf, der Hodlersche, für die Fresken im L.; Ber. der Jury. (NZZ. 1898, Nr 316). — Die Fresken für das L. (NZZ. 1898, Nr 322). — Fleiner, Alb. Die Ausstellg v. Ferd. Hodler's Freskenentwürfen im L. (NZZ. 1898, Nr 326 u. 327). — Rahn, J. R[ud.]. Votum vor der eidg. Landesmus.-comm. üb. d. Hodlerschen Cartons f. die Waffenhalle im L. (Tagbl. d. Stadt Zür. 1898, Nr 272). — Rahn, [J. Rud.]. [Zweites] Gutachten über die Hodler'schen Fresken. (NZZ. 1899, Nr 178).

Portraitkarikaturen, die, am schw. L. Mit vier Orig.-Abb. v. Rich. Kißling. (Schweiz. 1899, Hft 4).

Heer, J[ak.] C[hrph]. Das schw. L. in Zür. (Velh. u. Klasings Monatshfte. Jahrg. 13, Hft 3).

Landesmuseum, das, in Zür. Mit Kunstbeilage. (Helvetia. Jahrg. 22, Hft 9).

Lehmann, Hans. Das schweiz. L. in Zür. (Am häusl. Herd. Bd 1, Nr 9 u. 10).

Lehmann, H[ans]. Das schw. L. in Zür.: Die Festschrift. (Schweiz. 1899, Hft 8). — Der alte Gotth.-Postwagen. (Schweiz. 1899, Hft 2). — Der Allianzteppich. (Schweiz. 1898, Hft 26). — Aus der Abteilg f. Volkstrachten: Die Freiämtertracht. (Schweiz. 1900, Hft 1).

Marcel, Gabr. Note sur une mission géograph. en Suisse. Av. 3 planches. (Bull. soc. de géogr., Par. 1899, Nr 1). [Ueber den großen der Stadtbibliothek Zür. gehörenden Globus im Schweiz. Landesmuseum u. einen der ebenfalls dort befindl. Chorherrenbecher].

Mülinen, W[olfg.] F[rdr.] v. Wappenbriefe Albrechts v. Bonstetten. (Arch. hérald. suisses. 1899, Nr 1).

Nef, W[illi]. Die Erstaufführg des „Fliegenden Holländers" unter d. Leitg Wagners am Zürcher Stadttheater. (Schweiz. Musikzeitg. Jahrg 38, Nr 15).

Rahn, J. R[ud.]. Beobachtgn üb. die Bauart u. die Ausstattg des Großmünsters in Zür. SA. Zür., FB. Comm. 1898.

Rahn, J. R[ud.]. Zwei Bilder aus der Fraumünster-Abtei. Mit 2 Taf. (Zürcher Taschenb. 1899).

Rahn, J. R[ud.]. Die Kirche von Veltheim u. ihre neu entdeckten Wandmalereien. (NZZ. 1899, Nr 225).

Rahn, J. R[ud.]. Gutachten über den Befund u. die künftige Behandlung des Fraumünsters in Zür.; verf. im Auftr. d. Kirchenpflege. Aug. 1898. (Zür., Ber. Dr. 1899).

Rahn, J. R[ud.]. Gutachten üb. die Hodlerschen Fresken siehe Landesmuseum, schweiz.

Schiffmann, Franz Jos. Der Dominikaner Albertus de Albo Lapide u. die Anfänge des Buchdrucks in d. Stadt Zür. Mit Zusätzen herausgeg. v. Ad. Fluri. (Zürcher Taschenb. 1899).

Stolberg, A. Stammbuch des Malers Dietr. Meyer v. Zür. v. 1589. (Arch. hérald. suisses. 1899, Nr 1).

Stroehlin, Paul Ch. Médailles suisses nouvelles: Tir cant. zurich., Zur. 1898. — Inauguration du Musée national suisse à Zur. en 1898. Av. planche. (Revue suisse de numismat. Vol. 8, Nr 2).

S[utermeister], M[or.]. Ein ausgestorbenes Kunstgewerbe in der Stadt Zür. Stadt-Chr. d. ZP. 1898, Nr 87. [Glockengießerei].

Ulrich, R[ud.], jun. Ein Ex-libris des Chronisten Ger. Edlibach. (Arch. hérald. suisses. 1898, Nr 1).

Zeller-Werdmüller, H[ch]. Zur Gesch. des Zürcher Goldschmiede-Handwerkes. SA. [Zür. 1898]. 4°.

Zimmermann, Th[eoph.]. Der Christuskopf auf Kyburg. (Christl. Kunstbl. 1899). (NZZ. 1899, Nr 63).

IV. Naturwissenschaft; Landeskunde.

Badoux, H. Ueber Baumriesen u. schöne Bäume. Mit 3 Orig.-ill. v. Gebr. Wehrli. (Schweiz. 1899, Nr 5). [Bäume aus Zür. u. Umgebg].

Exkursion der Geograph.-Ethnograph. Gesellsch. Zür. [unter Leitg v. Prof. Früh]; v. R. (NZZ. 1899, Nr 202).

Führer durch Zür.; herausgeg. vom offiz. Verkehrsbur. Zür. [Deutsch, franz. u. engl.]. Zür., Verkehrsbur. 1898.

Führer zum 6. allgem. deutschen Journalisten- u. Schriftstellertag in Zür., 30. Juni bis 3. Juli 1899. Zür., OF. 1899.

Gewitter, über die in Zür. vorkommenden. (NZZ. 1899, Nr 228).

Graf, Alb. Aus dem Winterleben der Blaumeise [im Limmattal]. (Schweiz. 1898, Hft 26).

Hertel, L. Die Rennsteige u. Rennwege des deutschen Sprachgebietes. (Pr. Gymnas. Hildburgh.). Hildburgh. 1899. 4°.

Hertel, L. Die Rennsteige u. Rennwege des deutschen Sprachgebietes. (Schr. des Rennsteigver. Nr 2). Hildburgh. 1899. 4°.

Messerschmitt, J. B[apt.]. Lotabweichgn in der mittl. u. nördl. Schweiz. (Internat. Erdmessg; das schweiz. Dreiecknetz. Bd 8). Zür., FB. 1898. 4°.

Meteorsteinfall, Zürcher? (NZZ. 1899, Nr 168).

Nimis. Zurigo; note ed impressioni. (L'universo, Milano. 1899, Nr 4—11).

Pfenninger, A. Zum „Burgunderblut" im Zürichsee. (NZZ. 1899, Nr 279). [Ueber Plankton].

Richtersweil u. seine Umgebg; Fremden-Führer, ausgeg. v. der Verkehrskomm. Richtersw. Ill. (Zür., Meier) 1899.

Schinz, Hans. Die morpholog.-biolog. Anlage u. das System des botan. Gartens in Zür. 1899. Zür., Buchdr. d. schweiz. Grütliver. 1899.

Schlumpf, J. Handkarte des Kant. Zür. u. s. Umgebg; 1:150,000. Zür., Meier 1899.

Schröter, C[arl]. Das „Burgunderblut" im Zürichsee. (NZZ. 1899, Nr 273). [Ueber Plankton].

Uebersichtsplan der Stadt Zür. im Maßstabe 1:2500; herausgeg. vom Vermessungsamt der Stadt Zür. Bl. 19: Jakobsburg; 20: Balgrist-Eierbrecht; 21: Adlisberg; 22: Klösterli; 23: Loorenkopf. Zür., Vermessungsamt 1898. f°.

Verzeichnis der Höhen-Fixpunkte im Gebiete der Stadt Zür.; herausgeg. vom Vermessungsamt der Stadt Zür. Autogr. vom Vermessungsamt. Zür., Hofer Dr. 1899.

Wanderung, eine, durch Zür. 50 Ansichten mit begleitendem Text. Zür., Schröter 1899. f°.

[Weber, Hrm.]. Die Ufenau; Freunden u. Bekannten z. Andenken geschildert v. e. Verehrer d. Insel. Ill. 2. Aufl. Zür., Wettst. 1899.

„Wil" oder „Weil"? (Landb. 1899, Nr 119).

Zürich u. sein See im Jahre 1692; [nach Hans Erh. Escher]. (Stadt-Chr. d. ZP. 1899, Nr 8—10, 12—15).

V. Recht und Staat; Kirche und Schule; Volkswirtschaft.

(Bestehende Verhältnisse).

Adler, Geo. Die Zürcher Arbeitslosenversicherg. (Zeitschr. f. Versich.-Recht u. -Wissensch. Bd 5, Hft 2/3).

Ansprache des Kirchenrates des Kant. Zür. an die reform. Kirchgemeinden betr. die Stellg zu der röm.-kathol. Kirche. Zür., ZF. Dr. 1898.

Arbeitskammer der Stadt Zür.; 2. Jahresber. mit Anhang: 1. Lohnbeweggn u. Streiks 1898; 2. Lohn-, Alters- u. Nationalitätsverhältn.

der im Dienste der Stadt Zür. stehenden Arbeiter. Zür., Schweiz. Grütliver. Dr. 1899.
Arbeitslosenversicherung, die, in Zür.; Schreiben des Vorstandes des Gewerbeverbandes Zür. an die stadträtl. Komm. betr. Arbeitsl.-vers. Zür., oDr. 1898.
Baiter, H[ans]. Die Arbeiterkolonie Herdern. (Schweiz. Zeitschr. f. Gemeinnützigk. Jahrg. 38, Hft 1).
(Baiter, H[ans]). Freiwillige u. Einwohnerarmenpflege der Stadt Zür. SA. [Zür. 1899].
Bericht über Handel u. Industrie der Schweiz 1898; erstattet v. Vorort des schweiz. Handels- u. Ind.-Ver. Zür., Ver. Dr. 1899. 4⁰.
Bericht über Handel u. Industrie im Kant. Zür. 1898; herausgeg. v. der kaufmänn. Gesellsch. Zür. Zür., NZZ. Dr. 1899. 4⁰.
B[eust], F[rdr.]. Betrachtgn über Steuern u. Steuergesetz in Zür. (Schweiz. Blätter f. Wirtsch.- u. Socialpolitik. 1898, Nr 18).
Bollinger, [Rud.]. Zur Würdigg des Gesetzesentwurfes betr. das Armenwesen. (NZZ. 1899, Nr 287—89).
C[ramer]-F[rey, Kd]. Zum Jahresbeginn; wirtschaftl. u. polit. Streifzüge. (NZZ. 1899, Nr 19—23, 25).
Ertrag u. Geldwert der Weinernte des Kant. Zür. . . . 1896 u. 97; gemeindeweise Darstellg. Wthur 1898.
Etzensberger, H. Anstalts- oder Familienerziehg? Mit bes. Berücks. der Anstaltsverhältn. im Kant. Zür. (Zürcher Jahrb. f. Gemeinnützigk. 1898/99).
Erinnerung, zur, an die Turm- u. Glockenweihe in Mettmenstetten, am 25. Sept. 1898. Zür., Rüegg Dr. 1898.
Fachkurse, die, u. die Bibliothek des kant. landwirtschaftl. Vereins. (Zürcher Jahrb. f. Gemeinnützigk. 1898/99).
Flachsmann, J. Anreggn für das neue zürch. Notariats-Gesetz. (Schweizer-Zeitfr. Hft 28). Zür., OF. 1898.
Frauenbazar, der, zu Gunsten der schweiz. Pflegerinnenschule; v. H. W. (NZZ. 1898, Nr 310).
Gemeindefinanz-Statistik 1896. (Statist. Mitt. betr. d. Kant. Zür. 1896, Hft 2). Wthur 1898.
Gemeindefinanz-Statistik 1897. (Statist. Mitt. betr. d. Kant. Zür. 1897, Hft 2). Wthur 1899.
Germann, H. Handbuch für Polizeiangestellte . . . 2.*A. Zür., Buchdr. d. schweiz. Grütliver. 1898.
Gesetze u. Verordnungen betr. die öffentl. Gesundheitspflege [im] Kant. Zür.; herausgeg. v. der Dir. des Sanitätswes. Wthur 1899.
Gmür, staatl. Hafenverwalter in Rorschach. Bericht über die gegenwärt. Schiffahrtsverhältn. auf d. Zürichsee; im Auftr. der interkant. Komm f. Regelg der S. a. d. Z. erstattet. Febr. 1898. oO. (1898).

Greulich, H[rm.]. Die Arbeitskammer der Stadt Zür. vor d. Großen Stadtrat v. Zür. Rede. Zür., Buchdr. d. schweiz. Grütliver. 1899.

Grob, C[asp.]. Das neue Volksschulgesetz im Kant. Zür. (Schweiz. Blätter f. Wirtsch.- u. Socialpolitik. Bd 7, Nr 14).

Handbüchlein für die Mitglieder der gewerbl. Schiedsgerichte f. die Stadt Zür.; herausgeg. im Aug. 1899. Zür., Frank Dr. (1899).

Hauptergebnisse der obligatorischen Rindviehversicherg im Kant. Zür. für 1896 und 97. Mit kartograph. Beilage. Wthur 1898.

[Hirzel, Frdr., *1823]. Gruß an die Fraumünstergem. bei der Einsetzg des Hrn Pfarr. A. Ritter, d. 19. Juni 1898; v. einem alten Freunde der Fraumünsterkirche. (Zür., OF. Dr. 1898).

H[irzel], H. Die Schulsparkassen im Kant. Zür. (Zürcher Jahrb. f. Gemeinnützigk. 1898/99).

Hochfeldt, Hans. Psychologisches u. Physiologisches aus der deutschen Schweiz. Leipz. 1898.

Initiative an den Kantonsrat des Kant. Zür. betr. Errichtg einer Professur für Wasserheilkunde an der Univ. Zür. Rüti 1898.

Jucker, H[ch]. Das Notariatswesen des Kant. Zür.; seine histor. Entwicklg u. Ausbildg. Zür., Schulth. 1898.

Lang, Arn. Ueber die Stellg u. Aufgabe der Universität in unserm demokrat. Staate. Ref. (Ber. üb. die Verh. d. zürch. Schulsyn. 1898).

Leuch, [Gfr.]. Oeffentl. Gesundheitspflege in Zür. (3. Jahresber. d. Pestalozzigesellsch. in Zür. 1898/99).

Locher, F[ritz]. Der Bolligerhandel u. was drum u. dran hängt. Zür. Speidel 1898.

Lohnverhältnisse der im Dienste der Stadt Zür. stehenden Arbeiter. (Schweiz. Blätter f. Wirtsch.- u. Socialpolitik. 1899, Hft 17).

(Lungensanatorium, kant.): Einweihung, die, des kant. L.; v. S. (NZZ. 1898, Nr 303). — Ausstattung. (NZZ. 1898, Nr 311). (ZP. 1899, Nr 37). — Bion, Walt. Rede zur Eröffng des L. in Wald. (NZZ. 1898, Nr 336). — Bion, Walt. Die Einweihg der zürch. Heilstätte f. Lungenkranke am 30. Okt. 1898. SA. Bas. 1898.

B[aiter], H[ans]. Schweiz. Heilstätten f. Lungenkranke. (Schweiz. Zeitschr. f. Gemeinnützigk. Bd 38, Hft 2). [Darin: Zürch. Heilst. f. L. in Wald].

Heilstätte, die zürch., für Lungenkranke in Wald. (Zürcher Jahrb. f. Gemeinnützigk. 1898/99).

(Marty, J[oh.]). Zur Erinnerg an den 25jähr. Bestand der Wunderly-Zollinger-Stiftg Meilen 1873—98. Meilen 1898.

Mauke, Wlh. Aus der russischen Studentencolonie in Zür. (Das neue Jahrh. Bd 1, Nr 41).

Meili, F[rdr.]. Rechtsgutachten über die Berechtigg an „Kirchenörtern" [die Kirchgem. Wetzikon betr.]. (Theol. Zeitschr. aus d. Schweiz. 1898, Nr 4). — SA. Zür., Schaufelb. Dr. 1898.

Mitteilungen aus den Ergebnissen der Wohngs- u. Grundstückserhebg in d. Stadt Zür. Okt./Nov. 1896; herausgeg. v. statist. Amt d. Stadt Zür. Nr 1 u. 2. Zür. 1898 u. 99. 4°.

Mitteilungen, statistische, betreffend den Kant. Zür.; herausgeg. vom kant. statist. Bur. 1896, Hft 2; 1897, Hft 1 u. 2. Wthur 1898 u. 99.

Moser, Hch. Die Post; eine Skizze aus der Großstadt [Zür.]. (Schweiz. 1899, Hft 3 u. 4).

N[ägeli, Hans]. Die Staatsarmenpflege. (ZP. 1899, Nr 230, 232 u. 234).

Nauer, Wlh. Das Gemeindewesen des Kant. Zür. Diss. Zür., NZZ. Dr. 1898.

Nimis. Le industrie e il commercio nel cant. di Zurigo. (L'universo, Milano. 1899, Nr 17).

Pflüger, P[aul]. Die Wohngsfrage, mit bes. Berücks. der Stadt Zür. (Socialwiss. Volksbibl. — Pflüger. 14). Zür., Schweiz. Grütliver. 1898.

Restitution u. Freisprechung des Ad. Bolliger; Restitutionsentscheid vom 8. Nov. 1898 u. Urteil des Schwurgerichtshofes vom 21. Nov. 1898. Zür., Rüegg Dr. 1898.

[Ritter, Ad.]. Visitationsbericht über die Verhältnisse u. Zustände der evangel.-reform. Kirche des Kant. Zür. 1892—97; der Kirchensyn. erstattet vom Kirchenrate. Zür., ZF. Dr. 1898.

Ritter, Ad. Bericht über die Verhältnisse u. Zustände der evangel.-reform. Kirche des Kant. Zür. 1892—97. 2. A. Zür., ZF. 1899.

Rüttimann, H[ch]. Statist. Beitrag zur Epidemiologie der Diphtherie im Kant. Zür. überh. 1881—87 u. spec. in den Bez. Winterth. u. Andelf. 1884—86. (Zeitschr. f. schweiz. Statistik. 1899, Nr 3). — Diss. Bern 1899. 4°.

Schmid, C[arl] A[lfr.]. Wie schützte früher der Kant. Zür. seine Fabrikkinder? Ein Beitr. zur Geschichte des kant. Arbeiterschutzes. Zür., Leemann Dr. 1899.

Schollenberger, J[oh. Jak.]. Zur Reform der zürch. Armengesetzgebg. (Schweiz. Blätter f. Wirtsch.- u. Socialpolitik. 1899, Hft 17).

Schuler, F[ridolin]. Die sozialen Zustände in der Seidenindustrie der Ostschweiz. (Archiv f. soziale Gesetzgebg u. Statistik. Bd 13, Hft 5/6).

Stadthalle-Genossenschaft, die. (NZZ. 1899, Nr 90).

Stüssi, H[ch]. Das Baugesetz für Ortschaften mit städtischen Verhältnissen des Kant. Zür.; nebst den zugehörigen Verordngn. 3. A. Zür., Müller 1898.

Versuchsanstalt, die, u. Schule in Wädensweil; v. L. (Landb. 1899, Nr 71).

Viehversicherungs-Statistik 1896 u. 97. Mit kartograph. Beilage (Statist. Mitt. betr. d. Kant. Zür. 1897, Hft 1). Wthur 1899.

Viehwerte, die durchschnittlichen, u. der Geldwert des Viehstandes im Kant. Zür.; nach der Viehzählg v. 1896 u. Wertermittlgn v. Okt. 1898. Herausgeg. v. kant. statist. Bur.. Wthur 1898.

Weber, G[ust.]. Gewerbegesetz u. Schule; Vortr. (Ber. üb. die Verh. d. zürch. Schulsyn. 1898).

Wrubel, Fr[dr.]. Anregg zur Gründg eines schweiz. Eisenbahnmuseums [in Zür.]. SA. Zür., ZF. 1898.

Zürcher, [Em.]. Die Selbstmorde im Kant. Zür. in Vergleichg mit der Zahl der Verbrechen. (Zeitschr. f. schweiz. Statistik. Bd 34).

Zürcher, Em. Die demokrat. Partei des Kant. Zür. (Die Socialpolitik d. schweiz. Parteien. III). (Schweiz. Blätter f. Wirtsch.- u. Socialpolitik. Jg 7, Hft 13).

VI. Bau- und Ingenieurwesen.

Ausbau, der, des Fraumünsteramtes in Zür. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 31, Nr 23).

Auswechslung, die, der Brücke über die Limmat bei Wipkingen. (Stadt-Chr. d. ZP. 1898, Nr 86).

Bahnhoffrage, zur; Eingabe des Zürcher Ingenieur- u. Archit.-Ver. (NZZ. 1898, Nr 315).

Berdrow, W. Reisebrief eines Technikers aus d. Schweiz. (Beil. z. Allg. Z. 1899, Nr 174). [Uetlibergbahn u. Maschinenindustrie in Zür.].

Bericht u. Rechnung über die neue Kirche in Wetzikon; erstattet v. der Baukomm. Wetz. 1899.

(Burkhard, W[ern. Glieb], A[lb.] Heim, J[ak.] Maag). Bericht der Expertenkomm. z. Prüfg der Frage der Ableitg des Wildwassers der Sihl in den Zürich- od. Zugersee; [mit] Antwort v. Karl Bürkli: Einige Bemerkgn zu dem Exp.-ber. [Zür. 1899].

(Drahtseilriese in der Gemeinde Richtersweil). (NZZ. 1898, Nr 350). — Von H. (ZP. 1898, Nr 300).

Entwurf zum Vereinshaus-Theaterbau in Zür. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 31, Nr 22).

Geiser, A[rn.]. Die neue Schulhausanlage am Bühl in Zür. III. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 9 u. 10).

Grand Hotel Dolder, das, in Zür.; Archit. Jacq. Gros. Mit 1 Taf. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 19).

Gull, Gust. Das neue Schulhaus in Zür.-Enge. Mit 1 Taf. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 6).

Heilstätte, zürch., für Lungenkranke in Wald; Archit. Jung u. Bridler. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 22).

Ideenkonkurrenz für ein kant. Verwaltungs- u. Gerichtsgebäude auf d. Obmannamt-Areal in Zür. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 17, 18 u. 20).

Ingenieur- u. Architekten-Verein, schweiz.; Fest-Album zur 38. Jahres-Vers. 23./25. Sept. 1899 in Winterth.; herausgeg. vom techn. Ver. Winterth. 83 Lichtdrucktaf. [Zür., Polygraph. Inst. 1899]. 4⁰.

Johanneskirche, die evangel., im Ind.-quartier Außersihl-Zür.; Archit. Paul Reber. Mit 1 Taf. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 23).

Kaelin-Benziger, Dr. Paracelsus; neues Privatkrankenhaus u. Augenheilanst. in Zür. V; Bericht . . . 1896/98. Mit 36 Taf. Eins. 1899. 4⁰.

Kehrichtverbrennungsanstalt im Hard; Baubeschreibg . . . (Beilage zur Weisung d. Stadtrates). Zür., [Ver. Dr.] 1899.

Kraftanlagen, die projektierten, im Kant. Schwyz. [Wäggital- u. Etzelprojekt]. (NZZ. 1899, Nr 120). (ZP. 1899, Nr 102).

Kirche, eine neue, in Außersihl; v. F. (NZZ. 1898, Nr 316).

Kunkler, J. Neubau des Verwaltgsgebäudes für die allgem. Unfall- u. Haftpflicht-Versichergsgesellsch. „Zürich"; Archit. J. Kunkler. Mit 1 Taf. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 34, Nr 1).

L[abhart-]L[abhart], [J. H.]. Mitteilgn aus dem Gebiete des Bauwesens im alten Zür.: Was vor 200 Jahren im Nov. 1698 beim Rathausbau geschehen, bezw. verhandelt worden ist; Supplication der Familie des Werkmeisters Jak. Oeri. (NZZ. 1898, Nr 316). — Die Bauordngn u. die Bauherren. (NZZ. 1898, Nr 350 u. 359; 1899, Nr 15, 43 u. 50). — Von den Brunnen im allgem. u. dem Brunnen am Fischmarkt im bes. (NZZ. 1899, Nr 216). — Die obrigkeitl. Ziegelhütte. (NZZ. 1899, Nr 88, 93, 98 u. 106). — Das Scheuchzersche Pumpwerk am Schanzengraben. (NZZ. 1899, Nr 280 u. 285). — Das Wasserwerk am Lindenhof. (NZZ. 1899, Nr 259, 262—65).

Laboratoires, les nouveaux, techniques de l'Ecole polytechn. de Zur. et ceux de nos facultés. (Revue internat. de l'enseignem. Vol. 38, Nr 5).

Mertens, E. Der große Rasenplatz im Quaipark Zür.-Enge. (NZZ. 1899, Nr 67).

Müller-Bertossa, A[ug.]. Eröffngsrede der 38. Jahresversammlg des schweiz. Ing.- u. Archit.-Ver. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 34, Nr 13). (Landb. 1899, Nr 227). [Zur Geschichte der industriellen Entwicklg d. Stadt Winterth.].

Musiksaal, der ehemalige, in Zür. Mit Abb. (Schweiz. 1898, Nr 20).

Musikschulgebäude, das neue, in Zür.; Archit. Kehrer u. Knell. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 15). — (NZZ. 1899, Nr 94).

Neubau der kant. zürch. Strafanstalt in Regensdorf; Baubeschr. Mit Lageplan u. Ansicht. (Beil. zu d. Plänen f. d. Neubau d. Str.). [Febr. 1899]. [Zür. 1899]. — (NZZ. 1899, Nr 70).

Neubau der Zürcher Kantonalbank in Zür.; Archit. Ad. Brunner. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 1).

Neubauten, die, der schweiz. Lebensversichergs- u. Rentenanstalt in Zür. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 31, Nr 18 u. 19).

(Oechslin, Aug.). Zürich's wichtigste Fragen der Zukunft: Eisenbahnfrage, Stadthaus u. Markthalle, Kraftausbeutg u. Ableitg der Sihl in den Zürichsee ...; Projekt Oechslin. Zür., Jean Frey Dr. 1899.

Recordon, B[enj.]. Le laboratoire de mécanique de l'Ecole polytechn. féd. à Zur. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 4 u. 5).

Schenker, P[et.]. Der Umbau der Zürcher Pferdebahn auf Meterspur f. elektr. Betrieb. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 18 u. 20).

Schindler-Escher, C[asp.]. „Klein aber mein"; sieben Projekte f. einzelnstehende Häuschen... Mit 8 Pl. u. 8 Lichtdr.-taf. n. Zeichngn v. E. Gladbach. 6. A. Zür., Raustein 1899. 4°.

Schlacht- u. Viehhofsprojekt, das. (Rückweisgsantrag der großstadträtl. Kommission). (NZZ. 1899, Nr 36). — (Schweiz. Bauzeitg. Bd 31, Nr 19 u. 20).

Sodorfabrik Zürich, die. (Schweiz. 1899, Hft 14).

Straßenbahn, elektr., Uster-Stäfa, mit Abzweigg Eßlingen-Egg. (NZZ. 1899, Nr 33).

Straßenbahn, elektr., Zür.-Oerlikon-Seebach; Industriequartier-Straßenb. u. elektr. Straßenbahn Zür.-Höngg; Erweitergsbauten des Elektr.-werkes der Stadt Zür. (Maschinenfabrik Oerlikon). (Zür., Polygraph. Inst. Dr.) 1898. f°.

„Theodosianum", das neue. (NZZ. 1899, Nr 76).

Turmbau u. Renovation der Predigerkirche in Zür. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 32, Nr 14). — (NZZ. 1898, Nr 325).

Umbau, der, der linksufrigen Zürichseebahn nach den Projektstudien von Ing. Hilgard. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 32, Nr 24).

Umbau des Anatomiegebäudes. (NZZ. 1899, Nr 32).

Verkehrszüge, neue, in Zür.; Projekt der Architekten Gebr. Rordorf; v. G. (NZZ. 1898, Nr 316). — Mit Situationspl. (Stadt-Chr. d. ZP. 1898, Nr 92).

Wagner, H[ch]. Die Erweitergsbauten des Elektr.-werkes der Stadt

Zür. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 34, Nr 5—7). — SA. Zür., Jean Frey 1899. 4°.

Weiß, A[lb.]. Das neue Gaswerk der Stadt Zür. in Schlieren. Mit Taf. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 34, Nr 17—19).

Wettbewerb für den Neubau einer zweiten reform. Kirche in der Kirchgem. Neumünster-Zür. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 31, Nr 24—26; Bd 32, Nr 1).

Züblin, [Em.]. Mitteilgn über den Bau der Linien Schaffh.-Eglisau u. Thalweil-Zug. Vortr. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 32, Nr 2, 3, 5 u. 6).

Züblin, [Em.]. Der Rhein-Viadukt bei Eglisau. (Schweiz. Bauzeitg. Bd 32, Nr 22).

VII. Schöne Litteratur; Litteraturgeschichte.

Bacmeister, J. L. Der Deckenläufer; eine lust. Gesch. aus d. Schul- u. Studentenzeit eines Zür. Gelehrten. (Schweizer Geschichten aus alter u. neuer Zeit. I). Zür., Bacm. [1899].

Benelli, Franc. Leop. Corde vibranti; liriche. Zür., Müller 1899.

Berlepsch, Goswina v. Heimat; Schweizer-Novellen. Stuttg. 1899. [Darin: Spätrot; ein Idyll aus der Niederdorfstr. in Zür.].

Boßhart, Jak. Die alte Salome; ein Sittenbild aus dem Bauernleben. (Schweiz. 1899, Nr 7—11).

Boßhart, Jak. Das Bergdorf; Erzählg. (Schweiz. 1898, Nr 22—26).

Boßhart, J[ak.]. Wenn's lenzt; Erzählg. (Schweiz. 1898, Nr 18—21).

Dichtungen, Compositionen u. Denksprüche in Autogrammen; gewidm. dem Bazar zu Gunsten d. Pflegerinnen-Schule 10./12. Nov. 1898. Zür., Polygraph. Inst. 1898. 4°.

Farner, Ulr. Prinzeß Tausendschön; eine Kinderkom. mit Gesang u. Tanz; Musik v. Franc. Cattabeni. Zür., Schmidt 1898.

Farner, Ulr. Die Sonderbundsbraut, od. die St. Galler Lise; Volksschausp. 2. A. Zür., Schmidt 1899.

Forrer, Clara. Gottesgericht. [Erzählg]. (Am häusl. Herd. Bd 2, Hft 8).

Forrer, Clara. Eine verlorene Kindesseele. [Erzählg]. (Schweiz. 1899, Hft 17 u. 18).

Frapan, Ilse. Eine Weihnachtsgeschichte. (Am häusl. Herd. Bd 1, Hft 3).

Frapan, Ilse. Der Kondukteur; eine Hamburger Gesch. (Am häusl. Herd. Bd 2, Hft 5).

Frapan, Ilse. Ameise; Skizze. (Vom Fels z. Meer. Jahrg. 18, Hft 11).

Frapan, Ilse. „Auf Leben u. Tod". (Das litterar. Echo. Jahrg. 1, Nr 8).

Frapan, Ilse. Die Liebesbrücke; Skizze aus Kaukasien. (Deutsche Rundschau. Jahrg. 25, Hft 12).

Frapan, Ilse. Wir Frauen haben kein Vaterland; Monologe einer Fledermaus. Berl. 1899.

Frey, Ad. Duß u. underm Rafe; füfzig Schwizerliebli. 2. A. Frauenf. 1898.

Frick-Lochmann, H[ans]. Spiel u. Reim fürs traute Heim; Theaterstücke u. Deklamationen. Zür., OF. 1898.

Gysler, C. Alles us luter Liebi! Lustsp. in Zürcher Dialekt. (Sammlg schweiz. Dialektst. 30). Zür., Schmidt 1899.

Gysler, C. Irre-n-ist menschli. Schwank in Zürcher Dialekt. (Sammlg schweiz. Dialektst. 31). Zür., Schmidt 1899.

Haggenmacher, Otto. Im Bann der Heide; Erzählg. (Am häusl. Herd. Bd 1, Hft 6 u. 7).

Haggenmacher, Otto. Leben um Leben; Erzählg. (Am häusl. Herd. Bd 2, Hft 5 u. 6).

Haggenmacher, Otto. Die Liebe am Wetterglase. [Novelle]. (Schweiz. 1899, Nr 13).

Haggenmacher, Otto. Dr. Grübler; eine lustige Geschichte. (Helvetia. Jahrg. 22, Nr 7—10).

Hartmann, Alfr. Die Limmatschäfer; Schausp. 2. A. Grüningen 1898.

Heer, J[ak.] C[hrph]. Der König der Bernina; Roman. (Gartenlaube 1899, Hft 35—Schluß).

Henckell, Karl. Gedichte. Bildschmuck von Fidus. Zür., Henckell C., Leipz. (1898).

Kurz, G. Das mutige Schweizermädchen im Schwabenkriege 1499; eine Aufführg ... bei Schulfestlichkeiten ... Grüningen 1899.

Lienert, Meinr. Der versteinerte Wald. [Erzählg]. (Am häusl. Herd. Bd 1, Hft 2).

Lienert, Meinr. Der Flickschneider; Erzählg. (Am häusl. Herd. Bd 2, Hft 1—4).

Lienert, Meinr. Im Paradiese der Zukunft. (Limmat. 1899, Nr 39—42).

Lienert, Meinr. Der Waldvogel; e Gschicht us dä Bärge. (Limmat. 1899, Nr 122—126).

Locher, Ed. Papa L's Mußestunden; eine Sammlg v. Witzen u. Anekdoten. Zür., Verf. 1899.

Marti, Fritz. Eine einfache, aber wahre Geschichte. (Am häusl. Herd. Bd 1, Hft 8).

Meyer, Cd Ferd. L'amulette; nouvelles. Trad. de l'allem. p. Mme H. S. Genève 1898.

Müller-Irminger, Hans. Gedichte. Berl. 1899.
Muralt, Lily v. Vier Namens-Schwestern; eine Erzählg. Zür., OF. 1898.
Muralt, Lily v. Lockenköpfchen; eine Erzählg f. Kinder. Zür., OF. 1899.
Nägeli, Otto. Im Fälklein; eine fröhliche Badenerfahrt aus alter Zeit. Zür., Schröter 1898.
Pestalozzi, H(ch). P's sämtl. Werke; herausgeg. v. L. W. Seyffarth. Bd 1—3. Liegn. 1899.
Rahm, J. J. D'Jungfraubahn-Akzie; e Börse- u. Lustsp. im Züri-dialekt. Grüningen 1898.
Rahm, J. J. Therese; Lustsp. in Dialekt. (Helvetia. Jahrg. 22, Hft 5—7).
Schäfer, Wlh. Faustine, der weibl. Faust; eine Tragödie. Zür., Verf. 1898.
Schäfer, Wlh. Pietro Aretino; Tragikomödie aus der Renaiss.-Zeit Italiens. Druck an Stelle der Handschr. Zür., Cotti Dr. 1899.
Schätti, Hedw. Hagebutten; Erzählgn. Zür., Ev. Ges. 1898.
(Steiner, Leonh.). Jungfraubahn; Festsp. z. Einweihg der 1. Sektion Scheidegg-Gletscher, Aug. 1898. Zür., Lohb. Dr. (1898).
Steiner, Leonh. Am Wildseeli; Lustsp. (Lustsp. in Zürcher Mundart. VII). Zür., OF. 1899.
Weber, H[ch]. Hans Waldmann; ein vaterländ. Drama. (Biblioth. vaterländ. Schausp. 60 u. 61). Aar. 1898.
Weber, Hch. Obristzunftmeister Widmer; vaterländ. Schausp. (Biblioth. vaterländ. Schausp. 64). Aar. 1899.
Zahn, Ernst. Des Sennen Jüngster. [Erzählg]. (Am häusl. Herd. Bd 1, Hft 4 u. 5).
Zahn, Ernst. Sabine Rennerin; ein Schausp. Frauenf. 1899.
Zimmermann, A. U. Treu bis in den Tod; ein Bild aus der Reformationszeit; mit einer histor. Einl. v. Dieth. Meyer. Zür., Schulth. 1899.

Bächtold, Jak. Kleine Schriften; mit einem Lebensbilde v. W. von Arx; herausgeg. v. Theod. Vetter. Mit Portr. u. Bibliographie. Frauenf. 1899.

[Darin: Die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie u. Litt.-gesch. — Josua Maler (Pictorius). — Litterar. Bilder aus Zür. Vergangenheit. — Toast an der Goethe-Feier in Stäfa].

(Keller, Gfr.): Bächtold, Jak. Gottfr. Kellers Leben. Kleine Ausg. Berl. 1898.

Baldensperger, Fern. G. K.; sa vie et ses oeuvres. Thèse. Paris 1899.

Betz, Ls P. G. K. in der Pariser Sorbonne; eine litterar. Pilgerfahrt. (NZZ. 1899, Nr 194, 196 u. 197, 199).

Dumur, Franç. Un grand écrivain suisse: G. K. (Biblioth. univ. 1899, Nr 41—44).

Zähndler, W. Aus G. K's Briefwechsel; Entstehgsgesch. des „Grünen Heinrich". (St. Gallerblätter. 1898, Nr 43—45).

(Lavater, Joh. Casp.): Bobé, Louis. J. C. L's rejse til Danmark i sommeren 1793; udgived paa foranledning af Lehnsgreve C. E. Reventlow. Kjöbenh. 1898.

Ehrenfeld, Alex. J. C. L. in Goethes Westöstl. Divan. (NZZ. 1899, Nr 75).

Langmesser, Aug. Jac. Sarasin, der Freund L's, Lenzens, Klingers u. a.; ein Beitr. z. Gesch. der Genieperiode. Diss. Zür., ZF. Dr. 1899.

Langmesser, Aug. Jac. Sarasin, der Freund L's ... (Abhandlgn, herausgeg. v. der Ges. f. deutsche Sprache in Zür. V).

(Liederhandschrift, Heidelberger; Manesse-Codex): Brunner, Karl. Ueber den Ursprung der großen Heidelberger Liederhandschr. (Beil. z. Allg. Z. 1899, Nr 73).

Liederhandschrift, die große Heidelberger; in getreuem Textabdr. herausgeg. v. Frdr. Pfaff. Mit Taf., Titelbild, sowie Initialen in Buntdr. Bd 1 u. 2. Heidelb. 1898 u. 99.

Zeppelin, Eberh. Graf. Zur Frage des Ursprungs der großen Heidelb. Liederhandschr. u. s. w. noch einmal. (Der deutsche Herold. 1898, Nr 12).

(Meyer, Conrad Ferd.)[1]: Busse, Karl. C. F. M. als Lyriker. (Zukunft. Jahrg. 7, Nr 11).

Fidus. K. F. M.; Versuch einer Würdigg vom kathol. Standpunkte aus. (Alte u. neue Welt. Jahrg. 33, Hft 9).

Franzos, Karl Em. C. F. M.; ein Vortr. Berl. 1899.

Frey, Ad. Aus C. F. M's Leben. (Deutsche Rundschau. Jahrg. 25, Hft 6, 8, 9 u. 12).

Kraeger, Hch. Zu C. F. M's Gedichten u. ihrer Entstehg. (NZZ. 1899, Nr 76 u. 77).

Kraeger, Hch. Zur Technik u. Entwickelg der Gedichte C. F. M's. (Beil. z. Allg. Z. 1899, Nr 82 u. 83).

Moser, Hch. Aus C. F. M's Dichterwerkstatt; eine litterar. Studie. (Schweiz. 1899, Hft 17).

---

[1]) Eine vollständige Bibliographie aller aus Anlaß des Ablebens von C. F. Meyer erschienenen Zeitungs- und Zeitschriftenartikel zu geben, ist weder an dieser Stelle noch in der Totenschau beabsichtigt.

Religiöse, das, in C. F. M's Gedichten. (Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz. 1899, Nr 14—17).

Stickelberger, Hch. Die Kunstmittel in K. F. M's Novellen. Burgd. 1899.

(Zahn, Ernst): Geiger, A. E. Z., ein Schweizer Bergpoet. (Die Nation. Bd 16, Nr 50).

VIII. Biographie; Totenschau.

(Angerer, Gfr.): Niggli, A. G. A.; eine biograph.-krit. Skizze. (Schweiz. Musikzeitg. Jahrg. 38, Nr 1, 2, 4 u. 5).

(Bachofner, Hch): H. B., Seminardirektor; ein Lebensbild, mit Auszügen aus seinen Briefen. Mit Portr. Zür., Ev. Ges. 1900.

(Bächtold, Jak.): Arx, W. v. Lebensbild v. J. B. (Jak. Bächtold: Kleine Schr.; hg. v. Theod. Vetter. 1899).

Fischer, Herm. J. B. (Beil. z. Allg. Z. 1899, Nr 175).

Vetter, Theod. J. B. (28. Jahreshft des Ver. schweiz. Gymnasiallehrer. 1898).

(Baumgartner, Wlh.): Rich. Wagner u. W. B. (Schweiz. Musikzeitg. Jg. 38, Nr 15).

(Bion, Walt.): Jubiläumsfeier, die, des Hrn Pfarr. B.; herausgeg. v. Freunden d. Jubilars. Bern 1898. — Jubiläumsfeier, die, des Hrn Pfarr. W. B. in Zür. 1898. Mit dem Bildn. d. Jubilars. Zür., Müller 1898.

(Bleuler, Herm.): Armeekorpskommandant H. B.; v. K. (Schweiz. 1899, Hft 1; mit Bild). — (ZAZ. 1899, Nr 29; mit Bild).

(Böcklin, Arn.): Meißner, Franz Hrm. A. B. (Das Künstlerb. I). Berl. 1898.

Marti, Fritz. A. B. (Am häusl. Herd. Bd 1, Hft 1).

(Böhmert, Karl Vict.): Isolani, Eug. K. V. B.; zu seinem 70. Geburtstage, 23. Aug. 1899. (NZZ. 1899, Nr 233).

(Bürkli-Ziegler, Arn.): Sutermeister, Mor. Quai-Bürkli; aus dem Leben des Nationalrat Dr. A. B.-Z., Schöpfer der Quai-Anlagen in Zür. Mit Portr. Zür., Schmidt 1899.

Einweihung des Denksteins f. A. B. am 24. Juni 1899; Reden des Stadtpräs. Hans Pestalozzi u. A. (NZZ. 1899, Nr 175 u. 176). (Stadt-Chr. d. ZP. 1899, Nr 50). (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 26; mit einer Taf.). (ZAZ. 1899, Nr 26; mit Bild).

(Engel-Egli, Regula): Wiedenkeller, Jul. Die schweiz. Amazone; Abenteuer, Reisen u. Kriegszüge einer Schweizerin ... mit der franz. Armee unter Napoleon I. (Schweiz. 1898, Hft 19).

(Eschmann, Ed.): Fritschi, Fr[dr.]. E. E., Lehrer in Wald. (Ber. üb. d. Verh. d. zürch. Schulsyn. 1898).

(Fröhlich, Edm.): H[irzel]-B[urkhard], R[ud.]. Pfarr. E. F. (Monatsbl. d. christl. Ver. junger Männer in Zür. 1898, Nov.).

(Furrer, Jonas): Engell-Günther, J. Dr. J. F., erster Bundespräs. d. Schweiz. (Helvetia. Jg 22, Hft 1 u. 2).

(Geßner, Kd, Joh. Jak. Scheuchzer, Josias Simler): Gribble, Franc. The early mountaineers. Ill. Lond. 1899. [Kap. 8—10].

(Graf, Kd): Erinnerung, zur, an K. G., Sek.-lehrer in Männedorf; Gesänge u. Gedächtnisrede (v. Pfarr. Glieb Schuster) bei d. Beerdiggsfeier; der hinterlass. Familie gewidm. durch die Sek.-schulpflege. oO. [1898].

(Gsell-Fels, Theod., Dr. med.): T. G.-F. (Schweiz. 1898, Hft 21). (Deutsche Rundsch. f. Geogr. u. Statistik. Jahrg. 21, Hft 4; mit Portr.).

(Hauser, Jul.): J. H., ob der Kirche Wädensweil. (Jahrb. der evangel. Jüngl.- u. Männerver. d. deutsch. Schweiz. 1898).

(Hegi, Franz): F. H., Kunstmaler u. Stecher. Mit vier Orig.-abb. (Schweiz. 1899, Hft 17).

(Heß, Joh. Jak., Antistes, u. Kaplan Jgn. Romer): Heß, P[aul] D.: Aus dem Briefwechsel zwischen J. J. H. u. J. R. (Schweiz. theol. Zeitschr. Bd 16, Hft 1 u. 2).

(Keller, Gfr.): G. K's Briefe an J. Baechtold. (Deutsche Rundsch. 1898, Okt.).

(Kinkel, Gfr.): Trojan, Joh. Eine K.-Erinnerung. (Das litterar. Echo. Bd 1, Nr 13).

(Kinkel, Gfr. u. Johanna): Meyer-Krämer, R. Ungedruckte Briefe v. G. u. J. K. u. Jak. Burckhardt. (Deutsche Revue. 1899, Jan., März).

(Koelliker, Alb.): Koelliker, A[lb.]. Erinnergn aus meinem Leben. Mit 7 Vollbildern, 10 Textfig. u. dem Portr. d. Verf. in Heliogravure. Leipz. 1899.

(Koelliker, Dav.): Eidenbenz, [H.]. D. K., der Jünglingsvater, v. Zür. 1807—75. (Jahrb. der evangel. Jüngl. u. Männerver. d. deutsch. Schweiz. 1898).

(Koller, Rud.): Marti, Fritz. R. K. (Am häusl. Herd. Bd 1, Hft 8).

(Lavater, Joh. Casp.): Funck, Hch. Zu Goethes Briefwechsel mit L. (Goethe-Jahrb.; hg. v. Ldw. Geiger. 20. Band).

Funck, Hch. Ein Brief J. G. Schlossers an J. C. L. (Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins. NF. Bd 14, Hft 4).

S[chultheß], H[ans]. Ahnentafeln berühmter Schweizer. I: J. C. L. (Arch. hérald. suisses. 1899, Nr 1).

(Ludwig, Karl, Prof. Dr.): Fick, Ad., u. Rob. Tigerstedt. K. L. (Biograph. Blätter — Bettelheim. Bd 1, 1895).

(Meyer, Joh. Hch, u. Joh. Ed Steiner): Hauser, K[asp.]. Aus dem Briefwechsel des J. H. M. in Zür. an J. E. S. in Winterth. 1795/97. (Sonnt.-Post d. Landb. 1899, Nr 29).

(Meyer, Ed Ferd.): Frey, Ad. E. F. M. (Biograph. Blätter — Bettelheim. Bd 2, 1896).

(Müller, Em.): Dr. med. E. M. in Winterth. (Verh. d. schweiz. Naturf. Ges.; 81. J.-vers. in Bern 1898). — Müller, A. Nachruf. (Mitt. d. Naturwiss. Gesellsch. Winterth. 1897/98).

(Näf, Hch; Erziehgsrat): (Schneebeli, J[oh.] J[ak.], u. J[oh.] J[ak.] Egg): H. N.; ein Lebensbild. Mit dem Portr. N's. Pfäff. (1898).

(Orelli, Joh. Casp.): Barth, Hrm. J. C. O. (NZZ. 1899, Nr 6).

(Pestalozzi, Hch): Ziegler, Theob. H. P. (Biograph. Blätter — Bettelheim. Bd 2, 1896).

Einweihung, die, des P.-Denkmals in Zür., 26. Okt. 1899: Bericht v. F[ritz] M[arti], Reden v. [Walt.] Bissegger u. [Hans] Pestalozzi. (NZZ. 1899, Nr 297). — Rede v. Casp. Appenzeller. (NZZ. 1899, Nr 298). — Tafelscherz [Verse in Dialekt] v. J. Hardmeyer-Jenny. (NZZ. 1899, Nr 300). — Bild des Denkmals, von Casp. Appenzeller u. Hugo Siegwart. (ZAZ. 1899, Nr 43).

Bauch, Gust. Breslau u. P.; nach aktenmäß. Quellen. (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. 33).

Bornemann. Pastor Ewalds Vorträge über P's Methode für Körperbildung u. Unterricht. (Rheinische Bl. f. Erz. u. Unterr. Bd 73, Nr 5).

Herbart, P. u. — Herr Prof. Paul Natorp. I. (Zeitschr. f. Philos. u. Pädagogik. Bd 6, Hft 4).

Humbert, V. La société du jeudi et P. (Musée neuchât. 1899, Nr 5 u. 6).

H[unz]z[iker, Otto]. P. in Stans. (Schweiz. Zeitschr. f. Gemeinnützigk. Jahrg 38, Hft 2).

Israel, A[ug.]. Ueber P's Verhältnis z. Religion u. z. religiös. Bildg. Vortr. Ausschn. [Leipz. 1898].

Közle, G. Das pädagog. Anschauungsprinzip P's im Zus.-hang mit seinem pädagog. Entwicklgsgang. (Neue Blätter aus Süddeutschl. f. Erz. u. Unterr. Bd 28, Hft 2).

M[orf], H[ch]. Zur Erinnerg an P's Geburtstag, den 12. Jan.; Aehrenlese auf dessen Gefilde. (Landb. 1899, Nr 10).

Natorp, P[aul]. Herbart, P. u. die heutigen Aufgaben der Erziehgslehre. Stuttg. 1898.

Sachse, Fr. P. u. die Volksbildg. (Der prakt. Schulmann. Bd 48, Hft 2).

Süß, Aug. Pestalozzi als sittlich-relig. Erzieher in Theorie u. Pra
Bd II: Prakt. Teil. (Auch unt. d. Tit.: A. S.: P. als sittl.-re
Erz. in s. Anstalten z. Stanz, Burgd. u. Iferten). Weißenbg 18

(Pfeifer, Ab.): Schultheß, O. A. P. (28. Jahresheft des Z
schweiz. Gymnasiallehrer. 1898).

(Rebsamen, J. U.): Christinger, J. Seminardir. J. U. R. (Schwe
pädagog. Zeitschr. Bd 8).

(Schmid, Fel.): Furrer, Kd. Ein Jerusalem- u. Sinaipilger a
Zür. im 15. Jahrh.: Der Predigermönch F. S. Ill. (Neuj.-B
des Waisenh. Zür. 1899). Zür., Ber. Dr., FB. Comm. 1899. 4°.

(Schönenberger, Ed.): Fritschi, Fr[dr.]. Erziehgsrat E. S. (Be
üb. d. Verh. d. zürch. Schulsyn. 1898). — Grabrede v. H. Utzinger
SA. Zür., OF. 1898.

(Schweizer-Sidler, Hch): Surber, A[lfr.]. H. S.-S. (Jahresber.
üb. die Fortschr. der klass. Altert.-wiss.; Nekrologe 1898).

(Schweizer, Joh. Casp., u. Anna Magdal. Heß): Engell-Günther, J.
Ein merkwürdiges Ehepaar in merkw. Zeit. (Helvetia. Jahrg. 22,
Hft 6—9).

(Sieber, Joh. Casp.): Fritschi, Fr[dr.]. Reg.-Rat J. C. S.; Er-
innergsworte. (Ber. üb. d. Verh. d. zürch. Schulsyn. 1898).

(Simmler, Anna Regula): Ganz, Paul. Briefwechsel zwischen A. R. S.
u. ihren Freunden. Mit e. Taf. (Zürcher Taschenb. 1899).

(Snell, Ldw. u. Wlh.): Engell-Günther, J. Aus jüngst-vergangener
Zeit. (Helvetia. Jg 22, Hft 4 u. 5).

(Spöndly, Hch): Spöndly, Otto. H. S., Prof. Dr. med.; ein
Zürcher Gelehrter u. Arzt. (NZZ. 1898, Nr 342).

(Strauß, Dav. Frdr.): Briefe, zwei, v. D. S. aus d. Jahre 1839.
(ZP. 1899, Nr 203 u. 204).

(Wagner, Rich.): R. W. u. Wlh. Baumgartner. (Schweiz. Musikzeitg.
Jg 38, Nr 15).

B[elar]t, [Hans]. R. W's Teilnahme am Dresdener Maiaufstand
u. seine Flucht nach Zür. (NZZ. 1898, Nr 321 u. 323).

Nef, Willi. Mitteilgn aus R. W's Schweizer-Exil. (Schweiz. Musik-
zeitg. Jg 38, Nr 15).

(Wille, Franç.): Frey, Ad. F. W. (Biograph. Blätter — Bettel-
heim. Bd 2, 1896).

(Zehnder, Ulr.): Jugendzeit, aus der, Dr. med. U. Z's, Bürger-
meisters des Kant. Zür. (1798—1877). (Zürcher Taschenb. 1899).

(Zeuner, Gust.): G. Z.; zu seinem 70. Geburtstage, 30. Nov. 1898.
(Schweiz. Bauzeitg. Bd 32, Nr 22).

(Zürcher, Joh.): Alt Turnlehrer J. Z. in Aar.; v. H. K. Mit Bild.
(Schweiz. 1898, Hft 21).

Biographie, allgemeine deutsche. 44. Band. Leipz. 1898.
Winkelsheim, Dav. v., letzter Abt von Stein a. Rh.; vor 1460—1526. (Ferd. Vetter).
Wolfensberger, Joh. Jak., Landschaftsmaler; 1797—1850. (Carl Brun).
Wydler, Hch, Botaniker; 1800—1883. (E. Wunschmann).
Wyß, Dav. v., der Aeltere; 1737—1815. (Ger. Meyer v. Knonau).
Wyß, Dav. v., der Jüngere; 1763—1839. (Ger. Meyer v. Knonau).
Wyß, Geo. v.; 1816—1893. (Ger. Meyer v. Knonau).
Wyß, Hans Kd v., Statthalter; 1749—1826. (Ger. Meyer v. Knonau).
Wyß, Paul Frdr. v., Prof. Dr.; 1844—1888. (Ger. Meyer v. Knonau).
Zehender, Ferd.; 1829—1885. (Otto Hunziker).
Zehnder, Hans Ulrich, Bürgermeister; 1798—1877. (Otto Hunziker).
Zehnder-Stadlin, Josephine; 1806—1875. (Otto Hunziker). 45. Bd. Lieferg 1—3. Leipz. 1899.
Zeller, Cäcilie, relig. Dichterin; 1800—1876. (Ldw. Fränkel).
Zeller, Johannes, Seidenfärber; 1777—1866. (H. Wartmann).
Zeller, Karl Aug., Pädagog; 1774—1840. (Sander).
Ziegler, Jak. Melch., Kartograph; 1801—1884. (Vikt. Hantzsch).
Ziegler, Jak. Chrph, Oberst; 1768—1859. (Ger. Meyer v. Knonau).
Ziegler, Paul Karl Ed. Oberst; 1800—1882. (Ger. Meyer v. Knonau).
Zimmermann, Joh. Jak., Prof. der Theologie; 1695—1756. (Gust. v. Schultheß-Rechberg).
Zollinger, Hch, Reisender u. Naturforscher; 1818—1859. (Vikt. Hantzsch).

Portrait-Gallerie, schweiz. Hft 67. Zür., OF. [1899].
Wolf, Gfr., Rechtsanwalt u. a. Oberrichter.

Jahrbuch, biographisches, u. deutscher Nekrolog; herausgeg. v. Ant. Bettelheim. Berlin. Bd I (1897).
Avenarius, Rich. Hch Ldw.; 1843—96. (Fr. Carstanjen).
Brunnenmeister, Em.; 1854—96. (Karl Binding).
Egli, Joh. Jak.; 1825—96. (W. Wolkenhauer).
Fritzsche, Otto Fridolin; 1812—96. (Kohlschmidt).
Honegger, Joh. Jak.; 1825—96. (E. Guglia).
Staub, Fritz; 1826—96. (A. Bachmann).
Weber, Rob.; 1824—96. (Ad. Frey).
Band II (1898).
Baechtold, Jak.; 1848—97. (Theod. Vetter).
Hirzel, Ldw.; 1838—97. (Dan. Jacoby).
Nüscheler, Arn.; 1811—97. (J. R. Rahn).
Rothpletz, Chrn Em.; 1824—97. (Ad. Frey).

Totenschau schweiz. Historiker (1893—96); v. Rob. Hoppeler. (
f. schweiz. Gesch. 1899, Nr 4).
Bürkli, Frdr. Paul Dav.; 1818—96.
Egli, Joh. Jak., Prof. Dr.; 1825—96.
Fritzsche, Otto Fridolin, Prof. Dr.; 1812—96.
Staub, Fritz, Dr.; 1826—96.

- - -

Beckh, Aug. v., Baurat in Stuttg. [1853—60 Obering. der N. O. B
*1809, †6. V 99: (NZZ. 1899, Nr 128). (ASZ. 1899, Nr 10
(Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 19).
Billeter-Oertli, Frdr., Dr. med. *1837, †11. VIII 99: (NZZ. 189
Nr 224; v. K.). (ZAZ. 1899, Nr 33; mit Bild).
Binkert, Gfr., Buchdr.-besitzer in Winterth. *1847, †25. VII 99
(NZZ. 1899, Nr 206). (ZP. 1899, Nr 174). (Landb. 1899, Nr
173). (ZFZ. 1899, Nr 30). (ASZ. 1899, Nr 174). — Von A. H.
(Schweiz. 1899, Hft 18; mit Bild).
Breiten-Landenberg, Hermine v. †10. VII 99, 63 J.: (ZFZ. 1899,
Nr 28). (NZZ. 1899, Nr 193).
Büeler, Hch, Gemeindepräs. v. Wetzikon. †2. III 99, 54 J.: (NZZ.
1899, Nr 63).
Conrad, Ernst, Lithograph. *1841, †21. V 99: (ZP. 1899, Nr 120).
(ZAZ. 1899, Nr 23; mit Bild).
Cunz, Hch Carl, Oberstlt. in Rorsch. †11. IV 99, 61 J.: (ZAZ. 1899,
Nr 15).
Daverio, Gust., Ing. *1839, †5. VI 99: (NZZ. 1899, Nr 157).
(Stadt-Chr. d. ZP. 1899, Nr 45). (ZAZ. 1899, Nr 27; mit Bild).
(Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 23).
Dürst, Fridolin, Kaufm. †27. II 99, 50 J.: (ZAZ. 1899, Nr 9; mit
Bild).
Eckinger, Joh. Hch, a. Sek.-lehrer in Benken. †25. VII 99, 81 J.:
(NZZ. 1899, Nr 207). (ZP. 1899, Nr 175).
Favre, Armand, Ing. †2. X 1899, 40 J.: (Schweiz. Bauzeitg. Bd 34,
Nr 15).
Finsler, Geo., Antistes Dr. *24. XII 1819, †1. IV 99. (NZZ.
1898, Nr 350 u. 359). (NZZ. 1899, Nr 91). — Gedicht v. J. P.
in H. (NZZ. 1899, Nr 94). — Von J. C. Scheller. (NZZ. 1899,
Nr 116 u. 118). (ZP. 1899, Nr 78). (ZFZ. 1899, Nr 14). (ZAZ.
1899, Nr 14; mit Bild). (Landb. 1899, Nr 79). (ASZ. 1899,
Nr 79). (Kirchenbl. f. die ref. Schweiz. 1899, Nr 17 u. 18). —
Gedicht v. J. P. (Kirchenbl. f. die ref. Schweiz. 1899, Nr. 14). —

Von L[dw.] P[estalozzi]. (Ev. Wochenbl. 1899, Nr 19). — Von C. Orelli. (Kirchenfreund. 1899, Nr 8). — Ansprache bei der Beerdigg [v. Ldw. Pestalozzi]. (Ev. Wochenbl. 1899, Nr 16). — Von G[eo.] F[insler in Basel]. (Centralbl. des Zof.-Ver., Juli 1899).

Scheller, J[oh.] C[asp.]. Dem Andenken des verewigten Ant. Dr. G. F. '(1819—99)'. SA. Zür., NZZ. Dr. 1899.

Schnyder. L'antistès F. de Zur. Av. portr. (La liberté chrét. 1899, Nr 7).

Stähelin, Rud. Zur Erinnerg an Dr. G. F. SA. Bern 1899.

Furrer, Ed., Direktor der Krankenanstalten in Kamloops (Brit. Columbia). † 12. XI 98: (Landb. 1899, Nr 6).

Gaertner, Ernst, Baurat, in Wien. * 1841, † 27. II 99: (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 10 u. 11).

Gutknecht, Alfr., Gasdir. in St. Gallen. † 23. II 99, 43 J.: (NZZ. 1899, Nr 63). (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 9).

Guyer-Zeller, Ad. * 1. V 1839, † 2. IV 99: (NZZ. 1899, Nr 93, 96). (ZP. 1899, Nr 79 u. 80). (Landb. 1899, Nr 79). (ZFZ. 1899, Nr 14 u. 15; mit Bild). (ZAZ. 1899, Nr 14; mit Bild). — Von L[dw.] P[estalozzi]. (Ev. Wochenbl. 1899, Nr 19). (ASZ. 1899, Nr 79). (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 14).

Studer, Jul. A. G.-Z. (Schweiz. 1899, Hft 5; mit Bild).

Wrubel, Frdr. A. G.-Z. (Frdr. Wrubel: Ein Winter in der Gletscherwelt. 1899. S. 65—74).

Haffter, Eug., Pfarr. in Schönenberg. * 1866, † 27. III 99: (ASZ. 1899, Nr 76). — Von [Otto] P[estalozzi]. (ZFZ. 1899, Nr 14). — Von R. Löw. (Centralbl. d. Zof.-Ver., Juni 1899). — Von A[lfr.] B[ertholet]. (Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz. 1899, Nr 18). — Von [Otto] P[estalozzi]. (Ev. Wochenbl. 1899, Nr 14).

Heisterhagen, Wlh., a. Konzertmeister. * 1812, † 2. II 99: (NZZ. 1899, Nr 52). Von Dr. W. (NZZ. 1899, Nr 61). (ZAZ. 1899, Nr 9). (ZP. 1899, Nr 44).

Höhn, Edm., Weltpostdir. * 15. VII 1838, † 30. I 99: (NZZ. 1899, Nr 31 u. 33). (ZP. 1899, Nr 27). (Landb. 1899, Nr 27). (ASZ. 1899, Nr 27).

Schröter, C. (Schweiz. 1898, Hft 26; mit Bild).

Höhn, Jean, Kantonsrat in Schönenberg. † 9. X 99, 48 J.: (NZZ. 1899, Nr 281). (Landb. 1899, Nr 239).

Holzhalb, Dav., a. Pfarr., in Zollikon. * 1839, † 20. VIII 99: (ZAZ. 1899, Nr 34). — Von [Otto] P[estalozzi]. (ZFZ. 1899, Nr 34). (ASZ. 1899, Nr 200). — Von L[dw.] P[estalozzi]. (Ev. Wochenbl. 1899, Nr 35).

Kern-Rychner, Em., Präzisionsmechaniker. * 1830, † 23. XI 98: (NZZ. 1898, Nr 328). (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 1).

Kreis, Hans Casp., alt Lehrer. † 11. I 99, 78 J.: (Stadt-Chr. d. ZP. 1899, Nr 4). (Landb. 1899, Nr 12). (ZAZ. 1899, Nr 3; mit Bild).

Kübler, Jak., Pfarr. Dr., in Wülfl. * 1827, † III 99: (NZZ 1899, Nr 72, 77). (ZP. 1899, Nr 60). (Landb. 1899, Nr 59). (ASZ. 1899, Nr 60). — Von O[tto] H[aggenmacher]. (Helvetia, Jg 22, Hft 8).

Kunz, Casp., Privatier in München. † 10. VII 99, 79 J.: (NZZ. 1899, Nr 196).

Leemann, Ed., Buchdruckereibesitzer. † 3. IX 99, 50 J.: (ZAZ. 1899, Nr 36; mit Bild).

Lienhard, A., Lehrer. * 1845, † 15. VI 99: (NZZ. 1899, Nr 165). (ZFZ. 1899, Nr 25). (ZAZ. 1899, Nr 25; mit Bild).

Lommel, Eug. v., Rektor Prof. Dr., in München. [1865—67 Mathematiklehrer am Gymnas. u. Privatdocent in Zür.]. * 19. III 1837, † 19. VI 99. (Ill. Zeitg. 1899, Nr 2922; mit Bild). (NZZ. 1899, Nr 190). (ZP. 1899, Nr 144). (ASZ. 1899, Nr 144).

Maag, Rud., Dr. phil. * 1866, † 30. X 99: Von [Ger.] M[eyer] v. K[nonau]. (NZZ. 1899, Nr 303). (ZP. 1899, Nr 257). (ASZ. 1899, Nr 258).

Marty-Raschle, Fritz, Kaufm. † 4. III 99, 59 J.: (ZFZ. 1899, Nr 10). (ZAZ. 1899, Nr 10; mit Bild). — Von [Otto] P[estalozzi]. (Ev. Wochenbl. 1899, Nr 11).

Meier, Jak., Statthalter in Bülach. * 1831, † 24. II 99. (NZZ. 1899. Nr 58). (ZP. 1899, Nr 50). (Landb. 1899, Nr 52).

Merz, Dan. Huldr., a. Pfarr. * 1828, † 27. VIII 99: (ZAZ. 1899, Nr 37).

Meyer, Cd Ferd. * 11. X 1825, † 28. XI 98: Von J[ak.] C[hrph] Heer. (NZZ. 1898, Nr 331). — Von Ad. Frey. (NZZ. 1898, Nr 331 u. 332). — Die Bestattg; v. [J. C.] H[eer]. (NZZ. 1898, Nr 333). — Rede an der Leichenfeier; v. J. R[ud.] Rahn. (NZZ. 1898, Nr 334). — Trauerfeier zur Erinnerg, mit Rede v. [Jul.] Stiefel. (NZZ. 1898, Nr 351 u. 352). (ZP. 1898, Nr 281). — An der Totenbahre C. F. M's; [Gedicht]. (ZP. 1898, Nr 294). — Die Trauerfeier. (Stadt-Chr. d. ZP. 1898, Nr 100). — (ZFZ. 1898, Nr 48). (Landb. 1898, Nr 281 u. 284). — C. F. M.; Gedicht v. F[ritz] R[ohrer]. (Nebelspalter. 1898, Nr 49). — Von [Otto] P[estalozzi]. (Ev. Wochenbl. 1898, Nr 50). — C. F. M.; [Gedicht] v. Ad. Vögtlin. (Sonnt.-Beil. der ASZ. 1898, Nr 49). — C. F. M.; Gedicht v. Alice Freiin v. Gaudy. (Velh. u. Klasings Monatshfte. Jahrg 13, Hft 6). — C. F. M.; Bild. (Schweiz. 1898, Hft 18). — Aus C. F. M's Leben u. Dichten. (Vaterland. 1898, Nr 286—89).

Zur Erinnerg an Dr. C. F. M.; Gedächtnisrede v. Pfarr. H. J. Baumann u. Erinnergsworte v. Prof. J. Rud. Rahn. Zür., Ver. Dr. 1898. — (Am häusl. Herd. Bd 2, Hft 3). — (Ueb. Land

u. Meer. Bd 80, Nr 12). — Erinnergn an C. F. M. (Gegenwart. Bd 54, Nr 50). — C. F. M. zum Gedächtnis. (Deutsche Rundsch. Jahrg. 25, Nr 4).

Basedow, Hans v. K. F. M. (Wiener Rundsch. Jahrg 3, Nr 3).

Blum, Hans. Ein Besuch bei C. F. M. (Basler Nachr. 1899, Nr 64 u. 65).

Bolza, Wlh. C. F. M. (Das litterar. Echo. Jahrg 1, Hft 7).

Frey, Lina. C. F. M. (Schweiz. 1898, Hft 26).

Haarhaus, K. C. F. M. (Der Bote f. deutsche Lit. Bd 1, Nr 1).

Hart, Hch. K. F. M. (Daheim. Jahrg. 34, Nr 15).

Jaccard, E[m.]. Un auteur suisse: C. F. M. (La famille. Vol. 40, Nr 1 u. 2).

Meyer, Rich. M. C. F. M. (Nation. Bd 16, Nr 10).

Poppenberg, Fel. Zu K. F. M's Gedächtnis. (Der Türmer. Jahrg. 1, Hft 5).

Stern, Ad. C. F. M. Mit Portr. (Westermann's ill. deutsche Monatshfte. 1899, Sept.).

Trog, Hans. K. F. M. (Beil. z. Allg. Z. 1898, Nr 283).

Vögtlin, Ad. C. F. M. (Helvetia. Jahrg. 22, Hft 5).

Mohr, Ant., Pfarr. in Greifensee. * 1827, † 26 XI 98: (NZZ. 1898, Nr 332). — Von K. (Ev. Wochenbl. 1898, Nr 49). — Von [Otto] P[estalozzi]. (Ev. Wochenbl. 1899, Nr 50).

Morf, Hch, Waisenvater. * 6. IX 1818, † 28. II 99: (ZP. 1899, Nr 53). (Landb. 1899, Nr 52). (ZFZ. 1899, Nr 10). (ASZ. 1899, Nr 53). — Ein schweiz. Schulmann; v. F. (Schweiz. 1898, Hft 17; mit Bild).

Walter, E. Dr. H. M. (NZZ. 1899, Nr 72—74).

Nachod, Gust., Kaufmann. * 1819, † 22. X 99: Von C. Sch. (NZZ. 1899, Nr 295). (ZAZ. 1899, Nr 43).

Onufrowicz, W., Dr. med. † 30. III 99, 43 J.: (ZAZ. 1899, Nr 14).

Palmert, C. J., Kaufm. † 28. XI 98, 55 J.: (ZP. 1898, Nr 280).

Pfenninger, Arn., a. Sem.-dir. † 15. III 99, 66 J.: (NZZ. 1899, Nr 76). (ZP. 1899, Nr 67). (Landb. 1899, Nr 67). (ASZ. 1899, Nr 68).

Pfyffer, Ed., Maler. * 1836, † 2. IV 99: (NZZ. 1899, Nr 117). (ZAZ. 1899, Nr 16).

Rellstab, Casp., Landwirt. † 14. IV 99, 84 J. (Ev. Wochenbl. 1899, Nr 17).

Schabelitz, Jak., Buchdruckereibesitzer. * 1827, † 28. I 99: Von [Jak.] H[ar]dm[eyer]. (NZZ. 1899, Nr 30). — (ZP. 1899, Nr 26). (Landb. 1899, Nr 27). (ZAZ. 1899, Nr 5). (ASZ. 1899, Nr 27).

Schneebeli, Jean, Wirt. † 9. IX 99, 50 J.: (NZZ. 1899, Nr 252). (ZAZ. 1899, Nr 37).

Schneider, Jak., Ing. * 1831, † 23. V 99: (Landb. 1899, Nr 178). (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 21).

Schnorf, Karl, Kantonsrat. † 20. VI 99, 50 J.: (NZZ. 1899, Nr. 172).

Schoch, Gust., Prof. Dr. * 1833, † 27. II 99: (NZZ. 1899, Nr 59). (ZP. 1899, Nr 51). (Landb. 1899, Nr 52). (ZWZ. 1899, Nr 10; mit Bild).

Ris, F[erd.]. Prof. G. Sch. (Mitt. der schweiz. entomolog. Gesellsch. 1899). (NZZ. 1899, Nr 136).

Schoch-Meister, Paul, Kaufm. * 1840, † 15. V 99: (ZWZ. 1899, Nr 20; mit Bild).

Schultheß, Alb., a. Stadtkassier. † 15. XII 98, 60 J.: (ZFZ. 1898, Nr 51).

Schwarz, J., Dir. der mechan. Seidenstoffweberei Winterth. † 15. II 99, 45 J.: (ZP. 1899, Nr 41). (Landb. 1899, Nr 40).

Schweizer, Frdr., a. Dir.-sekr. der G. B. in Luzern. * 1816, † 17. IV 99: (NZZ. 1899, Nr 109). (ZP. 1899, Nr 92). (ASZ. 1899, Nr 92).

Siber, Max, Stadtforstmeister in Winterth. † 27. II 99, 36 J.: Von U[lr.] M[eister]. (NZZ. 1899, Nr 58 u. 59). — (ZP. 1899, Nr 50). (ZWZ. 1899, Nr 9; mit Bild). (Landb. 1899, Nr 51).

Strebel, Rich. M. S. (Schweiz. 1899, Hft 11; mit Bild).

Sommerhoff, Reinhard Em., Kaufm. † 10. IV 99, 54 J.: (ZWZ. 1899, Nr 15).

Spörry, J. J., Fabrikbesitzer in Vaduz. † 3. VI 99, 72 J.: (ZWZ. 1899, Nr 23).

Stark, Ad., Bureauchef der Briefexped. * 1839, † 4. VI 99: (NZZ. 1899, Nr 156). (ZWZ. 1899, Nr 26; mit Bild).

Staub, Dan., Kaufm. † 19. II 99, 65 J.: (NZZ. 1899, Nr 52).

Steinhauser, Ferd., Kaufm. † 12. IV 99: (NZZ. 1899, Nr 101). (ZP. 1899, Nr 87). (ZWZ. 1899, Nr 15).

Ulrich-Heußer, Frdr. Sal., Baumeister in Küsnach. † 25. VII 99, 78 J.: Von [Otto] P[estalozzi]. (ZFZ. 1899, Nr 30). (Stadt-Chr. d. ZP. 1899, Nr 59).

Ulrich-Gysi, Karl Hch, Buchdr.-besitzer. * 1834, † 13. VII 99: (NZZ. 1899, Nr 192). (ZP. 1899, Nr 164). — Von [Otto] P[estalozzi]. (ZFZ. 1899, Nr 28 u. 29; mit Bild). — (ZWZ. 1899, Nr 28 u. 29; mit Bild). — Von L[dw.] P[estalozzi]. (Ev. Wochenbl. 1899, Nr 29). — (Schweiz. 1899, Hft 17; mit Bild).

Ulrich, C. Ed, Baumeister u. a. Stadtrat. * 1846, † 13. III 99: (NZZ. 1899, Nr 73, 95). — Von [Hans] P[estalozzi]. (NZZ. 1899, Nr 74). (Stadt-Chr. d. ZP. 1899, Nr 21). (ZFZ. 1899, Nr 11). (ZWZ. 1899, Nr 4; mit Bild). (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 11 u. 12).

Vaterlaus, Hans, Archit. † 7. X 99, 51 J.: (NZZ. 1899, Nr 281). (ZAZ. 1899, Nr 41).

Vollenweider, Joh., a. Gemeindeamm. v. Wollisb. * 1807, † 15. VII 99.: (ZAZ. 1899, Nr 31; mit Bild).

Walder, Karl, Dr. med., Dir. des Kant.-spitals Winterth. † 11. II 99, 48 J.: (ZP. 1899, Nr 38). (Landb. 1899, Nr 37). (ASZ. 1899, Nr 38).

Weber, Alfr., Archit. † 16. II 99, 52 J.: (NZZ. 1899, Nr 50). (ZAZ. 1899, Nr 8; mit Bild). (Schweiz. Bauzeitg. Bd 33, Nr 8).

Weckesser, Aug., Maler in Rom. * 1821, † 11. I 99: (Landb. 1899, Nr 12). (ASZ. 1899, Nr 13). (Sonnt.-Beil. d. ASZ. 1899, Nr 4).
 Waser, Otto. A. W.; ein schweiz. Maler. (Schweiz. 1898, Hft 23).
 F[leiner], A[lb.]. W.-Ausstellg in Winterth. (NZZ. 1899, Nr 77 u. 80).

Werner, Franz, Dr. med. † 11. VIII 99, 65 J.: (ZAZ. 1899, Nr 33).

Würth, Wlh., Kaufm. † 1. I 99, 65 J.: (NZZ. 1899, Nr 4). (Stadt-Chr. d. ZP. 1899, Nr 1).

